This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

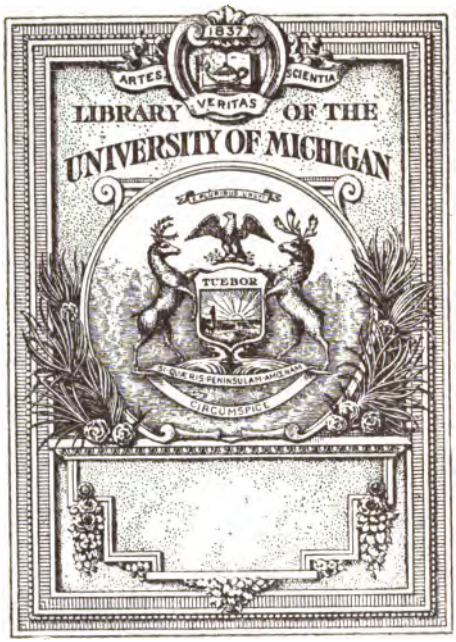
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

U
769
.H693

A 444958

Tirocinium

eines deutschen Officiers

in

Spanien.

Herausgegeben

von

Gustav Höfken.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Karl Göpel.
1841.

Inhalt des vierten Bandes.

Achtes Buch.

Reise nach Sevilla: die Mancha und das Gebiet des Guadalquivir.

(Aus dem Tagebuche.)

			Seite
Kapitel	1.	Eine Hinrichtung; Fahrt bis in die Mancha	3
„	2.	Aufenthalt in Manzanares; die unverhoffte Begegnung; ein Schulmann über spanische Musik	24
„	3.	Ein Strauß mit Facciosos; Uebergang über die Sierra morena, deutsche Ansiedelungen	53
„	4.	Ein empfindlicher Verlust; Cordoba; Einfluß englischen Sectirergeistes; die Moschee .	81
„	5.	Ecija; Carmona; erster Tag in Sevilla .	111
„	6.	Sevilla; die Ruinen von Itálica	135

394902

Neuntes Buch.

Die Heimkehr über Portugal.

(Aus dem Tagebuche.)

Seite

Kapitel 1. Abfahrt auf dem Guadalquivir: die Provinz Cadiz 171

„ 2. Cadiz; Fahrt nach Liſſabon 201

„ 3. Zwiegeſpräch mit einem Kosmopoliten . . 229

„ 4. Don Pedro und Don Miguel: ſociale Zuſtände, Kunſt in Portugal 265

„ 5. Deutſche in Liſſabon; Neger; ein Naturforſcher; Briefe 288

„ 6. Die Union der iberiſchen Halbinſel und ihrer Colonien 309

„ 7. Eine Seefahrt von fünf Wochen . . . 325

Achtes Buch.

Reise nach Sevilla: die Mancha und das Gebiet des Guadalquivir.

(Aus dem Tagebuche.)

Neuntes Buch.

Die Heimkehr über Portugal.

(Aus dem Tagebuche.)

Seite

Kapitel 1. Abfahrt auf dem Guadalquivir: die Provinz Cadiz 171

„ 2. Cadiz; Fahrt nach Liſſabon 201

„ 3. Zwiegeſpräch mit einem Kosmopoliten . . 229

„ 4. Don Pedro und Don Miguel; ſociale Zuſtände, Kunſt in Portugal 265

„ 5. Deutſche in Liſſabon; Neger; ein Naturforſcher; Briefe 288

„ 6. Die Union der iberiſchen Halbinſel und ihrer Colonien 309

„ 7. Eine Seefahrt von fünf Wochen . . . 325

Achtes Buch.

Reiſe nach Sevilla: die Mancha und das Gebiet des Guadalquivir.

(Aus dem Tagebuche.)

Erstes Kapitel.

Eine Hinrichtung; Fahrt bis in die Mancha.

Aranjuez, 15. Juli, 7 Leguas von Madrid. Mitternacht.

Heute, nachdem ich zwei Monate und drei Tage in der spanischen Hauptstadt zugebracht — eine Zeit, die ich an Erfahrungen jeder Art für die reichste meines Lebens halten möchte — verließ ich gegen 2 Uhr Nachmittags Madrid, auf der großen Straße nach Andalucien, mit einem langen Zuge vierrädriger, roh überdeckter und auf der Achse ruhender Wägen (Galeras), denen sich auch mehre Privatkutscher u. s. w. angeschlossen haben. Die ganze Karavane langt eben in Aranjuez, eine der gefeierten spanischen Residenzstädte, wohlbehalten an, die Posaden sind dermaßen mit Gästen überfüllt, daß man für Geld und gute Worte nichts zu essen bekommen kann und ich mich mit ziemlich leerem Magen zu Bett, d. h. auf eine über den steinernen Fußboden gestreckte mit reinem Linnenzeug überzogene Matraze legen muß. Doch nicht dieß, etwas anders wird meine Geister nicht zum Schlaf kommen lassen, den Homer für ein so großes Gut hält, daß er ihn auch den Unsterblichen zueignet.

Das letzte, was ich in Madrid kennen lernen sollte, war die Garrote — die erste Hinrichtung, die erste gesetzliche Tödtung, die ich in meinem Leben sah. Wenn sich mir jemals ein solches Schauspiel wieder entgegenstellen sollte, was Gott verhüte, so werde ich aus allen Kräften eilen, ihm zu

entrinnen. Mit Grauſen ſteht das Geſicht noch immer vor mir — unverändert, der zerquetſchte Hals, die Zunge zum Munde heraus — ach, entſetzlich! Ich bin gerade kein Weichling. Ich ſah großes Unglück, Menſchen in Waſſer- und Feuersnoth umkommen, rang ſelbſt mit dem Tode, ſah Kugeln ſprühen, den Tod wüthen. Freunde, noch in dieſem Augenblick blühend und voll Hoffnung, ſah ich im nächſten im Blute ſchwimmend, ſah zerſpritzte Gehirne, zerſchmetterte Gebeine, aufgeriſſene Leiber um mich her. Ich hörte Menſchen um den Tod winſeln, das letzte Geächze der ohne Hülfe Verſterbenden. Das alles iſt ſchrecklich; aber was iſt es gegen eine Hinrichtung? Der Tod des Helden erſchüttert und erhebt zugleich. Die moraliſche Größe des, der freiwillig in den Tod geht, ſiegt über ſeine Schauder. Es iſt das Loos der Menſchen, auf die eine oder die andere Weiſe aus dieſem Leben abzutreten: wer iſt zu beklagen, für eine edle, ihn begeiſternde Sache ſcheiden zu müſſen? Erhebende Gedanken löſchen den bitterſten innern Zwieſpalt und auch den Todesſchmerz aus. Aber eine Hinrichtung? Das iſt ein in Nichts verſöhnendes ſcheußliches Schauſpiel! Oder glaubt ihr, das Gefühl werde in uns wach, das Opfer falle zur Sühne menſchlicher Gerechtigkeit? Das Herz müſſe dabei jauchzen? Wer ſollte ſo Kannibale ſein! Und wie heißt das chriſtliche Gebot der Liebe? Ach, wie im Triumphe, in Feierkleidern wird der Unglückliche nach dem Richtplatze geſchleppt. Vor den Augen einer ſchauluſtigen Menge beſteigt er zitternd das Hochgericht. Ein Prieſter redet ihm bis zum letzten Augenblick von der Allbarmherzigkeit Gottes vor und mit kalter Grauſamkeit wird er erwürgt, ja, mit dem Meſſer an der Kehle reden ihm die grauſamen Menſchen von der ewigen Gnade Gottes. Die eigene Herabwürdigung unſers Geſchlechts iſt dabei eben ſo groß als die Verhöhnung des Allbarmherzigen. Doch ich will den Fall ruhig erzählen.

Alle Galeras und übrige Wägen, die nach Andalucien wollten, sollten sich schon um 10 Uhr Morgens vor einem am Thore von Toledo gelegenen Wirthshause versammeln. Mit zwei Freunden, die mir das Geleit gaben, war ich zur bestimmten Stunde auf dem Platze; der Mayoral aber erklärte mir jetzt im Vertrauen, es würde mindestens noch drei Stunden dauern, ehe der Zug in Bewegung käme. Wir beschlossen, derweilen einen Spaziergang unter den Baumgängen um Madrid zu machen. Da bemerkten wir denn auf einem weiten Anger ein hohes Gerüste und zahlreiche Menschen umher. „Eine Hinrichtung!“ sagte ein Freund: „sollen wir sie mit ansehen?“ „Ja,“ antwortete der andere, sich zu mir wendend: „Sie müssen auch einmal diesem traurigen, leider nur zu gewöhnlichen Schauspiel in Spanien beiwohnen.“

Die bürgerlichen Delinquenten, mitunter in Garnisonen sogar auch Soldaten, werden in Spanien mit einem Halseisen strangulirt, was sie **dar garrote** heißen. (**Garrotillo** heißt die Halsbräune, wörtlich das Halseischen.) Zu dem hölzernen Gerüste führte eine Treppe hinauf; an der gegenüberliegenden Seite ragte über demselben ein hoher Pfahl hervor, an dem in der Höhe des Menschen das eiserne Halsband angebracht ist, das um den Hals des armen Sünders mittels einer Schraube mit Spindel zugeschnürt wird; wenn der hintenstehende Henker die Spindel einmal im Nu angedreht hat, ist der Hals so dünn wie ein Schweinsdarm.

Das Gerüst war von bewaffnetem Militär umschlossen. Auch der Zug zum Hochgericht wurde von Soldaten begleitet. Der Deliquent, von Priestern umgeben, saß verkehrt auf einem Esel. Es war ein junger Mensch, 19 Jahre alt, von Statur gedrungen, seine Farbe blaß wie der Tod, die Züge scharf geprägt, die Stirn hoch, er schien Verstand und Muth zu haben. Ein feuerrothes Kleid, in Form eines

mönchiſchen Rockes, hing um ſeine breiten Schultern herab. Mitleid ergriff mich unwillkührlich bei ſeinem Anblick, auch war es nöthig, daß Officiere der Stadtmiliz bei den Soldaten umſagten, man möge ja nicht vergeblich und nur falſche Hoffnungen erweckend „Gnade! Gnade!“ rufen, weil es der Regentin Wille ſei, daß die Execution in allen Fällen ſtattfände.

Das zu ſühnende Verbrechen iſt allerdings gräßlich. Der Delinquent, ein avancirter Soldat bei einem königlichen Regiment, hat zwei junge Milicianos aus Madrid bei Nachtzeit überfallen, ſo verwundet, daß ſie ſpäter daran ſtarben, und ſie dann beraubt, alſo einen Raubmord begangen. Aber giebt es keine paſſendere Sühne dafür als den Tod auf dem Richtplatz? — Hier angekommen, wurde der Sünder vom Eſel gehoben und rückwärts, wahrſcheinlich um ihn eines ſchrecklichen Anblickes zu ſchonen, nach der unterſten Stufe der Gerüſttreppe geführt, wo ihm ein Geiſtlicher die Treppe hinauf geleitet, bis er mit ſeinem Rücken den ſenkrecht ſtehenden Pfahl erreichte, an dem er ſich auf eine kleine Bank niederließ, wobei er unverwandt den Blick auf den laut betenden Prieſter vor ihm gerichtet hielt. Dieſer ſagte ihm jetzt das letzte Gebet vor, das er laut nachſprechen mußte, mit immer größerer Eile, während der Henker von hinten die Maſchine anlegte. Die letzten Worte ſprach auch der Henker mit — „Vergebung der Sünden, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, Amen.“ — Das Amen bezeichnet die Umdrehung der Kurbel, ein weißes Tuch bedeckte ſeinen Kopf und der Menſch hatte ſeinen Geiſt aufgegeben. Nun wurde das Tuch wieder abgenommen — ein gräßliches Geſicht! — — — — Der ganze Akt währte eine gute Viertelſtunde. Der Gerichtete bleibt bis Abends ſechs Uhr am Pfahl, dann ſoll der Körper faſt kohlſchwarz ſein.

Zum Ruhme der Madrider muß ich sagen, es hatte sich verhältnißmäßig nur eine geringe Zahl Zuschauer eingefunden, aus den mittlern und höhern Ständen sah ich Niemanden und man bemerkte kein einziges anständiges Frauenzimmer. Die Menge bestund aus rohem, niederem Volk und ging eben so gleichgültig auseinander als sie dem Schauspiel zugesehen. Ja, während der Handlung selbst boten Wasserträger, da es sehr heiß war, ihr Eiswasser feil, mit dem gewöhnlichen Ruf: agua fresca como la nieve! und wurde einem meiner Freunde, ungeachtet wir uns aufmerksam gemacht hatten, unsere Taschen zu hüten, das Taschentuch stipitzt. Auf dem Richtplatze war ein Tisch aufgeschlagen und mit einer weißen Decke überlegt, hinter demselben saß ein Kirchner und bat um Almosen für die Seele des armen Sünders: fast kein Zuschauer verließ den Ort, ohne ein Geldstück auf den Tisch zu legen. Für das Almosen werden Messen gelesen für Erlösung der armen Seele.

Solcher Executionen finden annoch in Madrid alljährlich mehre statt; was aber nicht den mindesten Einfluß auf Verminderung der Verbrechen hat und nicht haben kann. Man sollte die Gerichtsverhandlungen feierlicher, ergreifender machen, das würde ungleich besser wirken. Die Hinrichtungen, man kann sich davon überzeugen, erschrecken Niemanden, auch nicht den Bösewicht, erbittern aber viele und machen sie grimmig gegen die Menschen. Sie verfehlen gänzlich ihren Zweck, wenn das Volk nur die Strafe sehen und nicht den Hergang des Verbrechens in seinen geringsten Details kennen lernen soll: nur bei voller Oeffentlichkeit der Gerichte giebt es auch ein öffentliches Rechtsbewußtsein, das sich verletzt fühlen, Sühne verlangen kann. Man sollte auch im Verbrechen noch den Menschen ehren, um der Menschheit und der Liebe willen, und die Justiz würde dabei mehr gewinnen als verlieren; denn die Leidenschaften sind bei den

meiſten Menſchen ſtärker als die kranke, nervenſchwache Phantaſie, die allein des Verbrechers aufgehobenen Arm an das Schaffot mahnt. Der Angeklagte ſelbſt würde um ſo eher, die Welt um ſo tiefer fühlen, wie Großes durch das Verbrechen verletzt worden ſei, jener alſo um ſo gewiſſer zur Selbſtanklage, zur Reue geführt werden. Wir ſtehen noch immer in der römiſchen Abſchreckungslehre, die keinen Boden in unſerer Zeit hat, keinen Zuſammenhang mit unſerm öffentlichen Bewußtſein, noch mit dem chriſtlichen Geiſte überhaupt. So lange das antik-objektive Prinzip im Strafcodex nicht, wie's im ganzen übrigen Leben geſchehen iſt, dem chriſtlich-ſubjectiven Prinzip Platz macht, ſo lange hat das Strafrecht keine ſittliche Einwirkung auf die Geſammtheit, ſteht es außer dem Leben, vereinzelt, in der Luft, eine häßliche Fratze.

Kann man im Ernſte glauben, die Androhung der Todesſtrafe durch das Geſetz werde irgend Jemanden vom Begehen eines Verbrechens abhalten? In der geſetzlichen Strafe fühlt der Menſch nur eine Scheu, nur eine Furcht, die tief im Gewiſſen und ſelbſt in den Vorurtheilen der Welt begründet iſt — es iſt die Scheu, die Furcht vor der Entdeckung ſelbſt, die ihn unehrlich macht, nicht aber vor dem Grade der Strafe. Hat der Böſewicht einmal jene Scheu verloren, die die einzige moraliſche Macht an der Strafe ſelbſt iſt, ſo kann zwar der Gedanke an harte Ahndung ihn noch oft quälen, ihn bitter, unmenſchlich, grauſam machen und immer verderblicher auf ihn einwirken, ihn aber nicht mehr von einem Verbrechen zurückſchrecken. Wenn die Hinrichtung den Böſewicht nicht erſchreckt, warum ſoll ſie den beſſern Menſchen empören? Sie iſt unwirkſam gegen die einen wie für die andern, und ſelbſt gegen diejenigen, die noch, wenn auch nur ſchwach, mit der öffentlichen Schande kämpfen, denn die öffentliche Schande ſcheint ihnen mit dem Leben zu

enden. Die Hinrichtung kann Verachtung, Ekel am Leben, aber keine Liebe zu demſelben einflößen. Sie bildet eine Art Schauſpiel, das mit dem Leben des Menſchen umgeht, wie grauſame Kinder wohl mit einer Katze, das dem Guten über die Herabwürdigung des Menſchthums mit Unwillen erfüllt, den Weichen über die Nichtigkeit des Lebens niederdrückt, den Verhärteten, Verwilderten aber höchſtens darüber zu empörenden Späßen führt, daß man in ſo leichter, ſchmerzloſer Manier eine arme Seele zum Teufel ſpedire. Wahrlich, vor der Gerechtigkeit, die mit dem Henkerbeil ſtraft, ergrauſt die Seele. — — — Freilich, die Todesſtrafe läßt ſich vertheidigen. Was ließe ſich nicht vertheidigen? Gewiß, der Seelenbeſitz in Rußland, der Sklavenhandel mit den Negern iſt im Prinzip weniger verwerflich als die Hinrichtung, die ein Recht involvirt, das über Sklavenbeſitz weit hinausgeht. Wir können jenes auch als eine Nothwendigkeit im Entwicklungsgange, wie traurig auch, ſowohl der Ruſſen als der afrikaniſchen Neger erkennen; aber dem Verbrecher ſchneiden wir mit dem Leben die Beſſerung ſelbſt ab. Hat ein Sterblicher Recht über das Leben, ſo nur der Menſch über ſein eigenes. Taſtet er ſelbſt es an, ſo begeht er zwar an ſich eine höchſt unmoraliſche, verwerfliche Handlung, die der Chriſt vor Gott nimmer verantworten kann; aber vor den Menſchen kann das Motiv ſie adeln, als Rettungsanker menſchlicher Ehre, wie denn die letzten Römer, die durch ihre eigene Hand fielen, ſelbſt in der chriſtlichen Zeit objectives Lob gefunden haben; unter gewiſſen Bedingungen forderten die Stoiker ſogar den Selbſtmord, von welchen geſagt iſt, es ſcheine, als habe die menſchliche Natur eine Anſtrengung gemacht, um dieſe bewundernswerthe Sekte hervorzubringen, die jenen Pflanzen ähnlich ſei, welche die Erde an Orten erzeuge, die der Himmel niemals geſehen hat.

Mag das poſitive Geſetz aller Länder die Todesſtrafe

noch zulaſſen, das Hochgericht iſt nur eine Verhöhnung der chriſtlichen Geſellſchaft. Das Leben iſt von Gott, iſt heilig, nicht bloß das der Könige, ſondern aller Menſchen; das Leben des Menſchen an ſich iſt keine Rechtsbeſtimmung und kann auch keine werden, es ſtützt ſich nicht auf Uebung, Geſchichte oder Philoſophie. Es zu brechen, iſt gegen Gottes Gebot: Du ſollſt Deine Feinde lieben! — das für die Geſellſchaft ſo gut wie für den Einzelnen gilt. Und Chriſten tödten ihre Brüder unter religiöſen Ceremonien? — Die Abſchreckungstheorie hat mit chriſtlicher Gerechtigkeit ſo viel zu thun, wie der häusliche Pantoffel einer Xantippe mit ehelicher Liebe. Sie iſt eine Lüge durchweg, von Anfang bis zu Ende, eine entſetzliche Lüge. Sie iſt unſittlich im Prinzip wie in der Ausführung. Ihr Grundſatz ähnelt dem etwas, den auch eine Geſellſchaft Räuber befolgt, die, nach dem Prinzip oder dem Inſtinkte der Selbſterhaltung, um ſich vor Verrätherei zu ſchützen, in ihren Schlupfwinkeln ſicher zu ſein und die Mittel des Lebens zu erhalten, die eigenen Mitglieder wie die umwohnenden Häusler zittern laſſen, Menſchen erſchlagen und berauben, Häuſer und Dörfer plündern und in Brand legen. — Oder kündigt ſich das Blutgeſetz gar als Rächer und Sühner Gottes an? Mancher große Räuber hielt ſich auch für das Werkzeug und die Geißel Gottes, die ſündhaften Menſchen zu ſtrafen! Gott aber hat anderes Erbarmen mit unſerer Sündhaftigkeit als das Henkerbeil: er ſandte uns ſeinen eingebornen Sohn, der um unſerer Sünden willen am Kreuze ſein Blut vergoß.

Aranjuez, 16. Juli.

Wir begaben uns erſt Nachmittags wieder auf den Weg, um die brennende Mittagshitze zu vermeiden. Das ließ mir am Morgen Zeit, die Stadt, das Schloß, den großen Garten in Augenſchein zu nehmen.

Am meiſten hat mir der olivengrüne Tajo gefallen, den ich hier zum erſtenmale begrüßte. Noch hat er nur den vierten Theil ſeines Laufes gemacht, noch haben die meiſten und weit mächtigſten Beiflüſſe ihr Gewäſſer nicht mit dem ſeinigen vermengt, und ſchon iſt er ein anſehnlicher, hurtig hinſtürzender Fluß. Ich hoffe ihn bald in ſeiner ganzen Größe und Pracht bei Lisboa wieder zu ſehen. Nicht weit unterhalb Aranjuez mündet der Xaramafluß in den Tajo, nicht viel weniger waſſerreich als dieſer ſelbſt. Mit der Xarama haben ſich bereits der Henares, der Manzanares, der bei Madrid vorbeizieht, und der Tajuna vereinigt. Die große Straße von Madrid bleibt natürlich nicht in dem vielgeſchlängelten Flußthale, ſondern geht ſogleich leis anſteigend auf das Plateau. Ungefähr in der Mitte zwiſchen Madrid und Aranjuez liegt die Stadt Valdemoro, der es am gefallenen Gemäuer aus alter Zeit nicht mangelt, wo wir eine Stunde anhielten. Zwei Stunden von Aranjuez geht die Straße vom Plateau wieder abwärts, zuerſt in das Thal des Xaramafluſſes, den man überſchreitet, ſodann in das weite Thalbecken des Tajo. Die ganze Strecke iſt ſo gut wie baumlos, nur am Wege ſelbſt prangen ſchöne alte Bäume; ſie iſt nicht eben, immer hat man die mehr oder minder tief eingefurchten Thäler kleiner Flüſſe zu durchſchneiden, und faſt beſtändig ſteigt der Weg ein wenig an oder ab; ſonſt iſt die Gegend einförmig. Auch hier wächſt Wein. Die Fläche, die die Ufer des Tajo und ſeiner Beiflüſſe berührt, iſt fruchtbar und gut angebaut, aber die Abhänge vom Plateau ſind wie gewöhnlich ſandig, kahl, öde.

Die Stadt Aranjuez, eine gelegentliche Reſidenz mit graden, breiten Straßen und Plätzen, wie Mannheim, und einem mehr modernen als ſpaniſchem Ausſehen, bietet wenig Bemerkenswerthes; ein großes rundes Haus der Toros fehlt ihr nicht, in dem ſich wahrſcheinlich zu Zeiten der Hof an

Stiergefechten beluſtigte. Die ludi Circenses blieben auch bei der vornehmſten Welt in Spanien faſt beliebter als die ludi scenici. Auch ſieht man hier auf den freundlichen Hügeln eine Telegraphenlinie von Madrid nach Sevilla angefangen, die unvollendet geblieben. Der königliche Sitz zu Aranjuez iſt aber eben ſo freundlich als prächtig. In dem vom Tajo mitten durchſtrömten Garten hat es mir unendlich wohlgefallen. Stundenlang zieht ſich der reiche Park an beiden Ufern hin, Tempel, Statuen, Prachtalleen, Villen fehlen nicht. Namentlich habe ich mich in dem dunkeln, tiefen Gebüſche, das den Augen und der Seele des Nordländers beſonders wohlthut, recht heimathlich erquickt. Dort findet man auch die deutſchen Bäume, Eichen und Buchen, in ihrer ganzen Friſche und reichſten Entfaltung; aber nicht minder die volle Pracht von Platanen, Cedern, Cypreſſen, Ulmen — die herrlichſten Bäume faſt aller Zonen auf dieſem Fleck zuſammengedrängt. Der Garten war voll von herumſchwärmenden Reiſegefährten, ſo daß ſie für heute die zärtlichen Paare überall aufſcheuchten, die von dem geräuſchvollen Madrid in Aranjuez einen Zufluchtsort ſtillen Glücks ſuchen; in dem Dufte und Schatten des herrlichen und zauberhaften Tajoparks. Der Sitz von Aranjuez iſt ohne Zweifel der freundlichſte und königlichſte der Welt.

Ocanna, 9 Leguas von Madrid.

Ocanna, berühmt durch einen Sieg der Franzoſen, die den Spaniern viele Tauſend Gefangene abnahmen, und durch das übertriebene Bulletin, iſt größer als Aranjuez — es zählt 13 bis 14,000 Einwohner — und die zweite Stadt der neucaſtiliſchen Provinz Toledo. Das Zugvieh ruht hier eine Stunde aus. Denn von Aranjuez ſteigt die Straße unausgeſetzt bis Ocanna, das auf der Hochfläche liegt, die mit dem Gebirge von Toledo in Verbindung ſteht (d. h. mit

der Kette zwiſchen dem Tajo und dem Guadiana), alſo zwei ſtarke Leguas bergan. Ich allein habe den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt und einige ſchöne Punkte gefunden, von wo aus man weit über das Tajothal hinſchauen kann. Die Muße, ſie zu genießen, fehlte nicht, da ich mich eine Stunde früher als der Zug auf den Weg gemacht. Gleich bei Aranjuez ſteigt man eine angenehme Höhe hinan, die etwas bewaldet iſt. Schäfer hüteten umher ihre Heerden. Unter einem ſchattigen Baume ſtreckte ich mich auf dem grünen Raſen, der von Ausdünſtungen der Kräuter und Blumen duftete. Von hier konnte mein Auge dem Ebro eine Strecke abwärts folgen. Seine Wellen ſtrömen in einem reichen, freundlichen Thale den Mauern des herrlichen Toledo zu, einer der eigenthümlichſten und merkwürdigſten Städte Spaniens. Wie gern wär' ich ihnen gefolgt, um auch nur einen Blick auf die berühmte, übereinandergethürmte, denkmalreiche, romantiſche, alte Hauptſtadt der mauriſchen und caſtiliſchen Lande werfen zu können!

Ein Geognoſt würde hier gewiß artige Entdeckungen machen. Gewöhnlich fand ich auf der Halbinſel die untern Bergabhänge aus poröſen Maſſen beſtehend; doch nirgends traf ich ſolche tiefe Durchlöcherungen an als in dieſer Gegend; ich halte davon, es müſſen ſich hier viele Höhlen befinden. Vielleicht ſteht dieſe Erſcheinung mit dem merkwürdigen Umſtand in Verbindung, daß das Waſſer des Guadiana in der Mancha mehre Meilen weit unter die Oberfläche der Erde verſinkt. Auch giebt es hier kleine Seen, die vulkaniſcher Natur zu ſein ſcheinen.

Man muß erſtaunen, welchen ausnehmend ſchönen und würdevollen Frauen man oft in unſcheinbaren ſpaniſchen Häuſern begegnet. So in dem Wirthshauſe Ocannas, in dem wir anhalten. Ich weiß nicht, ſoll ich mehr die ächt caſtiliſche Würde der Patrona oder die Schönheit und

Lebhaftigkeit ihrer älteſten Tochter bewundern. Letztere, Antonie mit Namen, erinnert mich auffallend an den Engel auf dem berühmten Rafaelſchen Madonnenbilde im Louvre zu Paris. Dieſelbe liebliche, leichte Geſtalt, daſſelbe Haar, die himmliſchen Augen — — Eben kömmt ſie und ruft mich zum Eſſen. Ich habe nemlich für gut befunden, wie die übrigen Reiſenden der Galeras, mit dem Mayoral die Uebereinkunft zu treffen, daß ich ihm täglich bis Cordoba, vorausgeſetzt, daß die Reiſe nur acht Tage dauert, einen harten Thaler (einen ſp. Piaſter) für Beköſtigung zahle. So bekomme ich heute doch mindeſtens regelmäßig zu eſſen. Der Mayoral zieht daraus einen kleinen Nutzen, aber man hat auch das Vergnügen, eine gemeinſame muntere Tafel zu halten. — Ocanna beſitzt ein römiſches Quellenbad, an deſſen Kryſtallbehältern man ſtets freundliche Mädchen ihre orientaliſchen Krüge füllen ſehen kann. Szenen, die den lieblichſten Vorſtellungen unſerer Kindheit entſprechen.

Tembleque, 17. Juli, 14 Leguas von Madrid.

Geſtern fiel beim Eſſen in Ocanna eine kleine Szene vor. Ich ſtand mitten im Feuer zwiſchen Mädchenaugen, die auf mich losſchoſſen, als wollten ſie mich mauſetodt machen. Das Feuer auszuhalten, dazu gehört eine größere Herzhaftigkeit als das der Carliſten. Ein junges Mädchen aus Altcaſtilien, die in meiner Galera mitfährt und den Franceſes ſchon ziemlich handgreifliche Lobpreiſungen gemacht hat, ſaß mir gegenüber; ein anderes von ziemlicher Corpulenz, die im Faeton fährt (d. h. in einer Art von Stellwagen, deſſen Plätze aber ſchon ſechs Wochen vor der Abfahrt belegt waren), eine Andaluſierin und ihrem Angeben nach eine kunſtgeübte Sängerin, ſaß mir zur Linken und erſchöpfte ſich in Artigkeiten, ja, erwies ſich endlich mit ihren Armen und Beinen zärtlicher als ſich für ihr Geſchlecht ziemt. Es

beluſtigte mich, die beiden Frauenzimmer aneinander zu bringen. Manches Auge, auch Antoniens, merkte den Spaß. Die letzte — ich hatte mich bei ihrer jüngeren Schweſter nach dem Namen des artigſten Blümchens von Ocanna erkundigt — machte ſich um uns zu thun. Ihre Feueraugen erwiederten meine liebreichen Betrachtungen. Das bemerkte die neidiſche Nachbarin — denn zur Eiferſucht hatte ſie nicht das mindeſte Recht — und ſchoß immer zornigere Blicke auf Antonien ab, die ſich einigemale hinter ihren Stuhl ſtellte und über die Thorheit lächelte. Auf einmal rief die erboſte Tochter Andaluciens: „Stellen Sie ſich nicht hinter meinen Stuhl!“ — „Sehr wohl!“ antwortete Antonie, „glauben Sie denn, Sie wären ein ſo anziehender Magnet?“ — „Ich nicht, aber ein anderer!“ Antonie wurde feuerroth. „Sennorita,“ ſagte ich, „klatſchen Sie meiner Nachbarin Beifall, damit ſie nicht durchfalle: denn ſie iſt eine Sängerin und hat uns eine Probe ihrer Geſchicklichkeit geben wollen; ich nehme die allgemeine Nachſicht in Anſpruch, hat ja doch die junge ehrenwerthe Geſellſchaft bemerkt, daß Ihre Schönheit allein die Mißtöne hervorgerufen.“ Das unterdrückte Gelächter der übrigen brach hervor. „Hören Sie, die Diſſonanzen löſen ſich bereits in vollkommene Harmonie auf.“ Gelb vor Aerger ward die Zänkiſche. Beim Scheiden aber ſtahl ich einen Kuß von Antoniens keuſchen Lippen, die mir zärtlich nachriefen: „Gott beſchütze Sie, mein Freund!“ Beſonders auf dem Lande und in den kleinern Städten herrſcht hier Natürlichkeit und Friſche, keine kränkelnde Sentimentalität, keine übertünchte Sittenloſigkeit. Die Mädchen lieben raſch und aus voller Seele.

Jetzt hört man ſchon überall von Räubereien und Unthaten. Die Reiſenden, namentlich die Frauen, fangen an,

ſich zu ängſtigen. Man ſieht in den Dörfern mehr und mehr Geſindel, das gewiß den Diebesſinn ſehr ausgebildet hat und dem es ordentlich gut thun mag, einen Fremden, Franzoſen, Freimaurer, Juden auszuplündern. Die Polizei hat die Hochſtraßenritter in keinem Lande verſcheucht; ſelbſt nicht einmal die Inquiſition in Spanien, die doch eine ſo ſtrenge Polizei handhabte, wie deren vielleicht kein anderes Land gekannt hat. Berlin iſt voll Polizeiagenten und Gensdarmen, und dennoch leben dort in fröhlicher Sicherheit an achttauſend junge Diebe, die ſofort mehre Regimenter bilden könnten. Aber unſere Gewohnheiten, größerer Verkehr, größere Bevölkerung machen den Straßenraub ziemlich ſelten bei uns. In Spanien hat man andererſeits geſehen, daß einige tüchtige Männer auf eigene Fauſt und mit eigenen Mitteln in kurzer Zeit ganze Provinzen von Räubern befreiten; aber freilich, nur ſo lange ihre Wirkſamkeit währte. Thätige Bürger mit gehöriger Vollmacht handhaben die Polizei am beſten. Bei gewiſſen Gewohnheiten, bei Schlendrian und Schläfrigkeit helfen noch ſo zahlreiche Agenten zu nichts. Die Hauptſache aber iſt, die Sitten zu verbeſſern, Liebe zur Arbeit und zum Hausweſen einzuflößen.

Dem bisher durchzogenen Lande fehlen nicht wohlbebaute, unabſehbare Felder. Zu Anfang des Frühjahrs könnte ſich der Reiſende über die Fruchtbarkeit dieſer Gegend leicht täuſchen laſſen, ſieht er auf dem Hochland, ſo weit ſein Auge reicht, grüne Saaten. Allein in gegenwärtiger Jahreszeit erblickt er das reife Getreide auf den ungeheuern Feldern ſo dünn und kurz ſtehen, daß ihm kein Zweifel über den einen großen Mangel dieſes Landes übrig bleiben kann. Der Himmel iſt monatelang unverändert heiter und hoch und leicht gewölbt, Licht überfüllt die Luft und den Boden, und das Auge ſucht vergeblich nach Waſſer, nach Grünem und Erfriſchung. Daher ſucht man denn hier auch neben dem Wohlſtande Einzelner eine

Armuth, wie wir ſonſt nirgend in Spanien vorgekommen iſt. In dem hochgelegenen Flecken la Guardia (die Wache) — auf den Urſprung dieſes Namens deutet noch ein alter Thurm und Gemäuer aus der Maurenzeit — hub es mit derſelben an. Ganz nackte Kinder, ſelbſt ohne Hemde, bettelten uns hier an, wie Hunde haſchten ſie nach den Brocken, die ihnen hingeworfen wurden — Brod, Aepfel, ſelbſt die Schaalen von Früchten ſuchen ſie aus dem Staube auf und ſchlingen's eßluſtig herunter, ein kupfernes Quartſtück macht ſie überglücklich. Alte Leute betteln nicht, nur Kinder, und aus dieſen müſſen ſich natürlich die Wegelagerer bilden.

Ventas del Puerto del Lapiche, 18. Juli, 21. Leguas von Madrid.

In Madrilejos, das wir gegen fünf Uhr erreichten, hielten wir geſtern das Haupteſſen, welches natürlich immer erſt beſtellt und zubereitet werden muß. Ich habe mich mit den ſpaniſchen Nazionalſchüſſeln vollkommen befreundet.

Auch Madrilejos, welche caſtiliſche Stadt über 8000 Einwohner zählt, erſcheint ärmlich. Nur die Kaſtagnetten und das Tamburin ſchmettern auch hier die alten innigen Tanzweiſen, die man ſelbſt hören und fühlen muß, und auch hier wie überall herrſcht die gottvolle ſpaniſche Fröhlichkeit in den Gemüthern.

Puerto de Lapiche iſt kaum ein Pueblo zu nennen; es beſteht nur aus mehren Ventas an der großen Straße, denen ſich noch einige andere Gewerbe angeſchloſſen haben. Sonſt erreicht man in der Regel alle 2 Meilen eine Landſtadt. Der Ort wächst an, da hier die Straße von Toledo in die Hauptſtraße einmündet und nahe Städte fehlen. Zwiſchen Tembleque und hier liegen große öde Haideſtrecken, noch vorgeſtern iſt auf einer derſelben eine Diligence aus Andaluſien beraubt und verbrannt und mehre Reiſende ſind fortgeſchleppt worden. Die Diligencen gehen nicht mehr regelmäßig

und bei besonders dringlichen Gelegenheiten, oder wenn sie denken nichts befürchten zu müssen; je seltener sie gehen, für desto sicherer halten sie sich, um so mehr als sie schnell fahren. Das Reisen hat hier jetzt viel Unbequemes, Gefährliches und Kostspieliges zugleich. Nicht bloß müssen die gewöhnlichen Escopeteros (Füsiliere) oder Escolteros, die mit geladenen Büchsen zur Seite der Wägen gehen und deren Vorhut und Nachhut bilden, wie wenn eine regelmäßige Truppe marschirte, sondern oft auch noch eine besondere Bedeckung von Miliz, wie wir deren z. B. von Tembleque bis Puerta de la Piche mit uns nahmen, honorig bezahlt werden. Man kann für Geleit täglich etwa einen harten Thaler auf den Mann rechnen. Wo auf einer Hochebene keine Berge und keine eingeschnittenen Thäler in der Nähe sind, wo man nichts als das flache Tafelland und den Himmel sieht, hat die Aussicht viel Aehnliches mit der auf der offenen See. Je freier der Umblick, desto sorgsamer forscht der Aengstliche mit dem Fernrohre umher, ob er wohl ein Fähnlein Räuber am Horizont entdecke, wie der verschlagene Schiffer auf offener See nach einer Flagge forschen mag, nur mit entgegengesetzten Wünschen, es sei denn ein Sklavenschiff oder ein verfolgter Corsar.

Indeß die meisten Reisenden stören sich wenig um die Gefahr und namentlich in unsrer Galera, die vom Anführer des ganzen Zugs, dem eigentlichen Mayoral, selbst geleitet wird, geht es munter her. Nichts Abenteuerlicheres kann man sehen als unsere Karavane und ihr Leben.

Die Galera ist ein vierrädriger breiter Wagen, dessen Vorderräder niedriger sind als die Hinterräder, alle mit breiten Felgen versehen. Unten werden die Koffer und das Gepäck so geladen, daß sie oben eine ziemlich wagerechte Ebene bildet; darüber wird eine Decke gebreitet (auch wohl Stroh und manche nehmen Kissen mit), auf der die Reisenden

— etwa 8 bis 10 — in zwei langen Reihen einander gegenüber ſitzen oder liegen, indem ſtarke Leiterwände an beiden Seiten in die Höhe gehen. Ueber letztere iſt die Bedeckung geſpannt, die aus runden Rohrſtöcken mit durchflochtenem Stroh beſteht, ſehr leicht iſt und zugleich vor der Sonnenhitze ſchützt, da Stroh und Rohr ſchlechte Wärmeleiter ſind; an den beiden Querſeiten iſt der Wagen offen für freien Luftzug, in denen ſich freilich auch oft Staub einmengt. Zu jeder Galera gehört ein Fuhrmann und ein Aufſeher, jetzt auch mindeſtens zwei Escolteros, und gewöhnlich ſind 8 große Maulthiere vorgeſpannt.

Unſer Zug beſteht aus 8 ſolchen Galeren, die verſchiedene Beſitzer haben, aus einem Faeton für 12 Perſonen, aus einigen Karren, Privatkarroſſen und Reitern, worunter ein hübſches Brautpaar. Alle ſteuern für die allgemeinen Unkoſten der Bedeckung gleichmäßig bei. Da wir in einer Poſade kein Unterkommen finden, ſo nahmen wir ſtets mindeſtens zwei Gaſthöfe ein.

Um einen Begriff davon zu geben, welche ausgezeichneten Perſonen ſich hier gegenwärtig mit Reiſebequemlichkeiten behelfen müſſen, die bei uns Meiſter Schuſter und Handſchuhmacher verſchmähen würden, brauche ich nur diejenigen anzuführen, die in meiner Galera fuhren. Vorerſt der alte General Morales, aus dem Kriege in Amerika wie aus dem Unabhängigkeitskampfe rühmlich bekannt, mit einem Bedienten. Er iſt ein ernſter, würdiger Mann, doch ſehr geſprächig, erzählt gern aus ſeinem Leben, wodurch er ſich, obwohl inkognito reiſend, Jedermann verrathen. Ein entgegengeſetzter Karakter iſt der noch junge und aktive General L., Generalinſpector der Armee Valencias, der von Madrid über Cadix zu Waſſer nach Valencia reiſen muß, wegen der carliſtiſchen Expedition, und weil die Banden, der Prätendenten ſtrauchdiebiſche Hülfstruppen, jetzt mehr als je

losgelaſſen ſind. Dieſer ſpielt ſeine Verkappung meiſterhaft durch, er iſt ein Virtuoſe in Hanswurſterei, er hat ganz den Humor eines Narren aus der guten alten Zeit und würde ſelbſt einem Shakſpearſchen Ehre machen. Sein Witz ſtürzt die ganze Geſellſchaft nicht ſelten in ein erſchütterndes herzſtärkendes Gelächter. Hört man ihn und den ernſten General Morales gegeneinander ſprechen, ſo denkt man oft, die Weisheit ſei närriſch und das Narrthum weiſe geworden. Viel derben Witz haben die Spanier, wie Natürlichkeit und unverwüſtliche Heiterkeit, und jeder affektirte Schmerz oder anderer erkünſtelter Seelenzuſtand würde über alle Maßen lächerlich ſein. Wie ein Bauer gekleidet — denn in die Hand der Räuber, die ſich Facciosos nennen, zu fallen, iſt für einen General kein Spaß — nahm ſich Sennor L. ſogleich die Narrenfreiheit, Jedermann zu duzen, die Herren, die Fuhrknechte, die Bedienten, die Grafen, alle Frauen und Fräulein, ohne Unterſchied der Perſon. Auch wußte er alsbald eines Jeden Vornamen und mit dieſem redete er Jeden an. Er iſt der allgemeine Vater und Onkel, theilt Schläge aus und bekommt Schläge und wird auch wieder von Jedermann geduzt; er iſt der Coco, ein toller Kerl in gutem Sinn, jeden Augenblick mit einer gewürzten Anekdote bereit. Die Dicke ſeiner kleinen Figur, ſo wie ein geringes Schillern mit den Augen vermehrt das Poſſierliche ſeiner Einfälle. Auch ſpielt er den Vorbeter der Galera; denn das bloße Wortbeten iſt in Spanien ſo in Verachtung geſunken, daß ſich alle Welt gern darüber luſtig macht.

Die andern Perſonen bedeuten weniger: ein Capitän, zwei junge Artillerie-Officiere, eben der Schule in Madrid entlaufen und zu ihrem Regimente zurückkehrend, ein Handlungsreiſender aus den baskiſchen Provinzen, ein Civilbeamteter und ein Frauenzimmer. Alle Männer faſt ohne Ausnahme ſind ländlich gekleidet, und haben ihren

Bart abgenommen. Ich bin dieſem Beiſpiel indeß nicht gefolgt.

Beim Abendeſſen in den Wirthshäuſern, an dem in jedem etwa 50 Perſonen Theil nehmen, gewöhnlich in den großen Hofräumen, iſt die Unterhaltung am heiterſten, und man geht nach demſelben regelmäßig zu Tanz und Muſik über, auch wenn wir noch eine Station weiter müſſen. Von welcher Art die Parodien auf das laute Wortbeten ſind, kann man aus folgender erſehen, die ich nur anführe, um auch dieſe Seite der katholiſchen Spanier nicht unberührt zu laſſen:

Solo: Ayer tarde me vi solo, aburrido y sin un quarto, angeles, y serafines dicen santo, santo, santo.

Alle antworten ſingend: angeles y serafines dicen santo, santo, santo — —

Solo: Me encontre con Fabian Arenas que le sucedia otro tanto.

Arcangeles y Querubines cantan santo, santo, santo.

Alle: Arcangeles y Querubines cantan santo, santo, santo.

Solo: Me encontre con una moza, de aquellas de talle alto — angeles etc.

Solo: Me cogio de la mano y me metio en su cuarto — Arcangeles y serafines etc.

Solo: Me enseño una granera como cueba de lagartos — Angeles y serafines etc.

Solo: Ella se volvio cureña y yo cañon de 24. Angeles y serafines etc.

Solo: Me ha pegado 3 incordios con pugacion de garabato —

Arcangeles y Querubines, santo, santo, santo, santo etc.

Solo: Ya no quiero mas mugeres, porque me causan, espanto, Angeles etc.

Solo: Que me voy à la lamedal à que meden 3 puñatazos, Angeles etc.

Solo: Porque me tiene mas cuenta y me sale mas barato;
Angeles y serafines, santo, santo, santo, santo!
Alle: Santo, santo, santo, santo, santo! u. s. w.

In dieſer ausſchweifenden Weiſe geht es oftmals eine halbe Stunde hintereinander fort.

Manzanares, 18. Juli, 27 Leguas von Madrid.

Wir ſind glücklich in der la Mancha. Bis Villalta (Villaharta), das ſich eigenthümlich frei und recht fruchtbar darſtellt, wo der Guadianafluß, ungefähr auf der Gränze zwiſchen Toledo und la Mancha, in die Erde verſickert iſt und die ſieben Meilen lange Brücke bildet, deren Höhlungen das hohle Raſſeln der Wägen erkennen läßt, wo wir anhielten und ſpeisten, ging alles gut von Statten. Nun kamen wir wieder auf große Halden, die nur auf geringe Strecken wohlangebautes Land und Olivenwälder unterbrachen — das geeignetſte Terrain für Highwaymen, salteadores. Noch befanden wir uns 2 Leguas von Manzanares, als auf einmal das Geſchrei ertönte: Räuber! Räuber: Facciosos! Ein ungeheures Getümmel brach los. Die Mayorals ſchrieen arre! arre! die Fuhrleute peitſchten die Maulthiere, daß ſie ſich in vollen Lauf ſetzten, die Galeras ſchnoben praſſelnd dahin, die leichten Geſchirre ſuchten an ihnen vorbei zu kommen und ſich durch den wildeſten Lauf der Gefahr zu entziehen, die Weiber fingen an zu ſchreien und zu heulen — ein wildes Concert durchdröhnte die Luft — auch einige Mannsbilder vergoſſen Schweißtropfen der Angſt, ein vornehmer Herr kam aus dem Faeton geſprungen und kletterte mit Gewalt in unſere Galera, weil er hier ſicherer zu ſein meinte, — denn die Galeras ſcheinen bei den Facciosos in größerem Anſehen zu ſtehen als die eleganten Wägen — was andere nicht leiden wollten, weil es ſie mitcompromittire und den äußerſten Wirrwar anrichtete, und ſelbſt die, ſo Ordnung und Stille herſtellen wollten,

vermehrten nur den Lärm. Unſere Bedeckung von etwa 40 Mann keuchte neben dem Wagen her, es war, als wenn eine wilde Jagd haarſträubend durchs Land gefahren wäre. Ich kletterte zum Wagen hinaus, mich über deſſen Dach emporrichtend, um frei umherblicken zu können. Eben war die Sonne am Horizont hinabgeſunken, aber die Luft war ſo rein, daß gute Augen noch auf weite Strecken die Gegenſtände erkennen konnten. Uns zur Rechten, noch eine kleine halbe Stunde von uns entfernt, ſah ich zwei Staubwolken von Reutern, einige davon ſprengten voraus; ſie hatten augenſcheinlich eine ſolche ſchräge Richtung gegen uns genommen, daß ſie anzudeuten ſchien, ſie beabſichtigten uns den Weg abzuſchneiden. In der Ferne ſchimmerte das Gebirge, das der mindeſtens 70 Mann ſtarken Bande zur Zuflucht dienen und in das ſie ihre Gefangene ſchleppen mochte, um ein Löſegeld von ihnen zu erpreſſen. Ich griff nach meinen Waffen und lud meine Piſtolen; alle Officiere thaten daſſelbe. Die Maulthiere ließen erſchöpft nach; ich frug wie weit noch zum nächſten Ort? — „Eine ſtarke Legua!“ — Sind dort Milicianos? — „Eine tüchtige Anzahl!“ — So müſſen wir ſchießen und Lärm machen, damit man uns zu Hülfe komme, noch ehe die Räuber ihr Bubenſtück auszuführen Zeit haben. Nach einigem Widerſtreben geſchah dieß — zu unſerm Glück. Denn Bürgerreiterwachen, die eben nach Hauſe ziehen wollten, hörten das Schießen und folgten herbei. Als die Bande, ſchon nahe bei uns, dieß bemerkte, machte ſie kehrt. So ſind wir denn mit einem Schreck davon gekommen und vor einer Stunde unverſehrt in Manzanares angelangt.

Zweites Kapitel.

Aufenthalt in Manzanares; die unverhoffte Begegnung; ein Schulmann über spanische Musik.

Den 19. Juli.

Wir ruhen heute in Manzanares aus. Dieß ist für das Zugvieh noch nöthiger als für uns; doch auch geschieht es zu unserer Sicherheit, da wir ohne starke Bedeckung nicht weiter können.

Manzanares hat mindestens 7000 Einwohner und ist eine der vorzüglichsten Städte in der Mancha, einer durch ihren großen Ritter so berühmt gewordene Provinz. Die Hauptstadt derselben ist das 15 Stunden westlicher gelegene Ciudad Real mit 9000 Einwohnern; andere ausgezeichnete Städte der Mancha sind das erzreiche Almaden mit 10,000, Almagro mit 8000, Villa nueva de los Infantes mit 7000, Villaropledo mit 5000, Algaraz mit 4000 Einwohnern, Calatrava, Solano, St. Cruz de Modela, el Visor und andere mehr.

Die Stadt und ihre schmucken Bewohner, die vielen Gärten umher und weiter das ebene blühende Land — das alles will mir sehr gefallen. Die Mancha, obwohl mit Recht zu Castilien gerechnet und dem centralen Hochland Spaniens angehörig, hat doch ein eigenthümliches Gepräge, das sie auszeichnet. Die eitle Gutmüthigkeit und Schwärmerei, der gute Wille des Don Quijote, sowie die prächtige

Einfalt des Panſa trifft man auf der Halbinſel wohl nur in der Mancha. Die Städte ſind ſtill; Ackerbau und Bergbau, die ruhigſten, ſinnigſten Geſchäfte, ſind vorherrſchend. Die Geſichter haben etwas Gutmüthiges, Freundliches, und die ruhige Beſchäftigung hat ihnen ein wenig von der ſüdlichen Beweglichkeit genommen; man dehnt die Silben in die Länge, faſt wie die Gascogner das Franzöſiſche, und ſpricht langſamer als in den andern Provinzen. Doch hat die Mancha vortreffliche Schulen und übertrifft in dieſer Hinſicht manche andere Landſchaft; auch herrſcht in ihr eine gute Bildung, eine altbegründete, friedliche pfahlbürgerliche Ariſtokratie.

Die Häuſer von Manzanares ſind einfach, ohne Schmuck, ländlich; nur in den innern Höfen, die hier ſchon häufig werden, fehlt es nicht an Blumen und Bäumen; dort arbeiten die Frauen und Mädchen, nähen, ſticken, ſpinnen ſie, dabei gern plaudernd. So fand ich's namentlich in einigen Wirthshäuſern. Uebrigens iſt die Stadt wohlhabend und hat einen ganz vorzüglichen Boden, reiche Felder und Gärten. In den letztern wird in tiefen Brunnen oder Ziſternen Waſſer geſammelt und, durch einfache Hebemaſchinen, die kreiſende Langohren in Bewegung ſetzen, zur Bewäſſerung heraufgehoben und vertheilt. Zu gewiſſen Stunden ſieht man dieſe Eſel allerorts in Thätigkeit; auch wohl auf den nächſten Feldern. Dieſe Gärten, die Zierde norddeutſcher Städte, aber in romaniſchen Ländern ziemlich unbekannt, haben mich ordentlich erquickt. Auf dem Felde giebt es große feingepflaſterte Dielen,* wo das Korn aus den Aehren getreten oder gedroſchen und dann erſt in die Speicher geſchafft wird. Man fürchtet hier keinen Regen, kein überraſchendes Gewitter, gegen das man die getrockneten Garben zu bergen

* Die Tenne (wie im Lat. area) befindet ſich in Spanien, wie bei den Alten, gewöhnlich auf dem freien Felde.

hätte; eben ſo wenig einen Dieb. Man wendet keine Wannen zum Säubern des Korns an, ſondern wirft dieſes gegen den Wind in die Höhe, das ſchwere Korn fällt gerade zur Erde, die Spreu fliegt weiter weg.

Manzanares hat ſich leichte Schanzwerke angelegt, um die in der Nähe hauſenden Facciosos beſſer abhalten zu können: die Ausgänge der Straßen ſchließen Schießſcharten gekerbte Mauern; ähnliche bilden auch im Innern Abſchnitte; eine Umſchließungsmauer fehlt. Den feſteſten Punkt bildet die alte Burg (castillo) zur Seite der Stadt, ein mit Graben umzogener Thurm, der eine gekerbte Mauer mit der übrigen Stadtbefeſtigung verbindet. Die Einwohner ſind der conſtitutionellen Sache eifrig zugethan und ſtehen als freie, kräftige, tapfere Söhne der Mancha in Ruf: ihre Freiwilligen haben dieſem bei jeder Gelegenheit entſprochen. Man ſieht's ihnen ſchon an, daß ſie ſich gut ſchlagen, die jungen Leute zeigen Stolz und Selbſtachtung ſelbſt in Stellung, Mienen, Benehmen. Der Manchego führt ſtets einen dicken und langen Stock bei ſich (ſogar ſieht man auch Weiber damit), der mich zuerſt unwillkührlich an die Unheil ſchwangern Lanzen des Ritters von der traurigen Geſtalt erinnerte; anders aber ſah ich die Manchegos ſich beredend, auf oder an denſelben gelehnt, wie ſie das Haupt aufwärts richten und kühn und fröhlich umherblicken. Eine ſolche Gruppe der durchgehends hochgewachſenen, blühenden jungen Männer in ihrer dunkeln Provinzialtracht, die breite Binde um den ſchlanken Leib gegürtet, die Beinkleider enganſchließend, der ſpitze Hut mit breiter Krämpe und etwas bebändert, Begegniſſe der Stadt, der Provinz oder des Vaterlandes erörternd, würde für den Maler einen vortrefflichen Gegenſtand bilden, woran er ſeine Kunſt erproben könnte.

Ich ſah in Manzanares keine Bettelei, noch den Ausdruck der gemeinen, faulen, nur hungrigen Armuth, von der ich

oben geſprochen. Der Mancha fehlt überhaupt nichts als an vielen Stellen Waſſer, um aus ihr eine der reichſten und blühendſten Landſchaften zu bilden. Sie umfaßt einen großen Theil des obern Guadianagebiets, auf dem der Ackerbau blüht, ſie beſitzt in ihren ſüdlichen gebirgigen Theilen einen reichen Bergbau, am nördlichen Abhange der Sierra morena wachſen weltberühmte Weine, worunter der von Val de Pennas, endlich beſitzt ſie an Schaafen und Stieren ausgezeichnete und große Heerden.

Den 20. Juli.

Als wir heute Morgen in aller Frühe abreiſen wollten, erfuhren wir, daß eine Bande von 200 Mann einige Leguas weiter zwiſchen hier und der Sierra morena, deren Vorketten man von Manzanares aus bereits erblickt, oft in den lieblichſten Farben, lagere und uns ſehnlichſt erwarte, um uns auszuplündern und unſere Rücken mit Prügeln zu behandeln. Natürlich hatte Niemand das großmüthige Herz des Don Quijote, ſich einer ſolchen Kur ausſetzen zu wollen — und es wurde wieder abgeſpannt. Die Räuber ſollen Nachricht von unſerm Convoy haben und genau die Mitreiſenden kennen, daß es unter ihnen criſtiniſche Generäle und andere angeſehene Leute gebe, von welchen ſie große Löſegelder auszupreſſen hoffen. Wohl einſehend, daß wir eine ſtarke Eskorte haben würden, ſollen ſie aus der Sierra beträchtliche Verſtärkungen an ſich gezogen haben. Dieſe Nachrichten ſind keine leere Gerüchte; denn die Mayorals ſchöpfen aus ſichern Quellen, indem ſie auf den großen Straßen, die ſie Jahr aus Jahr ein befahren, geheime Einverſtändniſſe unter den Banden unterhalten und einige Spione bezahlen, die der Räuber Unternehmungen auszukundſchaften wiſſen und auf deren Wort ſie unbedingt bauen dürfen; ja, man erzählt ſogar von förmlichen Verträgen, die von einzelnen Galerasbeſitzern mit den Banden abgeſchloſſen wurden,

kraft welchen sie für festgesetzte Vergütung gegen ihre Anfälle sicher seien. Ob nicht mancher alte Zoll, der jetzt als ein heiliges Recht vertheidigt wird, eine ähnliche Quelle haben mag? — Wir werden morgen außer unsern gewöhnlichen Begleitern eine Eskorte von 70 Reitern mit uns führen, was jedem Mann mindestens 3 Duros kostet, da den Damen nach einstimmigem Beschlusse die Contribution erspart wird, indem es ohnehin des Mannes Pflicht sei, für die Vertheidigung der Frauen zu sorgen — eine spanische Galanterie.

Vormittags sah ich einen Postillon mit blutigem Kopf und mit zwei Pferden, wovon das eine verwundet war, auf der großen Straße von Sierra her der Stadt zueilen. (Unsere Posada liegt nämlich gleich außerhalb dem südlichen Thore von Manzanares.) Der arme Mann war, eine Meile von hier, von den Räubern jämmerlich durchgebläuet worden; er erzählte ferner, sowohl der Courier von Andalucien als der von Madrid seien, der eine einige Stunden später als der andere, unweit einer ½ Leguas südlich von hier entfernten Venta angegriffen, ihrer Pferde beraubt, mit Schlägen traktirt und ihre sämmtlichen Papiere verbrannt worden.

Die Unglücksboten häufen sich in unserm Wirthshause. Gegen Mittag kam ein Mann von mittlern Jahren an, seine Blößen mit Stroh bedeckend, von den Räubern ausgeplündert! Sogleich ward für ihn gesorgt und in fremder Kleidung erschien er bald wieder unter uns. Er hatte drängender Geschäfte wegen, die ihn aus Andalucien nach Madrid riefen, die Diligence, vielleicht die letzte, welche die Gesellschaft besitzt, mit noch einem Reisenden benutzt; in der Nähe der obengedachten Venta wurden sie angegriffen, ihre Bedeckung floh; sie selbst hatten keinen Widerstand geleistet, weil der geringste ihnen sichern Tod bereitet hätte. (Die Räuber suchen sich nämlich durch Abschreckung oder durch sogenanntes

Exempelstatuiren ihr Geschäft zu erleichtern.) Man hatte die beiden wie Landleute gekleidete Herren aus dem Wagen gerissen und sich platt auf die Erde niederzulegen geheißen, ohne ein Glied zu rühren. Das war geschehen. Hierauf hatten sie die ruchlose, von Ketzern und Freimaurern erfundene Maschine mitsammt den Briefen und Papieren, nachdem sie die ihnen nützlichen Gegenstände als Beute vorher beseitigt, verbrannt, die beiden Reisenden ausgeplündert, den einen mitgeschleppt, den andern aber nackt ausgezogen und durchgeprügelt, nur deshalb gehen lassen, damit er das Lösegeld für jenen beitreiben und am bestimmten Orte den Kämpen del legitimo..... aushändigen könnte. Wahrhaftig, ich möchte in dieser Provinz Gensdarmeriemeister sein, um über solche Schandbuben ein Strafgericht ergehen zu lassen.

Das Bandenwesen ist übrigens nie so arg gewesen als gegenwärtig. Die Expedition des Prätendenten hat von Catalonien aus den untern Ebro überschritten, sich mit den meisten Truppen Cabreras vereinigt und soll bereits durch Niedernaragon und den Garten von Valencia bis unter die Mauern der Hauptstadt dieser Provinz vorgerückt sein. Es liegt natürlich in ihrem Interesse, die Communicationen der Provinzen mit der Hauptstadt zu unterbrechen und diese möglichst zu isoliren. Zu diesem Behufe scheint es, man habe nach dem Grundsatz: der Zweck heiligt das Mittel, alles Räubergesindel aufgeboten.

Ich habe die Muße benutzt, einige Briefe nach Madrid und Zaragoza zu schreiben, deren Ueberkunft von hier aus doch etwas gewisser, als wenn sie von Andalucien erst die Sierra morena und die ganze Mancha zu durchlaufen hätten. Um jedoch sicher zu gehen, muß man dasselbe mehremal schreiben. Einer ist an einen werthen Landsmann in Madrid

gerichtet, C. W., deſſen ich früher ſchon gedacht habe. Wir ſind faſt Nachbarkinder. Aus einer wohlhabenden Familie, kam er als junger reiſeluſtiger Mann nach Paris und von hier nach Madrid, wo er mit Hülfe eines andern Deutſchen ein ſelbſtändiges Geſchäft einrichtete, das in kurzer Zeit zu einem der angeſehenſten Madrids aufblühte. Er hat eine liebenswürdige Spanierin geehlicht und iſt bereits, obwohl ſeine Frau erſt 22 Jahre zählt, Vater eines Trupps blonder blauäugiger Kinder, die weit mehr deutſch als ſpaniſch ausſehen. Bei folgender Gelegenheit machte ich ſeine Bekanntſchaft.

Ich beſuchte nach dem Mittagseſſen gewöhnlich irgend ein Caffeehaus, um die Zeitungen zu leſen. Eines Tags ſaß ich gegen einen Pfeiler gelehnt — die Madrider Caffeehäuſer ſind große Hallen — an einem Tiſche in den politiſchen Blättern vertieft, als ich meine Augen aufhebend, mir gegenüber an einem andern Tiſche einen Mann erblickte, der mich aufmerkſam betrachtete. Sogleich erkannte ich in demſelben einen Deutſchen, das verrieth die Körperbildung, das verrieth Seele und Gemüth, ſo ſich in ſeinen Zügen und Augen ausdrückte. Wir begrüßten uns, ich ſtand auf, er kam mir entgegen, wir ſchüttelten uns die Hände. „Wir ſind Landsleute!“ ſagte ich deutſch. „Das habe ich auf der Stelle erkannt!“ antwortete er ebenſo. „Der Name?“ — — „Woher?“ — — — — „Ach, nicht bloß Landsleute, ſondern auch Nachbarn.“ — — Er war durch dieſe Entdeckung in die größte Freude verſetzt, und daß ſie aufrichtig war, hat er mir in hohem Grade bewieſen. Ich lernte in ihm einen der edelſten Menſchen kennen. Ich hätte reichen Stoff, Vergleichungen anzuſtellen: nur ſo viel iſt gewiß, daß Edelmuth ſich weder an Stand, Rang, noch Gelahrtheit geknüpft findet.

Dem Chevalier d. O. bin ich beſonders für die Menſchenkenntniß verpflichtet, die er mir verſchafft hat. Ich bin ihm den Dank auch nicht ſchuldig geblieben, denn ich habe

ihm mit der vollen Wahrheit vergolten. Geſchäumt hat er vor Wuth, zehnmal hinter einander die Farbe gewechſelt, bleich, roth, gelb wurde ſein häßliches Geſicht, ſeine Züge verzerrten ſich, ſeine Zähne fletſchten, — und doch wagte er nicht, mir ein Wort zu entgegnen oder Genugthuung zu fordern. Scheinbar noch in den Erinnerungen an ſein Leben in deutſchen Ländern ſchwelgend, ſuchte er mich auf elende Weiſe auszubeuten. Mit überzuckerten Worten hielt der Diplomat mich eine Woche nach der andern feſt, jeden Abend legte er ſeine ſchöne Hand — ſie war wirklich von der größten Schönheit, mit Erlaubniß gewiſſer Schriftſteller ſei es geſagt, die darin Adel der Seele erkennen wollen — in die meinige, wie der Freund dem Freunde. Als aber alle meine Befürchtungen für einen Augenblick eintraten, der ſeinen Nutzen von mir fortzuheben meinte: da ſuchte er auf eine ſo unverſchämte Weiſe ſeinen Verſprechungen zu entgehen, daß ich anfangs vor Erſtaunen kein Wort finden konnte. Jetzt war ich überzeugt, daß er nicht verleumdet worden, als man ihn der niedrigſten Geſinnung beſchuldigte — ich meine, ich hätte die Summen, die ihm ſeine feile Meinung eingebracht, in brennenden Zügen auf ſeinem Geſichte geleſen. Mein Zorn flammte auf. Er mußte vernehmen, was er vielleicht noch nie gehört hatte. Nur ſein feiges Benehmen bemeiſterte meine Wuth. Er ſtand vor mir wie ein armer Sünder, den ein plötzliches Gericht überfällt. „Mann," ſagte ich, „die Worte dauern mich, die ich eben verſchwendet; eure erbärmliche Handlungsweiſe flößt mir nur Ekel ein, ich überlaſſe euch eurem Elend." Und ging davon.

Gott ſei Dank, er iſt kein Maaßſtab für die übrigen Spanier. Er wurde von allen, die ihn genauer kannten, verachtet. —

Einem Briefe an P. entnehme ich Folgendes: „Wenn

mir auch Dr. E..... in ſeinem letzten Schreiben verſichert, daß der Zuſtand Ihrer Wunde nicht die mindeſte Gefahr beſorgen ließe, ſo beunruhigt mich derſelbe doch zu ſehr, als daß ich Sie nicht bitten ſollte, mir Poſtreſtante einen Brief nach Lisboa zu ſenden. Wollte Gott, daß Ihnen von jenem Unglückstag, der dem braven Conrad das Leben koſtete, nichts als die Ehre übrig bliebe! Gewiß, Sie haben für eine gute Sache geblutet. Die Vorgänge in Spanien ſind von größerer Wichtigkeit, als wir bei unſern gemeinſamen Leiden oft geſtimmt waren, ihnen beizulegen, und ſie können von wohlthätigem Einfluſſe auf die Geſchicke Europa's werden. An ihnen hängt der ganze Wiederaufſchwung der ſpaniſchen Macht, einer Macht, die auf dem ſüdweſtlichen Hochlande Europa's zwiſchen den beiden wichtigſten Meeren dereinſt eines der ſtärkſten Bollwerke europäiſcher Freiheit bilden dürfte. Die Wiedergeburt der ſpaniſchen Monarchie kann nicht das Werk eines Tages ſein oder einer bloßen Veränderung der Staatsform. Wer dazu aber mit redlichem Handeln beigeſteuert, ja ſelbſt ſein Blut vergoſſen hat, der verdient mehr als ein Militärabzeichen — einen Bürgerkranz.

„Laſſen Sie die franzöſiſchen Zungen vom Etat-major, ſie ſind weder Ihre noch meine Freunde. Was ſie auch von dem Preußen ziſcheln mögen, Sie müſſen ihn beſſer kennen als jene, weil ich ſie niemals gewürdigt habe, ihnen meine Gedanken zu offenbaren. Ja, ich bin ein ganzer Preuße, allen Franzoſen gegenüber; aber wem ich mein Herz kund thue, dem ſag' ich unendlich lieber: ich bin ein Deutſcher. Ihr Vaterland kann Deutſchland nichts vorwerfen, Frankreich viel, auch einzelnen deutſchen Staaten.

„Verharren Sie noch immer bei Ihrem unglücklichen Materialismus, der nichts anders iſt, als die Schmähung des Menſchen und die volle Auflöſung aller Wahrheit und Tugenden, der Moral, Liebe, Religion, aller Geſchichte

und menſchlichen Größe? Nach ihm iſt in der That das Leben der Biber und Bienen das Ideal menſchlicher Geſellſchaft, das wir alſo im Bienenkorb und nicht in der Geſchichte, in großen Gedanken und großem Wirken, in göttlichen und menſchlichen Inſtitutionen ſuchen müſſen. Ich Menſch müßte den Baumeiſter Biber und die ſummende Biene um ihr Leben beneiden, und meine Speculation dahin richten, nicht wie ich mich geiſtig veredeln, ſondern wie ich mich zu einem geflügelten Inſekte umwandeln könnte. Das iſt die Conſequenz Eurer ſocialen Philoſophie. Ich bin nur Materie wie Stein und Staub, dem äußere Umſtände eine andere Form eingeprägt, heißt ſo viel, als ich bin gar nicht. „Vamos, amigo, basta, basta," rufen Sie? — — —

„Freund, ich kehre in mein Vaterland zurück, nachdem ich etwas von der Welt geſehen habe.' Eine koſtbare und ſüße Erinnerung begleitet mich — die Erinnerung an die Tage, die ich in Deiner Geſellſchaft verlebt habe. Ich habe meine Unabhängigkeit wieder errungen, niemals werde ich ſie wieder ablegen, und vom Gipfel dieſer Unabhängigkeit erkläre ich Dir, mein Herz gehört immer Dir, der Freiheit und Selbſtändigkeit der Völker. Ich umarme Dich mit Hochachtung und Liebe."

21. Juli.

Welche Ueberraſchung, welches Zuſammentreffen! Ich reiſe — gedruckt hielt man es für einen Roman — ich reiſe ſchon ſeit dem 15. Juli in Geſellſchaft des Marquis und ſeiner Frau! Jetzt erſt die Entdeckung zu machen, das iſt ſtark und nur dadurch erklärlich, daß wir in verſchiedenen Gaſthöfen abgeſtiegen und ich mich überhaupt wenig um die große Reiſegeſellſchaft bekümmert habe. Wir haben auch heute Manzanares noch nicht verlaſſen, da es gewiß ſcheint, daß jene räuberiſche Abtheilung der Faccion, welche die Communication zwiſchen Andaluſien und der Corte Madrid

ſtören ſoll, unſere Karavane erwartet, die Mitreiſenden kennt und die beſtimmteſten Befehle hat. Deshalb haben wir denn ein dringendes Geſuch an den Capitan general dieſer Provinz aufgeſetzt und nach deren Hauptſtadt Ciudad real geſandt, worin wir ihn um Truppen zum Schutze unſerer Reiſe angehen. In zwei Tagen erſt kann die nöthige Macht, wo ſie gewährt wird, hier zuſammengezogen werden. Unter den Reiſenden befindet ſich ein Madrider Student, ein lieber Junge, Don Ramon mit Vornamen, der ſeinen Oheim, den alten Biſchof in Cordoba, beſuchen will. Er macht Verſe, ſchwärmt für Freiheit und Liebe, und zählt ſich den jungen Literaten bei, obſchon ich ſeinen Namen in Madrid nie habe nennen hören. Dieſer ſuchte mich heute Nachmittag in meiner Kammer auf, da er mich wahrſcheinlich auch für ein Stück von Poeten hielt, und forderte mich auf, mit ihm in der Stadt Beſuche abzulegen und Schwänke zu treiben. „Sind Sie hier bekannt?“ frug ich. „Das nicht, antwortete er; aber deſto weniger Zwang brauchen wir uns anzuthun. Wir kehren ein und bleiben, wo es uns gefällt, und gehen weiter, wo es uns nicht behagt. Wir erklären, daß wir kämen, um uns die Zeit zu verkürzen, und man wird uns herzlich empfangen. Vamos! die Manchagas haben freundliche Augen.“ Wir gingen. Es war nach der Sieſta, die größere Hitze der Sonne hatte nachgelaſſen. In der That, mit beſtem Willkommen empfing man uns in den Häuſern. Männer ſah man wenige, der weibliche Theil der Familie war gewöhnlich in den innern Hofräumen beſchäftigt. Wir ſetzten uns einige Augenblicke zu ihnen und plauderten ohne Zwang. Die Wangen und Augen einiger Mädchen bedeckte noch die Röthe des Schlafs. Wir neckten ſie darob. „Wir haben die ganze Nacht kein Auge ſchon geſchloſſen, Herr, und die Arme rüſtig gerührt; darum müßt ihr uns verzeihen, daß wir bei Tage den Schlaf etwas

eingeholt." — „Ei, was treibt ihr denn die Nacht?" — „Wißt ihr nicht, daß Aerntezeit iſt und daß wir in der brennenden Mancha dann Nachts die meiſten Feldarbeiten verrichten? Steht dieſen Abend am Thor oder auf dem äußern Paſeo, und ihr werdet eine Menge Wägen, alle mit jungem Volk beladen, vollen Laufs eine bis zwei Meilen weit ins Feld hinausfahren, denn ſo weit reicht unſere Mark, und morgens wieder heimkehren ſehen." — Beim Weggehen führte der Student Redensarten ungefähr im folgenden Styl: „O, Schönheit, dein Strahl hat uns geblendet, dein Blitz hat unſer Herz getroffen; Schönheitsblitz, wir ſtehen dir zu entrinnen, denn wir wünſchen, ehe wir getödtet werden durch deine Kraft, alle Schönen von Manzanares kennen zu lernen, um für die Schönſte an der Oliven-beſchatteten Quelle Kränze zu flechten aus Vergißmeinnicht und zärtlichen Ach's und Weh's —" — Jedermann lachte, und man unterließ nie, uns zur Erneurung des Beſuches einzuladen.

Wir kamen an einem Hauſe vorbei, deſſen untere Fenſter offen ſtanden, während ſie ſonſt gewöhnlich, um ſich vor der draußen wehenden Backofenluft zu ſchützen, geſchloſſen ſind. Einer ſeltſam leiernden Baßſtimme auf die Spur zu kommen, blickten wir hinein und ſahen einen langen Schuſtermeiſter als erſten Baß, einen ältern mitbrummenden Geſell und zwei horchende Lehrlinge, alle in voller Thätigkeit, keuchend und knarrend, Näthe ziehen. „Was machen die Geſchäfte, Meiſter?" — „Man muß ſich plagen, Herr, um ſich als ehrlicher Mann durchzuſchlagen." — „Wenn der Teufel dick iſt, ſo ſeid ihr eine ehrliche Seele, denn ihr ſeid verflucht mager, Meiſter; ihr könntet für einen Rieſen einen guten Stock abgeben zum Durchſchlagen, ihr ſelbſt aber ſeid kein Haudegen und dennoch ſchlagt ihr euch ehrlich durch, wie ihr ſagt; ich glaube alſo nur, daß ihr im Waſſer ſitzt und euch vermöge eurer großen Länge durchzuwinden

wißt." — „Ihr räſonnirt übel, Herr, ich ſitze nicht im Waſſer, ſondern im Leder, ſteche und ſchlage mich trotz dem Tapferſten durch." — „Nun, lederner Held, der alle Tage hundert Augen durchlöchert, wollt ihr auch an mir etwas verdienen?" — „Soll ich eure Augen mit dem Riemen durchziehen?" — „Nein, Meiſter, dabei würde ich das Licht verlieren und ihr nichts gewinnen, als das Drillhäuschen; aber wenn eure Hand ſo geſchickt iſt, als eure Zunge ledern, ſo bringt mir ſchnell die Einfaſſung dieſes Schuhes in Ordnung." Bei dieſen Worten ſchwang ſich der ſchlanke Student auf eine Fenſterbrüſtung, zog einen feinen Schuh vom ſeidenen Strumpf und überreichte ihn dem Meiſter, der ſogleich die aufgelösten Bändchen feſtzunähen begann. Der Schuſter blickte vom Leiſten nur auf, um mich anzuſehen. „Geduldens's, hub er endlich an, geduldens's, Herr, Sie ſind ein Fremder?" — „Ein Nordländer, dem eure Sonne das Blut hitzt." — „Ingles iſt der Herr," fügte der Student hinzu, auf der Fenſterbrüſtung ſeine Beine gemüthlich durch die Luft ſchwenkend. — „Dacht' ich doch, ſagte der Schuſter, daß Sie aus dem Norden ſeien, aber ich hätte Sie für einen Aleman gehalten." — „Gut getroffen, Meiſter, ihr beſitzt Lebensart über euren Stand;" rief der Student. — „Was, ihr ſeid Aleman?" frug der Meiſter, indem er ſich ſchnell von ſeinem Stuhl erhob. „Was fällt euch denn plötzlich ein? Ihr wollt doch kein Unglück anſtiften, daß der Herr ein Deutſcher iſt?" — „Wahrhaftig, nein; ſeid mir herzlich willkommen, tretet näher, ich bitt' euch, ach die Deutſchen, das ſind die wackerſten Menſchen, kommt, ich bitt' euch, — geh', Burſche, ſpring', lauf', ſag' der Frau, ſie ſoll zwei Taſſen Chocolate bereiten, ihr erlaubt mir, euch aufzuwarten, ein Deutſcher —" — So ging es noch eine gute Weile fort. „Zum Kukuk, Meiſter, ſeid ihr denn auf einmal verrückt geworden, ihr gebehrdet euch ja, als wenn eure Frau

an einem dicken deutſchen Knaben geneſen wäre.“ — „Ruhig, ruhig, gebt mir eure Hand, ich verſtehe viel von eurer Sprache, eine ſchöne Sprache: dieß heißt „Laiſten“, das „Nadel“, das „Pinſel“ — wie ſchön: „Pinſel“ — hört weiter, es blitzt heißt „es donnered“ wie majeſtätiſch! — — „iche liebe dich“ wie ſüß! „im Himmel und in der Erde lebed ein Gott!“ wie erhaben! mein Handwerk nennt ihr „die edele Schuhmocherkunſt“, ich bin „Maiſter“, der „Geſellen“, jene „Lehrburſken“ — o ich verſtehe eure Sprache.“ — „Vortrefflich, Meiſter, vortrefflich, ihr ſeid entweder ein deutſcher Gelehrter, der in Spanien ſchuſtert, oder ein ſpaniſcher Schuſter, der in Deutſchland gelehrt geworden.“ Selbſtgefällig ruhte ſein Auge auf den Lehrburſchen und dem Geſellen, die ob der Gelehrſamkeit ihres Meiſters höchlich erſtaunt ſchienen. „Seht doch, ſagte der Student auf franzöſiſch zu mir, ob der Schuſter nicht die ſtolze Miene eines Profeſſors angenommen, der eben eine gelehrte Phraſe über ſeine ſtaunenden Zuhörer ausgegoſſen hat? — — Meiſter, ihr ſeid ein großer Mann, ihr beſitzt beneidenswerthe Kenntniſſe; ſagt mir doch, wo habt ihr die einem armen Teufel abgeſtohlen?“ — „Kennet nicht die edele Sprake, Sennorito, — iche liebe die deutſke Sprake, ſüß, hoch, erhaben — — ziemlich gut iche ſie ſpreke, nicht wahr?“ — „Meiſterhaft, fürwahr!“ — Noch ſtolzer gingen des Schuſters Augen im Kreiſe umher, vielleicht hatte er ſich niemals in ſeinem Leben ſo groß gefühlt, als in dieſem Augenblick. „Nun, Meiſter, ſagt mir, wie ihr zu dem Deutſch kommt? Seid ihr etwa aus la Carolina oder einer andern deutſchen Colonie auf der Sierra morena gebürtig, die ja ein Dutzend Meilen von hier bereits beginnen müſſen?“ — „Nein, Herr, ich bin Manchega, meine Eltern wohnten in dieſem nämlichen Hauſe und ernährten ſich redlich von demſelben Gewerbe. Aber in dieſem Hauſe iſt vor zwei Jahren ein Deutſcher

geſtorben, er war ein braver Mann, ich hätte ihm mein Leben gegeben. Wißt, als der Napoleon Spanien erobern, uns zu ſeinen Gehülfen machen wollte — ich war damals noch ein Knabe — da zogen auch franzöſiſche Heere durch unſere gute Stadt nach Andalucien; ihr werdet wiſſen, daß ſie aber — es war unter Dupont — von unſern tapfern Freiwilligen geſchlagen wurden, bei Baylen dort drüben der Sierra, die erſte gewonnene Schlacht, die auch uns Kinder mit unnennbarem Jubel erfüllte. Da kamen gar lange Transporte von Verwundeten des franzöſiſchen Heeres bis Manzanares und wurden hier in Quartier gelegt. Unter ihnen befand ſich ein ſchöner junger Mann, der im Schenkel verwundet worden und deſſen mein redlicher Vater mit Gewiſſenhaftigkeit pflegte, um ſo mehr, als er die nemliche Profeſſion hatte — ein geſchickter Schuhmacher war er, ich verſichere euch, er hat unſerm Hauſe viel Verdienſt gebracht. Aber wie erſtaunten wir, als wir hörten, daß wir keinen Franzoſen, ſondern einen Deutſchen beherbergten. Er ſagt's meinem Vater im Vertrauen und geſteht ihm, daß er die Franzoſen verabſcheue und nie mehr in ihre Reihen zurückzukehren wünſche. Er ſei ein Weſtphale, die Franzoſen hätten ſein Land erobert und ein Königreich unter einem franzöſiſchen Prinzen daraus gemacht; wo er zu Hauſe, da haſſe man den Namen Franzos mehr als Gift, und nur mit roher Gewalt könne man ſich der jungen Leute bemächtigen, um ſie in die Armee zu ſtecken. Nun zollten wir ihm alle Liebe, die er verdiente. Er wurde wieder geheilt, doch ſo, daß er hinkte. Von nun an arbeitete er in unſerer Werkſtatt, wurde mein Freund und mein Lehrer und liebte mich beſonders deshalb, weil ich deutſch lernte, denn er hörte nichts lieber als deutſche Laute." — „Und er hatte keine Luſt, in ſein Vaterland zurückzukehren?" — „Ach, wohl ſehnte er ſich nach demſelben; aber die große Reiſe,

die Gewohnheit hielten ihn zurück — ſie werden mich in der Heimath für todt halten, was ſoll ich ihnen den Glauben nehmen, da ich ja doch ein Krüppel worden bin, ſo ſprach er oft.“

Nachdem Don Ramon ſeinen Schuh wieder angezogen und ſich gegen den Willen des braven Schuſters freigebig erwieſen hatte, ſetzten wir unſere Wanderung fort. Wir bogen in eine andere Straße ein und hatten kaum einige Häuſer zurückgelegt, als uns Klaviermuſik entgegenſcholl. Wir traten näher und horchten, ein herrliches Spiel, ein Virtuoſe mußte am Klavier ſitzen — die Töne feſſelten uns an der Stelle. Endlich ſagte Don Ramon: „Entweder die Stadt iſt behext oder ich bin heute in einem ſeltſamen Traum begriffen; ſagen Sie mir doch, ob die Töne Wirklichkeit ſind, die ich zu vernehmen meine? — — Ich möchte die Donna ſehen, die ſie hervorlockt — ich verwette meine Seligkeit, daß ſie ein Engel iſt.“ — „Die Muſik rührt von keinem Weib, ſondern von einem Manne her, hören Sie doch dieſe kühnen, ſchweren Weiſen, das Choralartige, dann die Gewitter und Donnerſchläge im Frühling, die ſtrafenden Blitze des Himmels — nein, dieſe Kraft entſtrömt nicht weiblichen Fingern.“ — „Wir wollen uns davon überzeugen.“ — Als die letzten Töne verklungen, traten wir in das Haus ein und klopften unangemeldet an das Gemach, aus dem wir das Spiel vernommen hatten. „Quien?“ rief uns eine ſtrenge Stimme entgegen. „Gente de paz;“ antwortete Don Ramon, die Thüre öffnend. Zurückgebogen auf einem Stuhl vor dem Klavier ſaß ein Mann von mittlern Jahren mit gedankenvoller Stirn und tiefliegenden Augen. Wir entſchuldigten die Störung mit dem Wunſche, den wir gefühlt hätten, den Virtuoſen von Manzanares kennen zu lernen. „Nicht ſo, erwiederte er, ich bin nur ein ſchlichter Schulmeiſter und Orgelſpieler. Doch willkommen, treten Sie näher und prüfen Sie mein einfaches Inſtrument.“

Don Ramon ließ ſich das nicht zweimal ſagen, eilte ans Klavier, ſtürmte in den Taſten etwas wild umher und fiel dann in Roſſiniſche Operncompoſition. Des Schulmanns Geſicht verzerrte ſich, ich erſchrack faſt über den düſtern Zorn, der ſich auf ſeiner Stirn erhob; ſichtbar kämpfte er mit ſeinen Empfindungen — und da der Student kein Ende fand, brach er endlich los: „E....o, Herr, verleiden Sie mir das einzige Weſen nicht, das meine Tage erheitert, nicht weiter, nicht weiter“ — — Der verdutzte Jüngling ſprang auf und alſogleich riß der Zürnende den Deckel des Klaviers herunter und verſchloß es, indem er einen tiefen Seufzer aushauchte. „„Seltſam, rief jener, ſich an die Stirn taſtend; Schulmeiſter, entweder ſeid ihr von Sinnen, oder es iſt in meinem Kopfe nicht richtig.““ — „Das letztere iſt das Wahrſcheinlichere, Gelbſchnabel.“ — Don Ramon maß ſeinen Gegner und ſagte dann lächelnd: „„Nun thut mir doch zu wiſſen, ich bitt euch, aufrichtiger Mann, warum mein Spiel euch denn ſo aufgebracht hat?““ — „Nehmt's nicht für ungut, ihr habt das ſchlechteſte Zeug, was je in Noten geſetzt worden, ſo ſchlecht vorgetragen als möglich.“ — „„Eure Offenherzigkeit iſt golden, wenn ſie mich auch um ein Talent beraubt, denn ich muß euch nur geſtehen, daß ich mich bisher für einen ausgezeichneten Klavierſpieler gehalten habe.““ — „Ihr mögt Euch halten, für wen ihr wollt, aber euer Geklimper iſt für einen ordentlichen Menſchen nicht zum Aushalten. Es gibt Leute, die bei aller Fingerfertigkeit in ihrem Leben kein Inſtrument ſpielen lernen, und Sie ſcheinen Ihrem ganzen Gepräge nach zu dieſen zu gehören, darum rathe ich Ihnen, nie wieder eine Taſte zu berühren.“ — „„Mein Gott, das iſt ein harter Ausſpruch — — — doch angenommen, Sie hätten hierin Recht, ſo haben Sie doch gewiß Unrecht, daß ſie die italieniſche Muſik herabſetzen; oder halten Sie ſich etwa für einen größern

Tonkünſtler als Roſſini?“ — „Ich halte Roſſini für einen großen Tonverderber, mich aber für einen ſchlichten Mann, der ſeinen muſikaliſchen Sinn nicht durch das moderne Operngeplärr verdorben hat. Was die Italiener betrifft, ſo gab es eine Zeit, wo ſie das Herrlichſte hervorgebracht haben, was den menſchlichen Geiſt erhebt, aber die altitaliſche Muſik ſteht ſoweit ab von der heutigen, als der edle Xeres vom gezuckerten Waſſer, als die Sonne vom Mond. Ach, vielleicht deutet nichts ſo ſehr den Verfall unſeres edlen Nachbarvolks an, als das Vernachläßigen ihrer unübertroffenen Meiſter und das Vergöttern der elendeſten Tonwerke, eines leeren Tändelns und Kitzeln. Bei uns iſt der Jammer kaum minder groß, wir beten die Italiener nach; nur haben wir, Gott ſei Dank, den Vortheil, daß die italieniſchen Opernbanden auf wenige Hauptſtädte beſchränkt ſind und alſo in den mittlern und kleinern Städten mindeſtens nichts verderben können. Sonſt hat auch bei uns die moderne Welt, d. h. diejenigen Leute, die Opern beſuchen, unſere herrliche altſpaniſche Muſik ſchier vergeſſen, und die meiſten von denjenigen, die mit ſcheinbarer Kennermiene italiſche Triller beklatſchen, wiſſen, ich wette meinen Kopf, nicht einmal, daß Spanien vordem die ausgezeichnetſten Componiſten beſeſſen — ich ſage beſeſſen, denn leider kann man nicht ſagen, daß es ſie in ſeinem Leben noch eigentlich beſitzt. Es würde unſern Malern gerade ſo ergangen ſein, wie unſern großen Muſikanten, wenn ſie ihre Töne nicht mit Farben an die Leinwand gefeſſelt hätten.“

„„Wahrlich, antwortete der Student, ich bin beſchämt und merke, daß ich ein ungeheurer Ignorant in der Geſchichte der vaterländiſchen Muſik bin; denn offenherzig geſtanden, ich kenne, abgeſehen von einzelnen kleinen Compoſitionen, Operetten und Singſpielen, keine einzige, wahre ſpaniſche Oper.““

„Opern? Opern? Was gehen mich die Opern an? Unſere großen Meiſter thaten ſich vorzüglich in der Kirchenmuſik des erhabenſten Styls hervor.“

„„Und was kümmer' ich mich um die Kirchenmuſik, ich will kein Pfaff werden und mag die geſchornen Schwarzröcke nicht leiden —““

Ihr Ohm wird ſich für dieſe Bemerkung bei Ihnen nicht zu bedanken haben; bemerkte ich.

„„Mein Ohm iſt wie die andern, doch ſonſt ein ſehr verſtändiger Mann und mit der Welt wohlbekannt. Auch verachtet er mir die Roſſiniſche Muſik nicht.““

„Mag er ſie kanoniſiren, dadurch wird ſie um nichts beſſer, edler, wahrer, größer, keuſcher, erhabener, frommer, himmliſcher. Sie bleibt, was ſie iſt, ein Quark, eine tönende Schelle, die die rohen oder verdorbenen Ohren und Herzen beſticht, wie grelle Farben das rohe Auge, eine hübſch ausſtaffirte Larve, die keine lebendige Seele hat. Das ändert nicht, daß Tauſende und aber Tauſende ſie loben und ſich Roſſiniſten heißen und ſich dabei einbilden, ſie verſtänden etwas von Muſik, weil ſie mit dem Ohr und nicht mit der Seele folgen und fühlen. Eben ſo wenig als das große Kunſtwerk Gottes, die Schöpfung, dadurch weniger gut und weiſe wird, daß ſich täglich Millionen in derſelben beklagen, ſie bekritteln, herabſetzen, beſchimpfen, beſudeln und ſich wohl gar über die Allweisheit erheben. Bemüht euch morgen zu mir in meine Schule, da ſollt ihr von meinen Jungens einfache altſpaniſche Sachen ſingen hören, und geſtehen, daß ihr, wie vornehm und gebildet ihr auch ſeid, in dem Stücke bei den Buben in die Schule gehen könntet.“

„„Ich ſag' euch, die geiſtliche und chriſtliche Muſik iſt meinen Ohren zuwider, ich ſuche in dem Tonwerk ebenſowenig Religion als in einem Gedicht oder in einem Gemälde.

Meinem Wunſche gemäß dürfte Muſik nur von Liebe und Freiheit klingen.““

„Ihr letzter Satz hebt den erſten wieder auf, und ich vermuthe daher, daß Sie auf der Hochſchule keine Logik getrieben haben. Sie ſprechen ſehr unüberlegt — nun, ereifern Sie ſich nicht, denn geben Sie das nur zu, inſofern ich ſonſt glauben müßte, daß ihr Verſtand ſehr ſchwach ſei, was ich doch aus ihrem übrigen Weſen nicht abnehmen kann. Sagen Sie mir, aus welcher Muſik klingt Liebe und Freiheit ſchöner, ſüßer, höher, beſeligender als aus der altſpaniſchen Kirchenmuſik? Doch Sie kennen ſie ja nicht. Was verſtehen Sie denn unter Liebe und Freiheit? Wenn einer ſingt:

Laß, Liebchen, mich in's Kämmerlein, bei Nacht,
Da ſchließen meine Arme Dich ein, bei Nacht —“

heißt das Ihnen Liebe? Es iſt Kitzel! Wenn Einer oder eine Bande ruft: Nieder mit dem Tyrannen! heißt' das Ihnen Freiheit? Es iſt Kitzel, und mit Freiheit eben ſo verwandt als das I A des Eſels. Wißt Ihr denn nicht, daß wir durch Den wahrhaft frei geworden ſind und in Dem nur wahrhaft frei werden, der dem Tode den Stachel abgebrochen? Unſere Religion iſt die Religion der Freiheit, und wer ſie anders faßt, verſteht ſie nicht. Sie iſt auch die Religion der Liebe, der ewige Quell der reinſten, höchſten Liebe, die der wahre volle Inhalt der Freiheit iſt. Stimmt euch hierauf zu dem unſchuldigen Leiden und zu dem Kreuze des Erlöſers, und ſchon wird eure Seele ſich mit Muſik füllen; wer es aber nicht kann, oder wer es vergißt, der wird weder ein wahrer Dichter des Worts, noch der Töne, noch der Farben ſein.“ — — —

„„Sagt mir, gewaltiger Schulherr, denn Ihr verſteht einen zu ſchulen, merk' ich, ſagt mir, ſeid Ihr Anhänger der Conſtitution oder del p..... legitimo?““

„Könnt Ihr zweifeln, mein Gut und Blut für die freie Verfaſſung!“

„„Ha, ſo gefallt ihr mir immer beſſer; denn wahrhaftig, ich glaube, ihr könntet einen ſonſt noch zu der Faccion bekehren. Nun, Meiſter, wir haben einen ſichern Einigungspunkt in der Verfaſſung gefunden, ſo ſchließt das Klavier auf, ich ſinge Euch die Hymne Riego's, wollt Ihr?““

„Zuckerjunge, die iſt zwar nicht altſpaniſch, aber ächtſpaniſch und überaus herrlich.“

Don Ramon ſetzte ſich an's Klavier und begann nach einer kurzen Einleitung mit reinſtem Tenor, von dem Baß des wackern Schulmanns begleitet, die berühmte Hymne zu ſingen, die Spaniens erſtes nazionales Freiheitslied bildet — mit den Worten: **libertad, libertad, sacrosancta...** anhebt. Ein Herz und Nieren ſchüttelnder, großer Geſang!

Kaum waren die beiden erſten Strophen vollendet, als ſchon Stimmen auf der Straße beiklangen. Die beiden Sänger ließen ſich, begeiſtert wie ſie waren, keinen Augenblick dadurch ſtören. Ich trat ans Fenſter, unter demſelben ſtand ein Haufe Menſchen und immer mehre kamen die lange Straße hinauf. Plötzlich hör' ich meinen Namen ausrufen, ſehe mich um und erblicke — die ſchöne, ſchlanke Geſtalt der Marqueſe, die am Arm ihres Gatten eben um die nahe Straßenecke biegt. Ich ſtürze hinaus, ihnen entgegen, wir ſchütteln uns die Hände. „Woher?“ — „Von Madrid.“ — „Und jetzt noch hier?“ — „Ich ſchmeichle mir, ich ſelbſt zu ſein.“ — „Wie hängt das zuſammen, Sie wollten ja ſchon am 4. Juli von Madrid abreiſen?“ — „Mein Wollen genügte nicht, ich mußte warten, bis die Galeras abgingen, die die Fahrt gegen ihr Verſprechen von einem Tag auf den andern verſchoben, vom 4ten bis auf den 15ten.“ — „Wie, und Sie haben uns in all der Zeit nicht einmal beſucht, das verdiente eine harte Züchtigung,“

ſagte die Marqueſe. „Verzeihung, Sennora, für meine Schwäche, ich konnte noch nicht überwinden, den Schmerz zu erneuen, der mir die Trennung gekoſtet hatte; doch wenn Sie mir deſſen ungeachtet eine Sühne auflegen wollen, ſo will ich ſie gern und muthig tragen.“ — — „O, gewiß, Sie kommen mir ſo nicht fort mit einer Redensart; merken Sie auf, Sie wollen und ſollen alſo die Strafe abtragen, daß Sie von nun an ſo oft bei uns ſind als wir es wünſchen, d. h. alle Tage.“ — „O, Himmel, Sennora, dieſe Strafe iſt ſüßer als Belohnung, und wenn Sie ſo ſtrafen, ſo dürfte mich das zur neuen Sünde verlocken, nur um die Strafe noch zu verdoppeln.“ — „Pfui, Sie undankbarer Menſch, daß Sie Güte nicht verpflichtet. Stößt ſelbſt ein Dieb, den ich auf der That ertappe und ihn doch wieder loslaſſe, mir dafür den Dolch ins Herz? Wird ein Mädchen, das ihrem Geliebten eine einmal begangene Untreue mit Küſſen beſtraft, von dieſem von neuem getäuſcht, nur um noch Küſſe von ihr zu ſtehlen? Güte muß bei guten Menſchen die Uebelthat ſchwerer empfinden laſſen als Härte. Und Sie ſprechen ſchon von Wiederholung Ihres Vergehens? Und wie ſollte denn die Strafe verdoppelt werden können, da Sie ja ohnehin alle Tage bei uns ſein ſollen? Ich könnte doch nicht den einen Tag zu einem doppelten machen?“ — „Sie haben Recht, aber da wäre noch ein Ausweg: Sie müßten zu den Tagen auch die Nächte fügen.“ — „Ei ſieh, laſſen Sie es darauf nicht ankommen.“ — „Darf ich nun fragen, wann Sie Madrid verlaſſen?“ — „Im Gefolg derſelben Galeras.“ — „Grund genug für mich, mit meinem Schickſal zu grollen, das mich Ihre Nähe nicht früher entdecken ließ. Doch Sie wollten ja erſt gegen Ende Juli Madrid verlaſſen?“ „Die Marqueſa hatte Eile, ſodann fürchteten wir, daß die carliſtiſche Expedition, die ſich Neucaſtilien näherte, ſich bald vor Madrid befinden dürfte und uns die

Reiſe unmöglich machen könnte; außerdem hätten wir noch ein Dutzend anderer Gründe, die mir aus dem Gedächtniß geſchwunden." — „Haben Sie neuere Nachrichten vom Kriegsſchauplatz?" — „Ja doch, ſo eben erfuhr ich, daß die Expedition des Prätendenten unter Anführung des Prinzen San Sebaſtian, verſtärkt durch die Macht Cabreras, bis nahe unter die Mauern der Stadt Valencia gekommen war, als ſie am 15. Juli, dem Tage unſerer Abreiſe von Madrid, bei Chiva aufs Haupt geſchlagen wurde, ſo daß ſie ihre Umkehr auf Cantavieja, die Veſte Cabreras mitten auf dem Valencianiſch-aragoneſiſchen Hochplateau, hinwenden mußte." — „Auf der Ebene ſieht man wiederum, und ohne natürlichen oder künſtlichen Feſtigungsſchutz können ſich die carliſtiſchen Truppen durchaus nicht mit den criſtiniſchen meſſen."

Unterdeſſen war die Hymne Riegos verklungen. Die beiden Sänger traten zu uns auf die Straße herab und der ehrenwerthe Schullehrer lud freundlichſt die Marqueſa und ihren Gemahl in ſein Haus ein, indem er ſogar einwilligte, etwas Altſpaniſches auf dem Klavier vorzutragen. Der Mann hatte ein wirklich großartiges Spiel und übte mit der wunderbaren Bewegung ſeines einfachen Inſtruments eine Wirkung und Macht über mich aus, wie ich nur ſelten erfahren habe. Was er vortrug gehörte zu dem Schönſten und Erhabenſten.

„Sennores Amigos," hub jetzt der Marques an: „ſobald ich wahrnahm, daß wir uns einige Tage in Manzanares verweilen mußten, ſuchte ich, da unſer Gaſthof überfüllt war, in einem Privathauſe ein bequemeres Unterkommen. Das iſt mir ſoweit gelungen, als es für kurze Zeit gewünſcht werden kann. Wollen Sie nun zur Tertulia mit uns kommen und mit einigen Erfriſchungen fürlieb nehmen, ſintemal doch auch der Sieg unſerer Nazionalwaffen bei Chiva zu feiern iſt, ſo werden wir, die Sennora und ich, uns dieß

zur größten Ehre anrechnen. Jedoch wäre rathſam, vorher auf dem Paſeo ein Stündlein der Friſche der Abendluft zu genießen.“ Alle ſtimmten freudig in den Vorſchlag ein. Wir zogen zum Thor hinaus unter die Baumgänge, die den Paſeo von Manzanares bilden. Es war ein erquicklicher, herrlicher Abend. Wir gingen unter einer großen Geſellſchaft auf und ab. Das Leben ſchien in der manchagiſchen Stadt eben erſt zu beginnen. Eine große Menge von Bauerwägen, mit Maulthieren oder auch mit Ochſen beſpannt, zogen zum Thor auf die Felder hinaus, dort die Arbeiten der Aernte zu verrichten; die Ausfahrenden waren guter Dinge, jubelten und ſangen Lieder und Tänze — es ſind gemüthliche Menſchen, die Manchagos. Einen ſolchen Abend genießt man in dieſem Lande ohne irgend ein Unbehagen. Keine Mücken, kein Inſekt beläſtigt, wie es wohl in andern Ländern der Fall iſt, nichts benimmt der Luft ihre Reinheit, Friſche und Annehmlichkeit, dem Himmel die Höhe, Klarheit, Pracht und den Sternenglanz.

Der Marques ſchwelgte förmlich in dem Abendduſte. Sein Auge lächelte vor Behagen; ihm würde nichts am vollkommnen Glück gefehlt haben, wenn ihn nicht ein Gedanke auf Augenblicke beunruhigt hätte — der Gedanke an die noch auf der Reiſe drohenden Gefahren. „Ach, rief er, warum iſt Zufriedenheit nicht das Loos aller Sterblichen? Warum lächelt nicht immer auf alle Menſchen Frieden herab, deſſen Bild uns dieſer Abend, dieſe Natur ſo ſchön zurückſtrahlt?“ — „Der Grund, antwortete ich, liegt in einem Geſetze, dem die geiſtige wie die ſinnliche Welt gleichermaßen unterworfen ſind; aus der Veränderung entſpringt Umſchwung und neues Leben. Auch in der Natur herrſcht nicht immer Frieden, und dieſer iſt oft nur die Folge ſchwerer Reinigungsprozeſſe, von Unwettern mit Blitz und Donner. Wir werden hier unten nie Frieden haben und müſſen die Hoffnung

darauf dem Himmel zuwenden, weil auf der Erde zu viele Unvollkommenheiten und Schwächen an uns hangen." — „Und trotz derselben ist mir die Erde so lieb, daß ich den Räubern nicht gern in Schußweite nahe kommen möchte." — „Solche Schurken sind feige, wenn ihnen ein muthiger Arm entgegen gehalten wird." — „Mich dünkt, Sie wollen die Gefahr verkleinern. Warten Sie einen Augenblick, ich sehe dort einen jungen Mann kommen. Er gehört einer der begütertsten Familien von Manzanares an."

Der Genannte begrüßte uns und vom Marques aufgefordert, erzählte er: Die Banden schleppten gewöhnlich alle Gefangenen, die sie für vermögend hielten, mit sich in die Schlupfwinkel ihrer Gebirge, zwingen sie, einen Brief an die nächsten Personen zu schreiben, bei welchen sie Credit haben, und hielten sie so lange bei sich, bis die geforderte Summe zur Stelle geschafft wäre, oder erschössen sie; ihn hätten sie nebst einem jungen Engländer 6 Tage zurückgehalten, sie hätten 100,000 Reales gefordert, sich endlich aber mit 40,000 von Jedem begnügt; er habe die Summe durch seinen Bedienten, der ihn begleitet, herbeischaffen lassen, der Engländer aber, der es nicht vermocht, sei auf eine scheußliche Weise ermordet worden.

„Leider ist man solchen Wechselfällen jetzt mehr ausgesetzt als je, sagte der Marques; man muß deßhalb den Militairkommandanten und den Gefe politico der Provinz bitter tadeln, ohne die Milicianos verfügen sie über 4000 Mann Infanterie und 100 Pferde und doch treiben die Banden das ärgste Unwesen." — „Nach meiner Meinung sollte man diese Truppe nicht zum dauernden Schutz der Städte und Pueblos vertheilen, weil diese dadurch gleichgültig gegen das Uebel gemacht werden, man sollte sie nicht als Garnisonen verwenden, sondern aus der Hälfte der Infanterie und der gesammten Cavallerie fliegende Colonnen bilden, die den

Banden immer auf den Ferſen ſäßen und ihnen keinen Augenblick Ruhe gönnten.“ — „Leider giebt's in dieſem Lande zu viel Geſindel und ſichere Schlupfwinkel, — die Mancha gehört zu den ärmern Provinzen Spaniens.“ — „Nun ſie hat auch Vorzüge, und mindeſtens zwei, die ihr in meinen Augen einen dauernden Werth beilegen.“ — „Welche, ich bitte Sie?“ — „Einmal gehört der ſinnreichſte Ritter, der je gelebt, ihr an, ein Ritter, der ſo unſterblich iſt wie die ewigen menſchlichen Fehler und Schwächen, die er geißelt.“ — — Und der andere? frug die Marqueſe. „Sennora, entgegnete ich, mich tief gegen ſie verbeugend: der andere Vorzug, der mir beſondere Freude bereitet und unvergeßlich bleiben wird, beſteht darin, daß ich hier wiedergefunden habe, was ich ſehr liebe — gute, genießbare Kartoffeln (Landskinder nennt man ſie zärtlich in meiner Heimath, ihren fremden Urſprung vergeſſend), die ich in den übrigen Provinzen vergeblich geſucht habe.“ — „Ih, Kartoffeln, rief der Marques, Kartoffeln genießen nur die ärmſten Gegenden, und in unſern Gallizien würden Sie deren noch beſſere finden als in der Mancha.“

Bald bis Mitternacht verplauderten wir im Hauſe des Marques die Stunden auf das angenehmſte. Ungeheure Quantitäten der lieblichſten Erfriſchungen, in deren Bereitung die Spanier wie die Italiener Meiſter ſind, wurden genoſſen. Es iſt merkwürdig, in der größten Hitze leert man hier mit einem Zuge Gläſer Eiswaſſer, die ein halbes Maaß enthalten, und befindet ſich wohl dabei. Anfangs zögerte ich, das Beiſpiel nachzuahmen, aber jetzt ſchütte ich in der größten Hitze drei Gläſer eiſigen Waſſers herunter und ſpüre nur Wohlthat davon. Dahingegen laſſe ich den beſten Wein ſtehen, nur beim Mahl genießt man mäßig davon. — In der Tertulia ward auch wieder fleißig geſungen und muſizirt, und während Don Ramon d

Marqueſa immer eifriger den Hof machte, vertiefte ich mich mit dem wackern Kantor in ein Geſpräch über Muſik. Unter andern wünſchte ich ſeine Meinung über die deutſche Muſik zu kennen. „Mir ſind nur einige Compoſitionen von Haydn, Beethoven, Gluck, Mozart, Carl Maria v. Weber zu Geſicht gekommen und nur Ein Tonwerk von eurem großen Orgelſpieler; hab' aber vor euch den größten Reſpekt bekommen, ein Volk, das ſo was hervorbringen kann, muß ein kerniges, tüchtiges ſein. Sodann hab ich durch ganz beſondern Zufall einen reichen Schatz von deutſchen Liedern erhalten, an die ich ſchon ſpaniſchen Text anzuſchließen geſucht, weil ich eure Sprache nicht verſtehe. Hier lebte nämlich aus dem Kampfe gegen die Franzoſen her ein deutſcher Schuſter, ein Stück von einem Meiſterſänger, von welchem ich wohl geleſen habe. Der verband eine treffliche Stimme mit einem unerſchöpflichen Reichthum von Melodien, paſſend für Krieg und Frieden, für alle Feſte, für Land und See. Aus ihm hab' ich denn geſchöpft und niedergeſchrieben, ſo viel ich konnte. Die Deutſchen ſcheinen mir in den beiden Richtungen am größten zu ſein, in denen ſich auch Spanier ausgezeichnet haben, im Lied und im Kirchenſtyl, im weiteſten Sinn genommen. In dieſen beiden Richtungen ſpricht ſich hauptſächlich der muſikaliſche Sinn des Volkes aus, wo ſie ſchlafen, da fehlt dem Leben die Muſik. Man könnte ſie beſſer vielleicht die poetiſch-volksthümliche und die muſikaliſch-religiöſe Saite der Völker nennen. Aus dem Volkslied erklingt jene, ob nun die From lyriſch, ob Romanze oder Ballade oder ſonſt wie ſei; aus dem Kirchenlied dieſe, beide aber ſtehen in genaueſter Beziehung und Wechſelwirkung zu einander und haben unzählige Punkte, wo ſie ſich berühren und einander übergehen, keine Grenze iſt hier zu ziehen. Die Franzoſen ſind am ärmſten am eigentlichen Volkslied, abgeſehen von ephemeren Geſtalten, und ſie ſind auch das

am wenigſten muſikaliſche Volk auf dem Continent; ihre Sprache, ihr Karakter iſt dem Volkslied ungünſtig. Für Spanien hingegen bildet dieſes ein Lebenselement wie Luft und Waſſer. Unſere reine, klangreiche Gebirgsſprache, unſer Karakter, unſere romantiſche Geſchichte iſt ihm überaus günſtig. Auch der gemeinſte Mann kennt und ſingt eine Menge Romanzen. Sehen Sie je einen einſamen Wanderer durchs Gebirge ziehen, ohne daß er Weiſen leiert? Sehen Sie das Volk je tanzen ohne Geſang? Zwar iſt das Klavier gewöhnlich und die Guitarre hängt auf jedem Balkon, lebt in jeder Hand; aber ſtets wird das Inſtrument mit Geſang begleitet. Unſer Volk iſt durchaus ein ſingendes, ein muſikaliſches. Daſſelbe ſcheinen mir auch die Deutſchen zu ſein. Was Sie mir von Ihren heimiſchen Liedertafeln erzählt, hat mich mit Bewunderung und Staunen erfüllt — ja mit Neid. Ich gäb', Gott weiß es, mein halbes Leben darum, das ſingende Schwaben und Rheinland einmal beſuchen zu können. Im Volksliede, in dem einfachen, ungelehrten, ungeſchminkten, von jedem Herzen mitempfundenen Volkslied liegt eine wunderbare Kraft, und wo es ſo edel und hochſinnig durch Brüdervereine gepflegt wird, wie bei Ihnen, da trägt es die Keime einer großen, glücklichen Zukunft." —

Beim Nachhauſegehn geſtand mir Don Ramon, er ſei in die engelſchöne Marqueſa grauſam verliebt, ein herrlicheres Weſen habe er nie geſehen, er ſei rein in Verzweiflung. Armer Junge, das muß wahr ſein, denn dein Verſtand ſcheint ſchon dermaßen gelitten zu haben, daß du allein nicht bemerkteſt, was Jeder ſah, wie ſie Dich und Deine Liebe zum beſten hatte.

Den 24. Juli.

Morgen endlich in früher Stunde werden wir unſere Reiſe fortſetzen. Die drei letzten Tage entfloſſen unſerm Kreiſe ſo angenehm, daß Keiner die Abreiſe eben herbeiwünſchte. Indeß

hat unſer Verweilen einem jungen Paar, das uns von Madrid begleitet, Unannehmlichkeit zugezogen. Die Geſchichte iſt noch nicht aufgehellt. Wie verlautet, hatte der Sohn des Gefe politico dieſer Provinz einem ſchönen Mädchen in Madrid die Ehe verſprochen und ein Kind mit ihr gezeugt, das auf der Reiſe von einer Amme geſäugt wurde. Der Vater und Gefe wollte aber die Ehe nicht billigen, und es ſcheint, das Paar hat ſich auf die Flucht begeben. Von Seiten des hieſigen Ayuntamiento kam man nun plötzlich, die junge Dame als eine Verwandte des Gefe politico zu begrüßen und ſie in die Arme der Familie abzuführen. Der Sohn iſt verſchwunden.

Der Tag iſt außerordentlich heiß; die warme Luft begegnet Einem im Schatten oft, wie in Häuſern mit ruſſiſcher Heizung der heiße Luftſtrom; iſt man der Sonne aber ausgeſetzt, fühlt man ein Brennen zum Vergehen. Wie die Felder umher nach Regen lechzen, ſo ſehnen ſich meine Glieder und Nerven nach einem friſchen Flußbad. Mit Sehnſucht gedenk ich der deutſchen Ströme, namentlich des kühlen Rheins, und der luſtig ſchwimmenden Welt darin — mir iſt, als wenn ich eine neue Krankheit, das Heißſchwimmen, bekommen ſollte. Doch werd' ich mich gedulden müſſen, bis wir die Wellen des Guadalquivir erreichen, die Ufer des „großen Fluſſes“ jenſeits der Sierra morena.

Drittes Kapitel.

Ein Strauß mit Facciosos; Uebergang über die Sierra morena, deutſche Anſiedelungen.

La Carolina, 7. Juli.

Zwei Tagereiſen ſind wir vorgerückt, wir befinden uns auf der Höhe der Sierra morena oder vielmehr auf deren unmerklichen Abdachung nach Süden, bereits in Andaluſien und zwar im Königreich Jaen, und haben die Gefahr der Ueberfälle durch Banden jetzt, nachdem wir in dieſer Hinſicht auch genug erfahren, ſo gut wie überſtanden. Andalucien mag einzelne Räuber und Diebe in Menge beſitzen, aber große organiſirte Banden, wie ſich deren wirklich bei der Sierra morena befinden, hat es nicht aufkommen laſſen: auf ſeinem ſchönen Gebiete blüht der Gewerbefleiß, der Ackerbau, die Weinrebe und der Handel mehr auf als ſeit Jahrhunderten, der bürgerliche Krieg hat ihm zwar viele junge Mannſchaft entzogen, es ſonſt aber kaum berührt. — Wir langten geſtern Abend in La Carolina an, der erſten Stadt der deutſchen Anſiedelungen in der Sierra morena, mit dem Palaſt des Intendanten und der beſondern Verwaltung der Colonien mit mindeſtens 4000 Einwohnern. La Carolina liegt auf dem hohen faſt zum Tafelland erweiterten Rücken der Sierra, 42 Leguas von Madrid und ziemlich ebenſoweit von Sevilla, man ſagt, gerade in der Mitte zwiſchen beiden.

Vorgeſtern erſt am Nachmittag konnten wir von Manzanares aufbrechen. Der Gouverneur der Provinz hatte uns

ein ſehr höfliches Antwort-Schreiben, aber nur eine ſehr ſchwache Bedeckung zukommen laſſen, angebend, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden, wo die carliſtiſche Expedition jeden Augenblick in Caſtilien einbrechen könne, er alle Kräfte zur Verfügung halten müſſe. Bei der 2 Leguas von Manzanares entfernten Venta de la conſolacion — ſo genannt wegen einer alten, einſt vielbeſuchten Kloſterkirche in der Nähe — fanden wir noch die Ueberreſte einiger hier verbrannten Diligencen um die Pforten der Kirche geſchleudert. Wir ließen unſere Augen nur einen Augenblick an dieſem unheimlichen Ort weiden, wo ſo mancher Reiſende und Wallfahrer getröſtet und beſtohlen worden, froh, ohne Aufenthalt weiter zu eilen. Noch waren wir vom nächſten Orte, dem weinreichen Val de Pennas, 2½ Leguas entfernt, bis wohin kein Haus mehr. Zwiſchen der Venta und Val de Pennas zieht ſich nur eine nicht eben hohe, aber breite Gebirgsreihe hin, parallel mit der Sierra morena von Weſten nach Oſten ſtreichend — die erſte Vorkette dieſes merkwürdigen Hochgebirgs. Dieſe Vorkette bildet zugleich die Waſſerſcheide zwiſchen zwei in den Guadiana mündenden Flüſſen, wovon der eine bei Manzanares, der andere bei Val de Pennas vorbeirieſelt, in weſtlicher Richtung. Sie iſt faſt ganz ödes Haideland, nur theilweiſe bewaldet, großentheils aber mit niederm Geſtrüpp, braunem Reiſig und einzelnen zwiſchenaufſchießenden Bäumen verſehen, dabei viel durchſchluchtet und voll Verſtecke. Gegen die große Straße ſchiebt ſie mehre Zweige vor, die von jener umgangen ſind, und die den Räubern, welche von der Höhe herab die ganze nördliche freie Ebene überlugen können und bei ihrem geübten Blick und der reinen Luft auf ſechs Meilen weit keinen Menſchen unbeachtet laſſen, eine gar leichte, ſichere Zuflucht gewähren. Weshalb denn auch hauptſächlich auf dieſer Vorkette die Banden hauſen.

Eine halbe Stunde mochten wir die Venta de la Consolacion hinter uns haben, als plötzlich das Geſchrei ertönte: „Räuber! Räuber!“ Wieder brach, wie vor Manzanares, ein ungeheures Gewirre und ein lautes Heulen der Weiber los. Auch wollten ſich wiederum die erſten Wägen in Galopp ſetzen, was Wahnſinn war, da ſich die Räuberſchaaren wie ſchwarze Rabenſchwärme auf beiden Seiten der Straße vor uns befanden. Der Kommandant der Bedeckung gebot dem Zuge Halt und ließ die Galeren ſehr zweckmäßig ſo gut es in der Eile geſchehen konnte, zu 2 und 2 nebeneinander auffahren, ſo daß in der Mitte ein langer gedeckter Gang mit Zwiſchenräumen zum Schießen entſtund. „De dentro fuera, los viageros, salid fuerra!“ erſcholl nun der Ruf; die Reiſenden ſprangen aus den Galera's und traten in den mittlern Gang, daß ſie gleichſam zwei ſchützende Bruſtwehren hatten. Auch die Maulthiere wurden nach Kräften in die Mitte hereingezogen, um die Wägen näher zu rücken. Die Escolteros aber mit ihren Flinten traten an die Zwiſchenräume zum Schießen. Wir hatten 18 Mann zu Pferd und etwa 60 Mann zu Fuß bei uns. Die Räuber rückten mit Windesſchnelle näher. Unſere Reiterei eilte der feindlichen entgegen, wurde aber zurückgeworfen — die erſten Schüſſe pfiffen über unſere Köpfe hin, ein endloſer Tumult und Wirrwar riſſen ein. Der lange Zug war noch nicht geordnet, die theils vorn auffahrenden, theils nachfolgenden Privatkarroſſen wollten ſich mit Gewalt in den mittlern Gang eindrängen und kamen hier mit den Maulthieren und mit den Reiſenden der Galera's in Gemenge. Dieß iſt um ſo mehr zu begreifen, als die Galerasfuhrleute die ganze Noth den verhaßten Karroſſen und ihren vornehmen Beſitzern beimaßen.

Das Gefecht wurde lebhaft. Die Räuber umzingelten unſere Wagenburg mit einer dichten Tirailleurlinie, ſich mehr

und mehr von allen Seiten nährend. Die Weiber heulten und rangen die Hände, warfen ſich auf die Erde und übereinander. Die meiſten Männer aber ſo wie die Fuhrleute und Mayorals hatten ſich bewaffnet. Der alte General Morales griff nach einer Muskete und leuchtete mit ſeinem Beiſpiel allen vor: „Wir wollen die Schurken mit zerfetztem Pelze, rief er mit kräftiger Stimme, zurückjagen, wir ſind die Stärkern, ſie ſind feige Schurken, luſtig, Freunde, luſtig! Wir wollen dem Norddrachen, der in dieſem Lande haust, um einige Köpfe ärmer machen, drauf da!“ Die Officiere hatten von Manzanares aus ihre Waffen in Bereitſchaft gehalten. Da wir mehr Gewehre mit uns führten als Escolteros, ſo hatten wir uns dieſelben ausgebeten. Außerdem war ich mit meinem Säbel, einem Dolche und zwei geladenen Piſtolen bewaffnet. Wir erwiederten das Feuer kräftig, einige Infanteriſten ſprangen in die Chauſſeegräben und huckten dem Feinde wie Schlangen noch weiter entgegen. Die Reuter hatten ſich auf die Venta zu aus dem Bereich des Gewehrfeuers zurückgezogen.

Kaum mehr als eine Viertelſtunde mochte ſeit dem Erſcheinen der Räuber vergangen ſein. Mir fällt plötzlich die mögliche Lage der Marqueſa ſchwer auf die Seele. Ich erblicke ſie nirgends. Die Privatwägen an den beiden Flügeln der Wagenburg, nicht wiſſend wohin, ſchweben in der äußerſten Gefahr, vom Feind erreicht, oder von den wild gewordenen Pferden, die ohne Zügel, da die Kutſcher Rettung hinter den Galeren geſucht, ſich bäumen, gar zerſchmettert zu werden. Mein Gott, wenn ſie ſich noch in ihrem Wagen befände? Mich überläuft's eiſig kalt. Ich eile, meine Piſtolen in der Hand, auf den Ort zu, wo ich den großen Wagen des Marques vermuthe. Da ſah ich deſſen Fenſter zerſchoſſen, die Pferde wild. Ich fliege hin, aber noch ehe ich anlange, hat der Schreck mich wie auf der Stelle

gelähmt — vor mir liegt die ſanfte Marqueſe auf dem harten Steinboden, todtenbleich, engelſchön — ſie iſt in Ohnmacht hingeſunken, denk' ich — nein, heiliger Gott! Blut perlt aus ihrem Schnupftuch, warmes Blut — — ich ſtürze zu ihr nieder auf meine Knie, reiße das Bruſttuch, das zarte Hemde von oben auf — o Himmel, ſolche Schönheit, ſolchen Buſen hat noch kein ſterblich Auge geſehen — nur ein rother Streifen quillt hin zwiſchen der Alabaſterweiße — — — unverletzt iſt der Kopf, der Hals, der Nacken, die Schulter, die Bruſt, — gottlob unverletzt — nur unter dem Arm, wahrſcheinlich als ſie in größter Angſt zum Wagen hinaus ſprang, iſt ihr eine Kugel durchgegangen, hat das ſeidene Kleid durchlöchert und den linken Arm und die linke Seite zugleich geſtreift — eine leichte Streifwunde, der gerne Blut entrinnt, aber ohne Gefahr. Aufſchauernd vor Entzücken, ſchling ich mein Tuch um den Arm, der am meiſten blutete, ihr eigenes um die Seite, ſtille ohne Mühe die Blutung, hefte das ſchwarze Kleid dicht zu um ihre Bruſt, ſchlinge ihre Mantille züchtig um Hals und Nacken, lege ihr ſchönes Haupt auf meinen linken Arm und hebe es zu mir empor — mein Hauch berührte ihr Antlitz, Marqueſe, rief ich, ſchöne Marqueſe, wach' auf — ſie hörte noch nicht, da berührte ich ihre Wangen, ihre Augen, ihre Lippen, Marqueſe, küßte ich, Engel, himmliſches Weib, leb' noch für dieſe Erde — da ſchlug ſie ihre Augen auf, die Vorhänge zum Glanz, zum Tag, zum Lichtreich, und ſonnte mich mit ihren Strahlen, ſo ruhig, rein, heiter, wie die der Morgenſonne in feindlicher Landſchaft die Gipfel des Hains, und lispelte endlich wie mit ſeligem Vergeſſen: „amigo, m amigo — yo soy Feliz, y tu tambien?“ Ich bede ihre Hand mit Küſſen, indem ich noch immer auf me Knieen vor ihr lag, ihren Kopf mit meinem linken halteud. Auf einmal rief ſie: „Wo ſind wir? Him

zurück!“ Und mit übermenſchlicher Gewalt ſtieß ſie mich bei dieſen Worten zur Seite, ehe ich auch nur Zeit hatte, mich umzublicken. Im Nu raff' ich mich auf, zwei Räuber dringen auf mich ein, der eine hat meine beiden Piſtolen aufgegriffen, die ich, der Marqueſe zu Hülfe eilend, hatte fallen laſſen, der andere hatte, als ihn die Marqueſe erblickt, das Meſſer auf mich gezückt, um mich rücklings zu durchſtoßen. Schnell, wie der Gedanke, fährt mein Säbel aus der Scheide und ſaust dem letztern durch das Geſicht — der Feind ſtürzt und ehe er ſich vom Boden wieder aufraffen kann, hängen auch dem andern Räuber die Fetzen vom Arm, daß die Piſtolen ſeinen Händen entſinken. Dieſer flieht, ſein Kamerad hinter ihm drein. „Schandbuben!“ ruf' ich, ſie mit dem Säbel verfolgend, ihr ſollt mir ins Gras beißen!“ Aber die Kerle waren beſſere Läufer als ich, bald kam ihnen auch Hülfe und die Kugeln ziſchten um meine Ohren. Ich würde todt oder lebendig in die Hände der Räuber gefallen und von ihnen geſchunden worden ſein, wären nicht auch unſere Leute mir zur Hülfe geſprungen. Die Bande gerieth in eilige aufgelöste Flucht; ihre Todten — ſie hatten deren fünf — ließen ſie im Stich, ihre Verwundeten aber trugen ſie mit ſich, wahrſcheinlich weil ſie die Möglichkeit fürchteten, von dieſen verrathen zu werden, nicht von jenen. Unſere Reiterei hatte zuletzt wieder eingehauen und nicht wenig zum Siege beigetragen; ſie allein vermochte die Flüchtigen eine kurze Strecke zu verfolgen, denn die Räuber ſind behende wie Gemſen und eben ſo leicht aus den Augen wie ſie erſcheinen.

Ein ungeheures Triumphgeſchrei, das kein Ende finden konnte, erfüllte die Lüfte. Ich eilte zur Marqueſe zurück, die allein an eine Galera angelehnt ſtund und in Betrachtungen verſunken ſchien. „Sennora, ſagte ich, ich verdanke Ihnen mein Leben und werde ewig Ihr Schuldner bleiben;

denn hätten Sie den Mörder, der hinter mir heranſchlich mit gezücktem Meſſer, nicht bemerkt, hätten Sie nur einen Augenblick gezögert, mich mit der übernatürlichen Kraft, die ein guter Geiſt ihrem zarten Arm geliehen haben muß, weit von ſich zu ſchleudern, ſo würde ich Ihnen keinen Dank mehr ſtammeln können.“ Die Marqueſe reichte mir die Hand: „Und kamen Sie nicht meinetwegen in die gefährliche Lage? ſagte ſie; haben Sie mir nicht das Leben — ein zweites, ſchöneres — wieder gegeben? haben Sie dann nicht noch Ihr Leben vertheidigt und das meinige mit dem Ihrigen? Wer hat nun die größere Schuld zu zahlen? Ich, mein lieber Freund, ich ohne Widerrede, und ich will ſie zahlen, ohne ſie jemals quitt zu werden, mit jener Feuerkraft, die allein meinen Arm mächtig machte, Sie von mir zu ſtoßen, wie ſie mich jetzt treibt, Sie an mich zu ziehen.“ — „Doch, Sennora, meine Schuld bleibt größer, wenn ſie die Pflicht abziehen, die der Mann gegen jedes Weib zu erfüllen hat.“ — „So will ich ſie Ihnen abnehmen,“ rief die feurige Spanierin, mich küſſend. „Und ſo möcht' ich ſie zweifach büßen,“ rief ich, ſie umarmend.

„Nun, ſagen Sie mir, Sennora, was macht Ihre Wunde?“ frug ich. „Meine Wunde?“ — „Ja doch?“ — „Das iſt etwas albern, Herr, daß Ihr ſchon ſo früh zu triumphiren anhebt, und mich geradezu für verwundet erklärt.“ — „Mich dünkt, Sie ſind weniger glücklich als Sie wiſſen?“ — „Soll das eine Drohung ſein?“ — „Und Sie ſind weniger ganz als Sie meinen.“ — „Halten Sie mich für ein Kind?“ — „Und Sie ſind weniger rein als Sie glauben.“ — „Sie wollen ſich über mich luſtig machen!“ — „Nein, Sennora, es thut mir herzlich leid, aber ich muß die Wahrheit ſagen, Sie ſind mit Blut befleckt“ — — „Welche unverdiente Schmähung!“ — „Sennora, Sie ſind krank, Sie ſind verwundet“ — — „Und wenn ich verwundet

wäre, die Zurückgabe der ſüßen Buße von vorhin wird die Wunde doch nicht heilen. Ich verſtehe nicht, worauf Sie zielen.“ — „Sie verabſcheuen den Menſchen, der Ihnen die Wunde beigebracht hat?“ — „Ja wohl, ich haſſe Sie.“ — „Bei Gott, Sennora, ein ungerechter Verdacht, ich bin unſchuldig daran.“ — „Wer hat Sie angeklagt? Ich verſtehe Sie nicht. — Sehen Sie die Menſchen umher, kommen Sie, wir wollen den Marques aufſuchen. Wo denken Sie, daß er ſtecke?“ — „Ich denke, in ſeiner — Haut.“

Wir gingen dem Wagen zu. „Haben Sie Mitleid, ſagte die Marqueſe zu mir, mit einem armen Weib und erſparen Sie ihm die Beſchämung vor der Welt, daß der Gemahl ein Feigling iſt. Alle Welt iſt freudetrunken, nur mein Gatte badet ſich noch in Todesſchweiß. In ſeinem großen Wagen iſt ein heimliches Verſteck, in das er hineingekrochen. Suchen Sie ihn hervorzulocken, ohne daß er ſich vor der Welt entdecke. — „Es ſoll geſchehen, Sennora. Ich bitte Sie nur um einen Gegendienſt?“ — „Was Sie wollen?“

„Eine Kugel hat Ihr Kleid und Ihren linken Arm geſtreift —“ — „Mein Kleid, Blut — Himmel, Blut.“ — „Beruhigen Sie ſich, ſo leicht nur iſt das ſpielende Blei vorübergeſtreift, daß Sie während der Aufregung nichts davon geſpürt haben und auch keinen Schmerz haben werden. Ich habe die Wunde mit meinem Tuch verbunden — und mit ſittigen Augen — kein fremdes hat es geſehen. Das Tuch, mit Ihrem Blute geröthet, bitte ich mir als eine Gabe von Ihnen zurück — zur Erinnerung an dieſe Stunde! Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Sennora?“ — „Das will ich.“ — „Werfen Sie Ihren Mantel um, Sennora, Niemand weiß von Ihrer Verwundung, keine Frage braucht Sie zu beläſtigen. Sie können im Wagen unſere Ankunft in Val de Penmas ruhig abwarten. Dort will ich einen Arzt für Sie in Bereitſchaft halten. Sie bedürfen nicht der

Kunſt unſerer beiden Chirurgen, die überdieß ſehr beſchäftigt ſind.“ — Der ſüßeſte Blick des Dankes belohnte mich. Wir ſollten jetzt der Wahrheit des Worts eingedenk werden: terror hominibus mentem consiliumque eripit et membra debilitat. Ich eilte an den Wagen und ſprach ſo, daß der Marques es vernehmen mußte: „Gottlob, die Räuber ſind fort und die Gefahr iſt vorüber, es hat Blut in Strömen gekoſtet, aber die Gefahr iſt vorüber, tapfer waren unſere Schutztruppen, aber unter den Mitreiſenden gab es einige feige Memmen, die an Niemanden ſonſt dachten, als an ſich ſelbſt, und die, wo ſonſt Jemand, das Eiſen in der Geſtalt eines Horns verdienten; die Memmen ſchrieen wie Weiber, nur den edlen Marques — — — hat man nicht ſchreien hören, er ſcheint ſeinem Schickſal mit würdiger Reſignation entgegengeſehen zu haben, wo mag er ſich denn befinden?“ — „Hier, Sennor, hier!“ rief der vornehme Herr, ſeinen Kopf durch das zerſchoſſene Wagenfenſter hervorſteckend: „Alſo iſt die Gefahr wirklich vorüber?“ — „Auf meine Ehre!“ — „Brave Jungens, Herr, ſind die Soldaten, haben ſich tüchtig geſchlagen, Morbleu! ich bin auch im Feuer geweſen.“ — „Ich glaub' es Ihnen, mögen's warm genug gehabt haben!“ — „Sehen Sie her, ich hab' es zum Wagen hinaus mit zehn Halunken aufgenommen, die Kugeln rasten, zerſchmetterten Fenſter, Thür, Decke, die Splitter ſtoben um mich her, aber dem Tapferſten der Sieg! Ich zielte hier aus meinen Doppelflinten, Parbleu! und ſie jagten die Schurken zum Teufel — — Ich werde die gehörige Meldung machen, es ſollen Kreuze regnen auf unſere Bruſt — zum erſtenmal, daß ich einer Schlacht beigewohnt, ich glaube, ich hatte zwei Kugeln in den Schenkeln, habe ſie aber von ſelbſt wieder ausgeſtoßen — ich kann ſagen, ich hab' es mit einer ganzen Armee aufgenommen —“ — „Ihr habt wirklich verdient, daß Ihr gekrönt werdet.“

— „Nicht wahr, Ihr ſeid Zeuge meiner Großthat geweſen?“ — „Faſt hätte ich Luſt, auch Zeuge Eurer Krönung zu ſein.“ — „Sie meinen, meiner Decorirung?“ — „Ja, mit einem Stirnband.“ — „Sie ſollen es, Fürtrefflicher!“ — „Ihre Karabiner-langen, gezogenen Doppelpiſtolen müſſen ausgezeichnet ſein, ich möchte ſie mal prüfen?“ — „Ein andermal.“ — „Warum nicht jetzt, mein Herr Marques?“ — „Weil ſie — weil ſie ſehr ſcharf geladen ſind.“ — „Kein Grund, ſie mir zu verſagen, da Ihr mir nur das Laden erſpart; ſo — doch wahrhaftig, ſeht, ſie tragen keinen Flecken Pulverruß an ſich und ſehen juſt ſo blank aus, als kämen ſie eben aus den Händen des Schwertfegers; das iſt ja noch die ausgezeichnetſte Eigenſchaft Ihrer Piſtolen, mein tapferer Marques, faſt noch merkwürdiger als Sie tapfer; wahrhaftig und nicht warm, eiskalt, Marques. Ihr habt da wirklich ein ſeltenes Paar Piſtolen, ich rathe Euch, ſchießt ſie in der Zukunft auch wie in der Vergangenheit ab, damit ihre Haupteigenſchaft erhalten wird.“ — „Wie, glauben Sie, ſie wären nie gebraucht worden?“ — „Wenn ich ſagte: Sie haben ſie nicht einmal abgeſchoſſen: würden Sie ſie zum erſtenmal gegen meinen Kopf zu gebrauchen den Muth haben?“ — „Ich will lieber, mein Herr, Ihren Rath befolgen und ſie vor jedem Roſt bewahren.“ — „Nun, das gefällt mir von Euch, gebt mir Eure Hand, ſo — — ich rathe Ihnen, Herr Marques, geben Sie ſich keine Mühe weiter um die gedachte Decoration, um das Sternband.“ — „Ich verſpreche es Ihnen als —“ — „Sehen Sie, ich ſage Ihnen frei meine Meinung, trägt Einer ein ſolches Merkmal, das er nicht ſelbſt verdient hat, doch offenbar an der Stirn, ſo ſpielt er eine höchſt lächerliche Figur.“ — „Freilich, juſt wie ein Gehörnter.“ — „Sehr wahr; doch derjenige, der die Decoration verleiht in ſolchem Fall, iſt noch weit verächtlicher, als der Geſchmückte lächerlich.“ — „Ja, ja, zu

freigebig vertheilt, wird der Werth geringer; einſt wurden nur hauptſächlich meine Vettern, die Granden, decorirt, jetzt iſt es damit gemeiner geworden." — „Schlimm, wenn es ſo iſt, dieſes Vorrecht würde ich gern der Grandeza allein überlaſſen ſehen." — „Sie haben nach uns günſtige, vernünftige Anſichten; darum auch ohne Rückhalt mögen Sie wiſſen, daß mich eine Kugel verteufelt angewidert hätte von einem pöbelhaften Räuber, während von der Hand eines ebenbürtigen Edelmanns verwundet zu werden, faſt eben ſo ehrenhaft iſt, als durch den König mit einem Orden geſchmückt zu werden. Darum auch, denk' ich, werden Sie keine ungünſtige Meinung von meinem Muth hegen?" — „Sie ſind ein Gentleman von der ausgezeichnetſten Art, der ſelbſt, ich glaube, mit Muth und Anſtand eine Krone auf der Stirne zu tragen verſtände." — „Sie haben ein zu günſtiges Vorurtheil für mich." — „Keineswegs, wir könnten einmal Comödie ſpielen und Ihre Geſchicklichkeit in dem Punkte prüfen." — „Topp, in Andalucien, in Sevilla oder Cadiz ſoll es geſchehen; wie wird meine Frau darüber lachen —" — „Ja, die ſtolze Marqueſe muß mitſpielen, ſie ſelbſt ſoll Ihnen die Krone aufſetzen." — „Ei, dort ſeh' ich meine Sennora, ſie ſieht etwas bleich aus?" — „Die Marqueſe befindet ſich unwohl, ich fürchte, der ungeheure Schreck hat ihr eine ſchlimme Krankheit zugezogen, ſie muß in Val de Pennas einen Arzt zu Rathe ziehen."

Der Marques eilte ſeiner Gemahlin entgegen und überhäufte ſie mit zärtlichen Beſorgniſſen und Liebkoſungen. „Es iſt doch den Männern eigen, ſagte ſie, als der Marques kein Ende finden konnte, daß ſie in der Gefahr ihrer Frauen vergeſſen und nach derſelben mit überflüſſigen Artigkeiten aufwarten." — „Nicht vergeſſen, Sennora, erwiederte ich, aber die Vertheidigung erlaubt ihnen erſt nach überſtandener Gefahr zur Galanterie zurückzukehren." — Wir hoben ſie

in den Wagen, ſie lehnte ſich in eine Ecke, dicht in ihren Mantel gehüllt. Ich bat um die Erlaubniß, den beſten Arzt in Manzanares ausfindig machen und der Marqueſe zuführen zu dürfen. „Sie werden uns bis dahin doch nicht verlaſſen?“ frug ſie. „Geſtatten Sie mir, vorauszueilen, Sie haben den tapferſten Beſchützer zur Seite und fahren mit dem ganzen Zuge langſam nach.“ — „Wir können ja Alle mit dem Wagen vorauseilen.“ — „Nein, Sennora, das dürfte für Ihren Zuſtand nicht zuträglich ſein. Auf Wiederſehen!“

Wir hatten dreizehn Verwundete, außer der Marqueſe und noch einem Reiſenden, der ebenfalls eine leichte Streifwunde davon getragen hatte. Nur ein Reuter befand ſich in Lebensgefahr, doch mußten in Val de Pennas zwei Amputationen vorgenommen werden. Die Verwundeten wurden, durch die Chirurgen gehörig verſorgt, in die Galeras auf weiche Kiſſen gebracht und in das Bürgerhospital zu Val de Pennas abgegeben, wo ſie gute Aufnahme fanden. Auch hatten ſämmtliche Reiſende nach Kräften zuſammengeſteuert, ſie durch ein anſehnliches Geſchenk auf die Zukunft zu vertröſten. Der Marques war der freigebigſte; noch ein anderer gab 6 Unzen Gold. Von den Zugthieren waren viele verwundet, zwei blieben auf dem Platze.

Bald war die Karavane wieder in Bewegung, in ſehr langſamem Schritt, aus Schmerz der Verwundeten. Sie hatte für mich etwas Unheimliches, ſie glich einem Krankenzuge durch die einſamſte Gegend, nur Schmerzgeſtöhne unterbrach die Stille. Ich eilte voraus, um freier athmen zu können. Die Straße begann ſehr allmälig bergan zu ſteigen. Umher wuchs, ſo weit das Auge reichte, braunes Waldgeſtrüpp, aus dem hier und da Bäume mit ſchönen Kronen hervorragten, die lange Schatten warfen, denn ſchon trat die Sonne im Weſten nahe an den fernen Kamm der Sierra, den Himmel in Feuergluth badend, ohne doch den Reiſenden

mit glühenden Pfeilen zu verſengen. Immer raſcher und länger maß ich meine Schritte, mich ſehnend, die Kante der Vorkette noch im vollen Abendglanz zu erreichen. Mich erwartete eine reiche Belohnung. Rückwärts ſchweifte der Blick in faſt endloſe Ferne, von Sierren begränzt, deren Linien ſich nur bei der wunderhaft klaren Luft am Himmel abzeichnen konnten. Vorwärts beginnt eigentliches Gebirgsland, der ſüdliche Abfall der Vorkette iſt ſteiler, wenn auch nicht ſo tief als der nördliche, unten im Thal liegt Val de Pennas am Jabalon, lang der Straße nach ausgeſtreckt, jenſeits ſieht man die Gebirgskette ſich höher emporheben; die feuertrunkene Sonne ſchickte ihren letzten Nachtgruß flammend über die Landſchaft. Nachdem ich mich einige Augenblicke an dem Schauſpiel gelabt hatte, eilte ich die Anhöhe hinab und ging zwiſchen meiſt ebenen Weinfeldern in Val de Pennas ein. Die ziemlich anſehnliche Stadt verräth Wohlſtand, iſt leicht befeſtigt, wie Manzanares, Santa Cruz und die meiſten andern Städte der Mancha, auch wie dieſe ächt criſtiniſch geſinnt. Ich ſuchte das Bürgerhospital auf und meldete die nahe Ankunft der Verwundeten, damit zu deren Aufnahme die nöthige Vorſorge getroffen würde, was auch ſofort nach Gutheißung des Alcalden geſchah. Sodann erkundigte ich mich nach dem geſchickteſten Arzt. Man wies mich in ein Haus unweit des Thors. Der Arzt, dem Greiſenalter nahe, empfing mich mit caſtilianiſcher Höflichkeit und war ſogleich bereit, alles nach meinen Wünſchen vorzukehren.

Der Alcalde ſelbſt ging dem Zuge entgegen, und ſogleich wurden die Verwundeten im Hospital untergebracht. Ich nahm den Wagen der Marqueſe in Empfang, die ſo blaß und leidend ausſah, daß ich erſchrak. „Sennora, ſagte ich, der würdige Doctor hat die Mittel bereits vorbereitet, die Ihnen bald die volle Geſundheit zurückgeben werden; einige Ruhe wird Ihnen wohlthun, doch müſſen

Sie ſich ja warm einhüllen, denn wir werden die ganze Nacht unterwegs bleiben, um aus dem Bereich der Böſewichter zu kommen, die für die nächſten Tage der guten Lehre von heute eingedenk ſein werden.“ Sie ließ ſchnell einen Reiſekoffer abladen und begab ſich, vom Arzt begleitet, in ein bequem eingerichtetes Gemach.

„Wir wollen die Zeit beſſer benutzen, als ſchlafen, hub der Marques an: ich ſpüre mörderliche Eßluſt. Was meinen Sie?“ — „Wir können unterdeſſen in einem Wirthshauſe einkehren?“ — „Nein, nein, wir ſind in Val de Pennas, Sie ſollen ſehen, daß es in der ſandigen Mancha auch noch Beſſeres giebt, als Kartoffeln — köſtlichen Wein und nicht geſchmierten, wie häufig der Malaga und Xeres — wollen wir aber von den beſten Lagen prüfen, ſo müſſen wir nicht in der Poſada einſprechen. Nicht wahr, junger Mann?“ Dieſer, der Sohn des Arztes, hatte nichts Eiligeres zu thun, als uns einige gute Proben aus dem Keller zu holen. Dabei wurde Brod, Käſe, Fleiſch und Backwerk aufgeſetzt. Es mundete uns vortrefflich. Wir ſaßen im innern, unbedeckten Hofraum des Hauſes zwiſchen Mandelbäumen und Aprikoſen, die einen würzigen Duft aushauchten. Der hohe Himmel über uns hatte bereits ſeinen reichſten Sternenmantel umgeſchlungen, als wir von der ſüßen Tafel aufſtunden, um uns nach unſerer Reiſegeſellſchaft umzuſehen. Wir fanden die Gefährten in freudigem Taumel, jetzt erſt, nicht mehr gehindert durch die Verwundeten, konnten ſie ihre volle Freude über den Sieg auslaſſen. Dem rothen Feuerſaft wurde wacker zugeſprochen und in manchen Köpfen ſchien er zu ſprudeln. Endlich ertönte des Mayorals Stimme zum Aufbruch: **A caballo!**

Wir eilten in das Haus des Arztes zurück. „Wie befindet ſich die Sennora?“ — „Sie kann ohne die mindeſte Gefahr die Reiſe fortſetzen. Nur die Anſtrengungen, der

Schrecken und der Blutverluſt haben ſie etwas erſchöpft." — — „Ihr Blutverluſt?" rief der vom Wein erhitzte Marques wie außer ſich. Der Arzt verneigte ſich bejahend: „Ja, Herr, ihr Blutverluſt, doch keine Gefahr, bei ihrer kräftigen Jugendfülle wird ſie ſich in wenigen Tagen völlig erholt haben. Am meiſten möchte ſie vor Gemüthserſchütterungen zu hüten ſein, denn wo ſie ein gefährliches Leiden hätte, dürfte dieß für meine Kunſt zu tief ſtecken — als ich ihr das Tuch vom Arm abnahm, riß ſie es mir aus den Händen, brach in ein lautes Schluchzen aus, preßte es wie krampfhaft gegen ihr ſchönes Antlitz und feuchtete es mit heißen Thränen noch mehr an als es ſchon mit Blut geröthet war" — — „Menſch, ſeid Ihr raſend?" donnerte der Marques: „Immer ſprecht Ihr von Blut und nur von Blut, es macht mich ſchaudern, das Wort Blut; wenn Ihr der Sennora zu nahe getreten ſeid, wenn Ihr auch nur eine Unze Blut von ihr verſchüttet, ſo will ich Euch" — — Der alte Doctor prallte vor den wüthenden Gebehrden des Weinerglühten zurück, ich zeigte unbemerkt mit dem Finger an die Stirn und ſchüttelte mit dem Kopf. „Ach, ich verſtehe!" rief der Arzt etwas lächelnd, indem er von jetzt an den Marques entweder für betrunken oder für toll hielt. Ich griff dieſen unter den Arm und raunte ihm ins Ohr: „Auf welche Gedanken verfällt denn Ihre Weinlaune von Val de Pennas, Caballero? Warum ſchüttelt und entſetzt Sie das Wort Blut ſo? Wenn Ihnen die Naſe blutet und Sie halten ein Tuch vor, ſo rinnt dieſes voll davon; wenn man Sie zur Ader läßt, ſo quillt auch Blut hervor — ſo und noch auf andere Weiſe, die Sie wahrſcheinlich beſſer kennen als ich, kann Blutverluſt ſtattgefunden haben, worüber aber eine nähere Explication unedelmännig ſein dürfte" — „Er iſt wahrſcheinlich nur ein Dorfbarbier und ſolche Leute ſind ſchlimmer als blutdürſtige Hyänen. Sagt mir, alter Knabe, habt Ihr

Euer ärztliches Diplom bei der Hand?“ — „Seit meiner 47jährigen Praxis iſt mir eine ſolche Frage noch nicht vorgelegt worden, ich habe nie eines Patentes bedurft und es wird wahrſcheinlich verſchimmelt ſein, wie mein eignes Haar, will aber gern Euer Gnaden damit aufwarten, ſo's dieſelben beliebt?“ — „Mit Eurem Haar oder mit dem Schimmel eines Papierſtreifens von einer Barbiergilde? Ich will den Schimmel nicht aufheben, lieber Euch an Eurem grauen Bart“ — — In dieſem Augenblick trat die Marqueſa herbei, ein dunkel glänzender Anzug umgoß dicht ihren ſchlanken Leib, ſie war wie umgewandelt, Roſenlicht ſtrahlte wieder von ihrer Wange. Die letzten Worte, die ſie vernommen, hatten ihr das Blut in die Wangen getrieben. Ein Blick war hinlänglich, um ſelbſt die Weinlaune des Gemahls zu zerſtieben und ihn kleinlaut zu machen. Wenn aber jemals eine Frau die Unhöflichkeit eines Mannes wieder gut zu machen verſtund, ſo die Marqueſa. Ihre Liebenswürdigkeit war wirklich rührend, die Familie des Arztes wird ſie als einen Engel, ihn aber als einen Tollen im Gedächtniß behalten.

Wir ſtiegen in den Wagen und flogen der Caravane nach, die bereits eine Viertelſtunde Vorſprung hatte. Der Marques ſeufzte: es iſt doch unvorſichtig, ſo weit zurückzubleiben! — „Das hat das Geſpräch über Blut Schuld;“ entgegnete ich. „Ich mag das Wort nicht leiden.“ — „Aber Sie ſehen es gern?“ — „Nein, gewiß nicht!“ — „Auch nicht wenn es die Wangen röthet und die Adern ſchwillt?“ — „Nein, nein!“ — „Und doch riefen Sie das friſche Blut der Sennora in die Wangen?“ — „Nun, da iſt freilich ſein ſchönſter Sitz!“ — „So ſind Sie doch in dieſem Fall gerecht; es kommt immer auf die Umſtände an; es gibt Fälle, wo man eine wahre Sehnſucht nach fremdem Blut haben kann.“ — „Das klingt ſeltſam.“ — „Wenn ſich zwei

Liebende in die Finger ritzen, um einander zu ſchrecken, werden ſich dann beide nicht nach dem Blute des andern ſehnen?“ In dieſem Augenblick ſteckte mir die Marqueſa mein Tuch zu. „Und welche Seligkeit, wenn man das heilige Pfand in ſeiner Hand hält!“ — „Schwärmen Sie?“ — „Nein, meine Naſe blutet“ — — „Ei doch, das iſt geſund!“ — „Meinen Sie?“ — „Iſts noch immer arg?“ — „Sehen Sie, das ganze Tuch iſt voll!“

Nachts ein Uhr kamen wir in Santa Cruz (de Mudela) an, ebenfalls einem beträchtlichen Ort, einige Leguas von Val de Pennas entfernt, ſchon tief ins Gebirg hinein gelegen. In der nahen, weſtlich von der Straße abgelegenen Stadt el Viſo, erzählte mir mein Gefährte, befinde ſich ein koſtbares Denkmal zur Erinnerung an den berühmten Krieger Don Alvaro Bazan, der Vorfahr der Marqueſes von Santa Cruz, nämlich: ein mit reichen Fresco- und Oelgemälden zur Verherrlichung großer Männer und Thaten aus allen Zeiten angelegtes Schloß, eine Art ſpaniſcher Walhalla, deren Stifter die Familie Santa Cruz iſt.

Nachts um drei Uhr wurde in Santa Cruz gegeſſen, ſchon um 4 Uhr ging es weiter, weil wir ſogleich eine Escorte für uns bereit fanden, an deren Spitze ſich ein junger, liebenswürdiger Rittmeiſter befand. Ich nahm jetzt wieder in der Galera Platz, wo man mir mit einer Aufmerkſamkeit begegnete, die mich vermuthen ließ, man irre ſich in meiner Perſon. Je mehr Mühe ich mir gab, ſolchen Irrthum zu berichtigen, nur deſto tiefere Wurzeln ſchienen die mir günſtigern Vorurtheile zu ſchlagen.

Bei Santa Cruz verläßt man das Längenthal des Jabalon und bringt quer ins Gebirg ein; doch befindet man ſich noch lange in den vorliegenden Abzweigungen, die den hohen Kamm der Sierra morena dem Blick verdecken. Viſillo iſt der letzte Ort in der Mancha, welcher Provinz nur

Waſſer mangelt, um bei ihrem ſonſtigen Reichthum, der Kraft, dem offenen Sinn und den guten Sitten ihrer Bewohner mit jeder andern Spaniens wetteifern zu können. Bald darauf langten wir in der berühmten Venta de Cardenas am nördlichen Fuße der eigentlichen Sierra an, in der wir zu Mittag aßen. Ich fand ſie noch ziemlich ſo, wie ſie V. A. Huber in ſeinen Skizzen aus Spanien 1828 maleriſch beſchrieben hat, eine große, ächte Venta, voll Menſchen, Zugthieren und Rauch; nur die Eigenthümer haben ſich geändert, ſeit ſechs Jahren wohnen die frühern in Santa Helena, der erſten Colonie, ſtarke zwei Leguas aufwärts, oben auf der Höhe der Sierra.

Von dieſer Venta am Fuße der Felskette, die nördlich ſteil, zerriſſen, gewaltſam abſtürzt gleichwie die Pyrenäen nach Frankreich, kann ein guter Fußgänger in drei Stunden den Kamm der Sierra morena auf der vielgeſchlungenen Straße erſteigen, während man bis an den Guadalquivir wenigſtens 15 Leguas abwärts geht, wenn auch allmäliger: ſo ſehr liegt das Tiefland Andaluſiens unter dem caſtiliſchen Hochlande.

Nachdem man von der Venta aus die erſte Brücke überſchritten hat und etwas aufwärts geſtiegen iſt, ſieht man ein in Spanien wohlbekanntes Kreuz an der Straße ſtehen, gerade auf der Gränze zwiſchen Andaluſien und Caſtilien. Einſt ging kein Wanderer an ihm vorüber, ohne ein inbrünſtiges Gebet zu Gott um glückliche Ueberſteigung des Paſſes zu richten. Nicht bloß die Einſamkeit, Stille, Gewaltigkeit der Natur luden dazu ein, ſondern auch die Gefahren, denen er entgegen ging. Denn vor den deutſchen Anſiedelungen in der Sierra traf man von dem Kreuze aus auf 8 Leguas, alſo während eines ſtarken Tagemarſches, kein Dorf, kein Haus an, und der Wanderer war ohne Hülfe in dem rauhen Gebirge allen Zufällen blosgeſtellt; von der Venta de Cardenas

war die nächſte Bevölkerung das berühmte Baylen am gegenſeitigen Abhange. Heute ging unſer Zug ohne Gebet gedankenleer an dem Kreuze vorüber, nur Blicke der Neugier warf der eine und andere Reiſende ihm zu.

Die königliche Straße durch die Hochkette iſt das größte Werk Spaniens dieſer Art und gewiß den kühnſten Straßen über die Alpen an die Seite zu ſtellen. Ihr nördlicher Aufgang iſt am bewundernswertheſten, er geht durch wilde, felſenzerriſſene Schluchten und iſt, ſo zu ſagen, ganz auf hohen Mauerpfeilern und kühnen Brückenbögen aufgebaut. Sie führt oft über hoch geſchwungene, gähnende Tiefen überſchwebende Bögen von einem Abhange zum andern, aus einer Felsſchlucht in die andere, nie übermäßig anſteigend, überall breit und bequem. Ungeheure Abgründe auf einer, rieſige Felsmaſſen auf beiden Seiten, oft ſenkrechte Wände, oft hoch aufſteigende Pyramiden, begleiten den Weg faſt bis auf den Kamm. Mitunter ragen aus den Tiefen hohe Bäume hervor, andere hangen an den Felſen; hier und da, im allgemeinen jedoch ſelten, rieſelt auch eine eisfriſche Quelle, die der Wanderer zu jeder Jahreszeit, beſonders aber in der brennenden, mit Begierde ſucht. Voll wilder, aber großartiger Romantik ſind die Rückblicke in die Abgründe und das Felſengewirre hinab. Die Straße iſt leicht ungangbar zu machen, man braucht ſie nur an wenigen Stellen zu ſprengen, auch durch herabrollende Felsblöcke zu vertheidigen; doch den Straßenräubern iſt ſie nicht günſtig, die weder ſchnell von der Seite angegriffen, noch nach den Seiten ausweichen können. Allmälig wendet die Straße ſich aus dem furchtbar ſchönen Felſenpaß von Perros empor, der gleichſam das Natur-befeſtigte Eingangsthor zu der Sierra bildet und mit Recht Despenno perros (jäher Hundeſturz) heißt, um zu bezeichnen, daß das Thor ſelbſt für Hunde ungangbar ſei. Die nackten Felsmaſſen hören auf, die Felsthäler laufen in

wilde Mulden aus, und nun ſieht man die mannigfach gebrochenen Bergrücken mit einem dunkelbraunen Strauch- und Baumwerk bedeckt, das man die Jaras (eine Art Pooſch oder wilde Rosmarin, jaral heißt das verworrene Gebüſch davon) nennt und dem Gebirge den Namen der braunen Kette gegeben hat. Immer ausgedehnter und impoſanter wird beim Aufſteigen die Ausſicht auf das braune, von Jarales umwachſene Bergchaos und hinab auf die untere Felskette, in der ſich mitunter genau die Hauptſchlucht bemerklich macht, durch die der königliche Weg gebahnt iſt.

Auf dem Kamme ſelbſt liegt das Dorf Santa Elena, an deſſen regelmäßiger Bauart man ſogleich die erſte Colonie erkennt. Ich trat in mehre Häuſer, kaufte Kleinigkeiten in den Boutiken, grüßte die Alten auf deutſch, aber Niemand verſtand mich. Alles war hier ſchon völlig hiſpaniſirt, nur die meiſten Kinder mit ihren blauen Augen und Flachsköpfen ſehen ebenſo deutſch aus wie die Kinder in Schwaben, aus dem ihre Väter ſtammen. Der ganze Eindruck, den ich hier empfing, ſtimmte mich wehmüthig und drückte mich herab. Ein zweiter Ort ſtößt nah' an den erſten.

Von St. Elena geht die Straße ſogleich ein wenig abwärts. Bald ſchließt ſich Einem nach Süden hin eine nicht mehr öde, braueinförmige, wildromantiſche wie nach Norden, aber eine ſchönere, großartigere Ausſicht auf in eine ausgedehnte Landſchaft, die ein glänzender Duft mit den lieblichſten Tinten überſchüttet. Man ſieht und fühlt es, man ſteigt in ein anderes, von dem zurückgelegten ganz verſchiedenes Land hinab, mit andern Früchten, mit einem andern Himmel, mit andern Sitten. Man ſchaut über den ſüdlichen Abhang der Sierra morena und das Thal des Guadalquivir weg, natürlich ohne in deſſen Tiefe einblicken zu können, und jenſeits deſſelben im fernen Hintergrund erheben ſich die Sierren von Jaen, die die Waſſerſcheide bilden zwiſchen dem

Guadalquivir und dem Kanil und das Königreich Jaen von dem südlicher gelegenen Königreich Granada trennen, deſſen ganze langgeſtreckte Küſte von Gibraltar an öſtlich bis Murcia vom mittelländiſchen Meer beſpült wird. Die Klarheit der ſüdlichen Luft allein geſtattet von der Sierra morena die Gebirgszüge von Jaen auf eine Entfernung von 15 deutſchen Meilen in lichten Tinten zu erblicken. — Alle Provinzen der Halbinſel ſind ſo durch Naturgränzen geſchieden; dazu dient jedoch niemals ein Strom, ſondern hohe Bergketten, Verſchiedenheit des Bodens, öde Strecken. Keine Flüſſe ſcheiden, vielmehr fließen ſie gewöhnlich durch die Mitte der Provinzen und verbinden, was zuſammengehört; und nirgends wird der franzöſiſchen Theorie von der Naturgrenze am Rhein ſchlagender widerſprochen als durch die Gränzverhältniſſe Spaniens, die wie Sprache und Geſchichte jene auf die Vogeſen und den Jura verweiſen.

Ungefähr 2 Leguas weiter als St. Helena, über las Navas, liegt la Carolina auf einer ausgedehnten, fruchtbaren Tafel, die übrigens niedriger iſt, als der Kamm der Sierra. Die Stadt iſt durch ihr zierlich eigenes Ausſehen einzig in Spanien und deßhalb etwa in der Weiſe berühmt, wie Mannheim oder Neuwied bei uns. Alle Häuſer ſind gleich hoch, haben einen ähnlichen Putz, ähnliche Fenſter, Einſchnitte und Verjüngungen; Balkone fehlen zumeiſt und man glaubt mehr einen modernen deutſchen als einen ſpaniſchen Ort zu ſehen; die Straßen ſind breit, ſchnurgrade und erweitern ſich mitunter zu runden Plätzen; ſo gleich am Thore, ſo wie in der Mitte, wo die Hauptſtraßen ſich kreuzen. Die Stadt hat ein nettes, plattes Anſehen; auch beſitzt ſie hübſche Spaziergänge. Die Umgegend trägt das Merkmal großer Fruchtbarkeit, rüſtigen Fleißes und allgemeiner Wohlhabenheit. Auch ſagte man mir, da ich nach Notizen über die Colonieen forſchte: „alle Einwohner unſerer Stadt ſind ohne Ausnahme

labradores," d. h. Bauern im edlen deutſchen Sinn, freie Beſitzer eines Guts, das ſie ſelbſt bewirthſchaften, alſo freie Grundeigenthümer, die nicht Edelleute ſind, und die Gottlob auch in Spanien noch das ſo wohlverdiente Anſehen genießen. Um la Carolina wächst ein vortreffliches Getraide und ſo reichlich, daß beträchtliches davon ſogar zur See ausgeführt wird.

Sieht man dieſe Anſtalten, dieſe trefflichen, koſtſpieligen Anlagen, dieſe bebauten Aecker, dieſe herrliche Straße, die mitten hindurch führt; und man erwägt dann, daß von dem Allen noch vor einem Jahrhundert keine Spur vorhanden, die ganze Gegend noch eine wilde Einöde, dem einen Weg ſuchenden Wanderer gefährlich war: ſo muß jeder Menſchenfreund dem thätigen Gründer dieſer Colonien, der auch zugleich der Schöpfer der großen königlichen Straße iſt, dem hochſinnigen Olavides, den innigſten Dank nachrufen. Dieſer Mann fand in den Kerkern der Inquiſition, da man ihn ketzeriſcher Grundſätze beſchuldigte, obwohl er noch in Ketten ein ſehr orthodoxes Buch aus Ueberzeugung verfaßte, nachdem er viele Jahre darin geſchmachtet hatte, einen traurigen Tod! Der ſpaniſche Despotismus hat die edelſten Männer des Vaterlands nie beſſer belohnt.

Ich habe Niemanden, der deutſch ſprach, zu Geſicht bekommen, obſchon ich es an Mühe nicht habe fehlen laſſen, deren aufzuſuchen. Die als kleine Kinder aus Schwaben hier Eingewanderten ſtehen jetzt im höchſten Greiſesalter und von ihnen dürften nur noch wenige leben. Doch ſollen die Coloniſten weiter von der großen Straße ab in abgelegenen Theilen des Gebirgs viel Nazionelles bewahrt haben. Der Vielzüngler S., der ſich längere Zeit in der Sierra morena aufgehalten hat, erzählte mir, er habe in den abgelegenern Dörfern mit vielen alten Leuten deutſch geſprochen, die bis zu Thränen erfreut geweſen wären, einen deutſchen

Landsmann zu ſehen, wofür ſie ihn gehalten. Jedoch gerade dieſe Colonien haben nie recht aufkommen können und ſollen, wie behauptet wird, in Verfall ſein, einmal weil in andern nähern Gebieten der Boden die Arbeit noch reichlicher lohnt; ſodann weil ſtehendes, verſumpftes Waſſer die Lagunas (Lachen), die auszutrocknen man bis jetzt vergebens Mittel angewendet hat (doch wahrſcheinlich wohl nur, weil dem ſpaniſchen Gobernium gewöhnlich die Ausdauer zu Werken der Verbeſſerung fehlte), die Gegend ungeſund machen und die phyſiſchen, ja ſogar die geiſtigen Kräfte ſchwächen ſollen. Die Coloniſten ziehen ſich allmälig in die geſündern und aufblühenden Gegenden zuſammen, und von dieſen Mittelpunkten aus wird dann ſpäter bei zunehmender Bevölkerung der Anbau ſich nur um ſo raſcher über die ganze Sierra ausdehnen.

In la Carolina ſpricht man mit Achtung und Liebe von den erſten deutſchen Coloniſten, wie ihnen denn überhaupt die Zierlichkeit und Nettheit in ihrer Einrichtung einen Ruf durch ganz Spanien verſchafft haben. Poetiſch rühmt man von den Deutſchen, ſie hätten die Haut von Schnee, die Augen vom Himmel und das Haar aus Morgenroth. Auch genießen ſie den Ruf der großen Geſchicklichkeit und Ehrlichkeit.

Nirgends hab ich ſo viel ſingen hören als in la Carolina. Unter den Bäumen eines Platzes verſammelten ſich geſtern Abend eine Menge junger Leute, die ein Lied nach dem andern vortrugen, wobei die Guitarren von Hand zu Hand wanderten. Bis Mitternacht währte der freundliche Geſang und auch dann noch erklang manch einſames Lied. Sollten die Schwaben ihre Sangluſt aus der Heimath — in dieſe Gebirge mit herüber gepflanzt haben?

Baylen, 28 Juli.

Heute morgen fuhren wir, noch einmal unter Bedeckung, da von jetzt an wir uns mit den gewöhnlichen Escolteros begnügen, von la Carolina nach dem beinahe fünf Leguas entfernten Baylen ab, einer alten gewöhnlichen Stadt mit etwa 3000 Einwohnern, wo wir gegen 2 Uhr Nachmittags anlangten und die ganze Bevölkerung in Schlaf versunken fanden. Ereifere sich Niemand hierüber, in diesem Land kann Sommers kein Mensch Mittags von 11 bis 4 Uhr arbeiten, und in den Nächten, die hier klarer sind als bei uns, zumal im Mondschein, müssen die meisten Feldarbeiten verrichtet werden. Die Stadt war wie ausgestorben, todtenstill, die Häuser standen meist offen oder die Thüren waren nur leise angelehnt, Feinde und Räuber hätten hier zur Stunde der Siesta leichtes Spiel. Wir mußten die Wirthsleute in den Posadas aus der Ruhe trommeln. Unser Durst ließ uns aber bald Erfrischungshäuser aufsuchen; man kann bei der übergroßen Hitze nichts als Eiswasser trinken, die spanischen Weine erhitzen nur noch mehr, und maaßweise stürzt man das Wasser eiskalt in den Magen. Gewöhnlich wird eine Limonade getrunken, beliebt ist ferner morgens die Cebada (ein nicht gebranntes Gerstenwasser von kühlender Frische), kostbarer sind die Ochata und andere Getränke aus Mandeln ꝛc., wobei meist leichtes Backwerk, Rollkuchen und Aehnliches genossen wird. Häuser für derartige Erfrischungen sind ein Bedürfniß des Landes und finden sich selbst in den kleinsten Ortschaften, wo man sonst weder Kaffee, Thee, noch andere ausländische Waaren kaufen kann; sie sind das im Süden, was die Bierhäuser im Norden, wo leider die ehrenfesten Krüge mehr und mehr verschwinden.

Als wir mit Mühe in dem schlafenden Baylen das

gewünſchte Haus aufgefunden und die Wirthsleute auf die Beine gebracht hatten, wurden große Maſſen Eis aus dem Keller geholt, Mandeln geſchält, andere Ingredienzien vorbereitet, die Kernen in Bewegung geſetzt, und nach einer halben Stunde ſchlürften wir Glas auf Glas von ungeheurer Größe voll des herrlichſten Getränkes.

Ich muß hierbei einiger Höflichkeitsformen erwähnen, die namentlich in den kleinern und mittlern Städten und auf dem Lande noch mit Scheu beobachtet werden, in den Hauptſtädten aber allmälig ſich abſchleifen.

Wie der Spanier Alles, was ein anderer lobt, ſofort zu deſſen freien Verfügung ſtellt, ebenſo bietet er ernſthaft, ehe er etwas genießt, dieſes ſeinen Nachbarn und wären ſie ihm auch völlig fremd und unbekannt, mit freundlichem Zuſpruch an; durch welche Formel die Menſchen mindeſtens ſchnell miteinander in's Geſpräch kommen. Wenn ferner eine Geſellſchaft von Bekannten ein gemeinſames Gelag macht, ſo wird immer Einer unbemerkt für Alle bezahlen; wobei natürlich ein gewiſſes Umgehen beobachtet wird, ſo daß ſich die Unkoſten am Ende ziemlich wieder ausgleichen. Der chevalereske Karakter der Spanier erträgt nicht das lange Rechnen, noch weniger das Rechnunghalten unter Freunden, und es würde eben ſo verächtlich ſein, für ſich allein zu zahlen, als einem Bekannten die Auslage im Einzelnen vergüten zu wollen; weshalb ſich auch, ſo es einmal heißt, es iſt bezahlt, Niemand weiter um die Rechnung kümmert. Dieſer Brauch leidet natürlich auf der Reiſe, wo fremde Perſonen aus ganz verſchiedenen Ständen zuſammengewürfelt werden, manche Ausnahme; indeß iſt das gemeinſame Zehren gegen feſte Vergütung des Mayorals, gleichſam ein Reiſen auf gemeinſchaftliche Koſten, ihm doch günſtig. Wenn bei unſerer zahlreichen Karavane ein Einzelner die ſchönen Eisgerichte für Alle bezahlen wollte, ſo würde dazu der Beutel

manches Reisenden sicher nicht ausreichen. Man beschränkt sich daher gewöhnlich auf die Galerasgenossen, oder nur auf die nächsten Nachbarn am Tische, im Fall außergewöhnlicher Genüsse. — Als ich heute die Ochate für meine beiden Nachbarn bezahlte, weil ich früher fortgehen wollte, als diese, eilte der eine von ihnen, der Baske aus meiner Galera, der mir bei jeder Gelegenheit eine wahre Zuneigung zeigt, mir auf die Straße nach und hielt mich auf. „Mein Herr, sagte er: Sie werden eine üble Meinung von mir bekommen, daß ich Sie immer beim Bezahlen zuvorkommen lasse." — „Mir ist diese Bemerkung noch nicht beigefallen." — „Doch ich muß Ihnen sagen, daß mein Reisegeld wegen unseres langen Aufenthalts unterwegs auf die Neige geht, und ich erst in Cadiz bei befreundeten Häusern Geld aufnehmen kann." — „Wie weit haben Sie denn mit dem Mayoral accordirt?" — „Bis Cadiz." — „Nun so können Sie unterwegs nicht in Noth gerathen; ich reise nur bis Cordova mit, und wollen Sie bis dahin bei den kleinen Gelegenheiten von meiner Gesellschaft sein, so wird mir solches Vergnügen machen." — „Wenn Sie einmal nach Biscaya kommen, so" — — „So kenne ich einen guten Freund, bei dem ich wohl aufgehoben bin."

Baylen ist merkwürdig wegen des ersten großen Siegs, den in seiner Nähe die noch wenig disciplinirten spanischen Truppen über die kriegsgewohnten Napoleonischen Cohorten davon trugen, und dadurch den kaiserlichen Adlern den Zauber der Unüberwindlichkeit entrissen. General Morales hatte der Schlacht beigewohnt, und mit jugendlicher Begeisterung entwickelte er uns die beiderseitige Stellung, die Angriffe und die Entscheidung des wichtigen Tages. Es war um diese nemliche wärmste Jahreszeit, die Franzosen erduldeten viel Hitze und noch größern Durst, denn in dem trockenen

Hochland der Mancha und in der Sierra ſind Quellen ſelten. So ließ ſich General Dupont zum Angriff auf die Stellung der Spanier verleiten, der ſeinem Waſſermangel abhelfen ſollte, aber ſo unglücklich ausgeführt wurde, daß er ihm Ruhm und Rang koſtete. Napoleon, als er die Nachricht von der verlornen Schlacht erhielt, rief aus: **Dupont a desenchanté l'armée.**

Die Gegend von la Carolina bis Baylen iſt freundlich und ziemlich abwechſelnd. Die Straße ſteigt und fällt, doch immer nur unter einem geringen Winkel, und eigentlich erſtreckt ſich bis Baylen die Hochebene der Sierra. Indeß beginnt hier ſchon das breitblättrige mannshohe Grasgewächs, das der Norden nicht kennt, ſo wie in langen Hecken zur Seite der Straße die Aloen, deren ſcharfkantige ſpitzige Kopfſchüſſe man ſtatt Dolche gebrauchen könnte, und an deren Nadeln man Wäſche zum Trocknen aufhängt. Sonſt bedecken die Gegend umher unüberſehbare, regelmäßig angelegte Olivenwälder mit geringer Abwechſelung; und in der Ferne ſüdlich erblickt man weit verzweigte mächtige Bergketten. Was dieſe Fernblicke betrifft, iſt der Abgang von der Hochkette, die Centralſpanien im Süden begränzt, in das andaluſiſche Tiefland großartig und prachtvoll. Bei Beginn des Frühlings aber, wenn die Natur ihre ſchönſten Farben ausgebreitet hat und die Millionen von Apfelſinen und Aprikoſenblüthen ihren Duft ausgießen, muß er wahrhaft bezaubernd ſein.

Gegen Abend erſt werden wir die Reiſe nach dem noch an ſieben Leguas entfernten, vom Guadalquivir umzogenen Andujar fortſetzen. Die Tage werden dem Zugvieh zu heiß.

Bei Baylen geht die große Straße über die Sierra morena ſüdlich in drei Abzweigungen auseinander: die mittlere geht gerade ſüdlich nach Jaen und weiter nach Granada

und Malaga, eine zum Theil ganz neu angelegte, sehr kunstvolle Straße; die andere mehr östlich nach Linares, Ubeda, Baeza, aufwärts des Guadalquivir; die dritte südwestlich am Guadalquivir hinab. So scheidet sich denn hier die ganze Karavane in drei Theile; indeß die größere Hälfte geht nach Sevilla und Cadiz stromabwärts.

Viertes Kapitel.

Ein empfindlicher Verluſt; Cordoba; Einfluß engliſchen Sectirergeiſtes; die Moſchee.

Andujar, 28. Juli.

Welche Bewandtniß es auch damit haben möge, die Luſt an Dieberei wird ſchon in älteſter Zeit am ſpaniſchen Karakter gerügt. Machiavelli rieth in einem Briefe dem Pabſte Leo X. aus dem Hauſe Medicis, er möge ſich nicht der Coalition Spaniens, der Schweiz und Deutſchlands gegen Frankreich, England und Venedig anſchließen; nachdem er ihm die Nachtheile eines ſolchen Schrittes lichtvoll dargelegt hat, fügt er hinzu: im Falle jene Coalition unterläge, würde ſich Seine Heiligkeit genöthigt ſehen, ſich entweder nach der Schweiz zu flüchten, wo Sie vor Hunger umzukommen ausgeſetzt wäre, oder nach Deutſchland, wo Sie Geringſchätzung und Verachtung entgegen ginge, oder nach Spanien, wo Sie beſtohlen und geplündert werden würde. — Es liegt den ſpaniſchen Geſetzgebern ob, den Urſachen dieſes Uebels nachzuforſchen, damit ſie demſelben, mag es nun in natürlichen Gebrechen oder was wahrſcheinlicher iſt, in krankhaften ſocialen Verhältniſſen beruhen, ſteuern können. Bloße Strafgeſetze reichen nicht aus, ſolche Nazionalfehler abzuſtellen; ſie ſäubern einigen krankhaften Stoff weg, heben aber nicht die Dispoſition zur Krankheit.

Wir langten heute morgen, eine halbe Stunde nach

Sonnenaufgang, in Andujar an. Ich war in beneidenswerther Stimmung, mein Gemüth ſang wie ein frommer Vogel Morgenlieder zum Himmel. Noch ehe Aurora's Finger die Sierra berührten, hatte ich bereits meine Galera verlaſſen, weit ſelbſt vor dem Eskortiſten, der die Vorhut unſers Zuges machte, vorauseilend, um ganz nach meinem Sinn der Sonne entgegen zu ſingen und zu ſpringen, um die beiden letzten Leguas zu Fuß zu machen, und ungeſtört die erſte würzige Friſche des andaluſiſchen Morgens zu genießen. Unvergleichlich groß der Sonnenaufgang! Und die Luft mit berauſchendem Dufte, durch die Pflanzenwelt ausgedünſtet, voll erfüllt! O, wie fühlt' ich mich ſo wohl, ſo frei, ſo glücklich! Mit dem erſten Blick der Sonne begrüßte ich auch die Thürme von Andujar, die erſten Palmen und die klaren Wellen des froh hinfluthenden Guadalquivir. Vor dem letzten Abhang erwartete ich die Ankunft des Zuges und bald befanden wir uns innerhalb der Stadtmauer, Chocolate ſchlürfend und einen Imbiß nehmend.

„Wer hat Luſt, frug ich die Gefährten, im Guadalquivir ein friſches Bad zu ſuchen?“ Niemand als der Biscayer ſprach bei. „So wollen wir ſogleich aufbrechen,“ rief ich. Wir eilten zum nächſten Thore hinaus, etwas ſtromaufwärts und bald ſchaukelten mich die ſanfteſten Wellen. Der Baske aber kam nicht nach und behauptete, zum Baden die Luſt verloren zu haben. Als ich mich wieder angekleidet hatte, ſtiegen wir umher, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu betrachten.

Vor 2000 Jahren ſtund eine gute Stunde höher als das heutige Andujar die mächtige Stadt Iliturgi an den Ufern des Guadalquivir; die Araber erſt nannten ſie Andurar. Der Ueberreſte aus den Zeiten der Römer wie der Mauren ſind in Menge vorhanden. Jetzt iſt Andujar eine geräumige, ländliche Stadt mit mindeſtens 15,000 Einwohnern, ſeine

Umgebungen an dem ſchönen Strom, in der Nähe der Gebirgsketten ſind freundlich, ſeine Bewohner ſcheinen heiter und guter Dinge, und dabei erzconſtitutionell geſinnt zu ſein. Denn vor dem Bürgerhauſe der Stadt war noch zur Tagesfeier der revidirten Conſtitucion ein großes ſchönes Laubzelt errichtet, mit paſſenden Inſchriften und den Bildniſſen der beiden Königinnen geſchmückt; im Innern deſſelben liefen mehre Reihen Bänke umher, der in der Mitte freibleibende weite Raum war für die Tanzenden beſtimmt; die Milizianos, wohlgeputzt, die meiſten ſchöne andaluſiſche Hengſte reitend, ſtrömten von allen Seiten aus der Nachbarſchaft herbei, die ganze eigene Bewohnerſchaft ſchmückte ſich nach Kräften heraus — das Feſt war auf Koſten der Stadt veranſtaltet. Nachdem wir dieß in Augenſchein genommen, ſchlenderten wir der Brücke zu, die ſich hier noch aus der Maurenzeit über dem Guadalquivir befindet, groß und hoch iſt. Hier war ein herrlicher Badeplatz, eine zahlreiche Jugend ſchwamm unter den alten Bögen weg, kletterte an den hohen Pfeilern hinauf und ſtürzte ſich um die Wette jählings in die klare Tiefe hinab. Das war zu einladend: „ich kann nicht widerſtehen, rief ich meinem baskiſchen Gefährten zu, ich muß noch einmal in den Fluß, ich will die alten, tauſendjährigen Bögen, unter ihnen wegſchwimmend, in Augenſchein nehmen.“ Am Ufer befand ſich ein kleines Gebüſch, ich legte meine Kleider ſorgfältig auf einen Strauch, ſo daß ich ſie vom Waſſer aus, wenn ich nicht gerade hinter einem Pfeiler mich befand, in den Augen behalten konnte. Doch kaum im Waſſer, war dieß vergeſſen; gar zu berauſchend wirkten des Guadalquivirs Wellen, gar zu kühn ſtrebten aufwärts die hohen Hufeiſenbögen, die maſſenhaften Pfeiler. Ich ſpreche nicht im Bilde; man ſagt: für ein Pferd iſt ein Trunk aus dem Betis ſo gut wie in andern Provinzen eine Metze Gerſte. Es hat dieſelbe Bewandniß, wie wenn man

in Deutſchland ſagt: der Münchner Gerſtentrank iſt flüſſiges Rindfleiſch. Zudem fuhr ein Burſche zur allgemeinen Beluſtigung mehremal hinter einander oben vom ſehr hohen Brückengeländer wie ein Pfeil ziſchend in den Strom herab.

Als ich endlich des Schwimmens genug hatte und ans Land ſtieg, fand ich meine Kleider von dem Strauch umgeſtülpt. Auffallend däuchte mir, daß ſie nicht anders umgefallen ſein ſollten. Indeß faßte ich keinen Argwohn, und erſt als ich mich angekleidet und bereits ein hundert Schritt von dem Badeplatz entfernt hatte, ſpürte ich zufällig eine Erleichterung in meiner Weſtentaſche. „Zum H... meine Börſe iſt verſchwunden," rief ich, kehrte zurück, ſuchte — — vergebens — einer der herumſtehenden Burſchen mußte ſie mir ſtipitzt haben. Das war mir nicht wenig unangenehm. Ich hatte mein Geld von Madrid aus in einen Koffer, eine Kiſte und die Börſe vertheilt, der größern Sicherheit wegen, und gerade bei unſerer Ankunft in Andujar, als ich die Kiſte in einer Packgalera ganz oben liegen ſah, für gut befunden, das Gold, das in derſelben ſteckte, herauszunehmen, um ſo mehr, als meine Börſe bedeutend leichter geworden war. So büßte ich denn 45 Piaſter, eine goldne Denkmünze für die Verfaſſung von 1837 und zwei Schlüſſel, zu dem Koffer und zu der Kiſte, ein. Mehr als dieſes aber galt mir die Börſe ſelbſt, ſie war das Geſchenk einer geliebten Schweſter, das theuerſte Andenken, das ich bei mir trug, und deſſen Werth in der Fremde tauſendfach ſtieg. Ich ging zum erſten Alcalden und erſuchte ihn, mich in der Nachforſchung zu unterſtützen, indem ich für den Wiederbringer die Hälfte des im Beutel vorhanden geweſenen Geldes als Belohnung feſtſetzte. Der Alcalde, ein geſcheuter und gefälliger Mann, ſetzte mehre Leute in Bewegung. All' unſere Bemühungen blieben vergeblich. In einer Schenke hörte ich einen Mann, der auf der Gaſſe Eiswaſſer verkaufte,

zufällig erzählen, ein Knabe habe ſich vor einer Stunde nach dem Werth eines Goldſtückes bei ihm erkundigt. Sogleich bat ich dieſen Mann, mit mir zum Alcalden zu gehen; er folgte nur unwillig und wollte den Burſchen durchaus nicht kennen. „Dieſes Geſindel, ſagte mir der Alcalde, verräth ſich nicht leicht, es klebt wie Kletten zuſammen, und käme der Diebſtahl durch Einen von ihnen heraus, ſo wäre dieſer ſeines Lebens nicht mehr ſicher. Der Pöbel hängt um ſo feſter zuſammen, als er ſowohl hier wie in Cordoba und andern andaluſiſchen Städten carliſtiſch geſinnt iſt.“

Weder die ſpaniſche Juſtiz noch Polizei hat mir jemals einen Beweis ihrer beſondern Geſchicklichkeit gegeben. Wegen der ſeltenen Hülfe verſchweigen es ſogar Viele, wenn ſie beraubt worden, weil ſie obendrein Unkoſten befürchten. Es giebt der Spitzbuben und der Hehler zu viel, der Eifer der Beamten dahingegen iſt zu gering, deren erſte Sorge nur zu häufig darin beſteht, de sacar dinero, d. h. Geld einzunehmen. Ich gab endlich dem Alcalden meine Adreſſe nach Liſſabon, damit er mir im glücklichſten Fall die Börſe dahin nachſchicke, indem ich gern auf ihren Inhalt zu Gunſten des Entdeckers Verzicht leiſtete. * Ich mußte meinen Koffer, um Geld in Hand zu bekommen, vom Schloſſer aufbrechen und mir neue Schlüſſel machen laſſen.

Don Antonio Ponz ſpricht ſich in ſeiner viage de Espanna (Madrid 1792), einem bändereichen, genauen, gelehrten Reiſebuch, über Andujar wie folgt aus: „Es herrſcht dort Ueberfluß an Reptilen und Moskitos; faſt immer große Windſtille, und daher iſt es in Andujar ſehr heiß und ungeſund: es liegt in der reichſten Gegend und iſt doch voll Armen. Non cum solo pane vivit homo.“ — — Don

* Der ehrenwerthe Alcalde hat ſich ohne Zweifel alle Mühe gegeben, den Dieb aufzuſpüren; ſie ſcheint aber ohne Frucht geblieben zu ſein — ich habe ſpäter kein Wort mehr davon vernommen.

Antonio ſtichelt fein: der Junge, der ſich in den Beſitz meiner Börſe geſetzt, hat wahrſcheinlich auch bedacht, daß der Menſch nicht allein vom Brod lebe.

Pedro-Abad, 30. Juli.

Gegen Abend fuhren wir geſtern von Andujar ab, und ſind heute Vormittag in dieſem kleinen Ort angekommen, der ungefähr in der Mitte liegt zwiſchen Andujar und Cordoba. Da ich hier Briefe ſchreiben wollte, hab' ich wegen Ueberfüllung der Poſada ein Unterkommen in einem Privathauſe geſucht, wo Niemand mich ſtört. Vorſicht iſt immer anzurathen, am meiſten auf der Reiſe; unterwegs kann ich nicht völlig ausgeplündert werden, indem ich in Liſſabon einen Wechſel von C. W. aus Madrid zu erwarten habe.

Bereits hab' ich die Grenze von Jaen hinter mir und befinde mich im Königreich Cordova. Doch muß ich aus jener reichen Provinz noch Einiges nachholen. In der herrlichſten Gegend liegen dort viele alte Städte mit neuen Namen. Jaen hieß einſt Aurigi; es hat jetzt an 30,000 Einwohner und iſt ein Biſchofsſitz; ſein Dom iſt einer der prächtigſten, der Bau ward im Jahr 1492 unter dem Erzbiſchof Don Luis Oſorio begonnen und über 100 Jahre fortgeſetzt, leider aber ein Gemengſel von gothiſchem und griechiſchem Styl. Unter den Prälaten von Jaen iſt S. Pedro Pasqual einer der berühmteſten, der 1297 in Gefangenſchaft der Mauren gerieth und darin nicht nur die übrigen Gefangenen in ihrem Glauben feſthielt, ſondern auch viele Mahomedaner vom Alcoran bekehrte, ſo daß die fanatiſchen Feinde ihm 1300 den Kopf abſchnitten. Noch viele ſeiner werthvollen Manuſcripte ſollen ungedruckt ſein. — Drei kleine Leguas ſind's von Jaen bis nach Martos oder la Penna de Martos, auf einem Felſen gelegen; einſt ſtund hier Tucci, dann, von den Römern Auguſta Gemella genannt, eine bedeutende Stadt in Beotia; auch nannte ſie ſich einſtmal

auch Columna de Hercules nach der merkwürdigen Inſchrift: Herculis antigua clarissima rupe Columna diceris, a claro stemate nomen habens. Sie hat heute an 15,000 Einwohner.

Das alte Beotia heißt heute Baeza, der Sitz eines Biſchofs und einer alten Univerſität, mit 16,000 Einwohnern. Cazlona wurde vordem Castulo genannt, die urbs Hispaniae valida et nobilis. Alle dieſe Städte ſind von Alterthümern angefüllt, die noch die ſichtende Hand erwarten. Noch manche andere Stadt im Königreiche Jaen iſt merkwürdig, wie Ubeda, 16,000 Einwohner, Alcala la Real, 10,000, Porcunna, Linares mit den berühmteſten Blei- und Silberminen, Montoro, ehemals Epora genannt.

Von Andujar iſt noch zu erwähnen, daß ſeine ſchwitzenden, auch in der Sonnenhitze das Waſſer friſch und kühlhaltende Waſſerkrüge in ganz Spanien die berühmteſten ſind. Dieſe Pujarros oder auch Alcarrazas de Andujar, deren nicht glaſirte Außenſeite immer naß, deren Form geſchmackvoll iſt, werden zu jeder Größe von einem Fuß bis zur Mannshöhe weit verſendet. Als Curioſum: In Andujar iſt das fürſtliche Wort eines Bourbon als Speck ausgehängt worden, um liberale Mäuſe damit zu fangen.

Cordoba, 31. Juli, 65 Leguas von Madrid.

Die Straße von Andujar bis Cordoba, wo wir ſchon früh am heutigen Morgen anlangten, ſchneidet die Krümmungen des Guadalquivir ab, bleibt die erſte größere Hälfte auf dem linken, die kleinere auf dem rechten Ufer auf dem auch Cordoba wie Andujar gelegen, und führt durch niedrige hügelige Anſchwellungen von verſchiedener Güte und Fruchtbarkeit. Die Karavane mindert ſich hier um einige Reiſende, zu welchen auch ich gehöre, da ich bis zu deren Abreiſe am Abende nicht Zeit genug finde, die alte, große Stadt

gehörig in Augenſchein zu nehmen. Der Marques und ſeine Gemahlin ſetzen ihren Weg bis Sevilla fort, wo ſie mehre Tage verweilen wollen und ich ſie wieder treffen werde.

Ich erſuchte den Mayoral, mir mein Gepäck abladen zu laſſen und mir die Rechnung zu ſagen. Nach meinem Dafürhalten belief ſich dieſe zu hoch; vielleicht dachte er, es werde mir auf eine Goldunze mehr oder weniger nicht ankommen. Don Ramon, der Neffe des Biſchofs von Cordoba und Rechtskandidat, war derſelben Anſicht. Als aber der Mayoral meine Einſprache nicht gelten laſſen wollte, ſagte Don Ramon: „Gehen wir vor Gericht, der erſte Alcalde, Herzog de — — —, ſoll den Fall entſcheiden.“ Der Alcalde nahm unſern Vortrag mit großer Urbanität auf: „Der Richter muß indeß beide Parteien hören; Gerichtsdiener, rufet den Mayoral zum Alcalden.“ Bald erſchien der Entbotene in Begleitung von dem Spaßmacher, dem Generalinſpector L., und noch einem andern Herrn. „Ich berechne dem fremden Herrn, ſagte er, erſtens für jeden Tag Zehrungskoſten 1 Piaſter, zweitens für das Futter des Zugviehs während der nicht von mir verſchuldeten Ruhetage, deren Koſten ich nicht allein tragen kann, ſowie für die mehr verausgabten Trinkgelder und meine eigene Unkoſten täglich ½ Piaſter, endlich mein Trinkgeld.“ — „Ich habe einmal accordirt und dabei muß es bleiben, wenn das Gericht nicht anders entſcheidet; überdieß haben wir Reiſende die übrigen Auslagen, Trinkgelder, Escortengelder ꝛc. immer allein getragen.“ — „Unvorhergeſehene Umſtände ändern den Accord, um ſo mehr, als ich nur auf Begehr der Reiſenden mich unterwegs aufgehalten habe. Dieſe Herren ſind Zeugen, daß ich nur eine billige Forderung geſtellt, ſie ſind bereit, daſſelbe zu zahlen, und ihre Namen bürgen für die Wahrheit ihrer Ausſage.“ — Die beiden Männer legitimirten ſich vor dem Alcalden und ſagten, daß ſie, durch den Mayoral

aufgefordert, bereit seien, ihm dasselbe zu vergüten, was er von mir begehrt habe, weil sie es nicht eben unmäßig fänden. Ich verlor den Prozeß, ungeachtet der glänzenden Beredsamkeit, die Don Ramon noch zu meinen Gunsten entwickelte. Ein ächt cavaliermäßiger Fuhrmann nahm der Mayoral von mir Abschied, mir Alles Glück wünschend.

Cordoba, eine uralte Stadt, ohne Erinnerung des Ursprungs, war während zweier ganz verschiedenen Epochen mächtig und herrlich. Damals zählte es weit über 100,000, jetzt nur noch 38 bis 40,000 Einwohner. * Es hat vielen berühmten Männern das Leben gegeben: den beiden Seneca, Marcus und Lucius; dem M. Aeneas Lucanus; unter den Arabern, als es das Athen und die Hochschule Europas war, dem Averroes, Raris ꝛc.; später unter christlicher Herrschaft ward es die Vaterstadt berühmter Maler und Dichter.

Man darf in Cordoba keine moderne Eleganz suchen, keine breiten, geraden Straßen, keine zierlichen Läden, keine vielstöckigen Häuser, auch nicht die in die Straßen springenden Erker und Giebel der altdeutschen Städte. Cordoba, wie es da ist, stammt aus den Zeiten der Mauren, ja seine Grundlage ist sogar noch römisch; römische Hofthore und Portale an manchen Häusern haben schon zwei Jahrtausende Menschen unter sich eintreten sehen und scheinen noch einmal so lange den Stürmen der Zeit trotzen zu wollen. Die Sockel mit den untern Räumen sind römisch, die eigentlichen Wohnlichkeiten maurisch, und nur die Kirchthürme und einige hohe Kirchenstoffe, als die höchste Region, sind gothisch-christlich, Sinnbild des Siegs des Kreuzes über Heidenthum und Islam. Ein Baumeister erzählte mir: man habe in

* Diese Abnahme ist noch immer nicht in solchem Mißverhältniß als die in vielen deutschen Hansestädten, wovon einige auf das Zehntheil der alten Bevölkerung zurückgeführt sind.

Cordoba ein so treffliches Baumaterial und einen so günstigen Himmel, daß der Maurer oder Zimmermann es hoch anrechnen müsse, wenn es in einem Hause während 30 Jahren oder einer Generation irgend eine Reparatur gebe; da nun die große Stadt keine dichte Bevölkerung habe, neue Häuser also noch kein Bedürfniß seien, so möge man daraus ermessen, daß es für sie wenig zu thun gebe.

Cordoba hat einige breite, fahrbare, ansehnliche Straßen; die meisten aber sind enge Gassen mit einem tödtlichen Pflaster, auch für den schmalsten Wagen nicht breit genug und dabei gebogen, als hätten die Mauren in diesen Schlangenlinien und der Enge dem Wanderer einen Schirm vor den Sonnenstrahlen errichten wollen; Garten- oder Hofmauern bilden großentheils diese entwirrlos ineinanderlaufenden Gassen, indem die niedrigen Häuser selbst weiter zurückstehen und enge Thüren durch die Mauern zu ihnen hinführen. Glanz, Künste, Wissenschaften, Ruhm sind aus der Stadt entflohen während eines unglücklichen Zeitraums, wo es kaum eine andere Triebfeder für den Aufstrebenden gab als Gewinnsucht; nur Ackerbau und Baumzucht, der Gewinn von Getraide und süßen Früchten, mit den stets damit verbundenen städtischen Gewerben herrschen in der Stadt wie in der ganzen fruchtbaren Umgebung; doch sind auch noch andere Gewerbszweige im Aufblühen und das Leder von Cordoba gehört zu dem ausgezeichnetsten der Welt. Einige fruchtbare Jahre sollen einen wahrhaft überfluthenden Reichthum über diese Gegend gießen. Wenn Einfachheit, herzige, gemüthliche Sitten den Ackerbau häufig begleiten, so schildern doch selbst Cordobesen ihre Landsleute als träge, tückisch, unschön und auch die gebräuchliche Redensart **andor à la cordobana**, d. h. ganz nackt einhergehen, deutet nicht Gutes an. Vordem soll die Stadt an 12,000 Mönche gezählt haben, leere Klöster sieht man an jeder Straße, und daß

der Karakter der Einwohner hiermit in Zuſammenhang ſteht, erleidet keinen Zweifel.

Ein Denkmal hat Cordoba, das einzig in der Welt daſteht, die berühmte Moſchee, einſt nächſt Mecca der Mahomedaner höchſtes Heiligthum, das erſte große mauriſche Bauwerk, das ich bis jetzt ſah, und das mir einen hohen Begriff von der mauriſchen Kunſt gibt. Das Aeußere ſieht kaſtellförmig aus, bildet ein großes, nicht ſehr hohes Viereck, deſſen Zinnen ringsumher arabiſche Zierath tragen. Die Eingangsthore ſind von großer Schönheit und führen zuerſt in einen weiten Vorhof; denn das ganze Viereck zerfällt in zwei Hälften, wovon die eine die eigentliche Moſchee bildet, die andere den Patio, der unbedeckt, von freundlichen Bogengängen umſchloſſen, mit Springquellen verſehen und mit Orangen, Zitronen, Zypreſſen, jungen Palmen ꝛc. bepflanzt iſt. Das Innere der Moſchee bildet einen Wald von koſtbaren, reichverzierten Säulen aus dem edelſten Geſtein, regelmäßig in Alleen angelegt, die Aeſte und Zweige der Säulen ſind zu Hufeiſenaugen in doppelter Reihe übereinander verflochten. Einſt hatte die Moſchee hundert Thore, die jetzt faſt ſämmtlich zugemauert und inwendig zu Seitenkapellen eingerichtet ſind; damals wurden die Säulenalleen noch durch die grünen Bäume des Hofraums fortgeſetzt und der Anblick dieſer langen Marmorgänge mußte ſich noch reicher und belebter als jetzt darſtellen. Mit Unrecht hat man die Alleen, die von jedem Punkte ſtrahlenförmig auszugehen ſcheinen, Schiffe genannt, was nur an die Bauart gothiſcher Kirchen erinnert, mit der die Moſchee keinerlei Aehnlichkeit hat. Im Dom iſt der Grundgedanke das Symbol des Kreuzes, an das alles Uebrige ſich anlehnt, und dieſes Kreuz, getragen von kühnen Säulengruppen, ſtrebt zum Himmel aufwärts, mit dem es die Menſchen verbindet. In der Moſchee will ſich der faſt unbewegliche ſtarre Gedanke nur in der Breite

ausdehnen, er will die Erde beherrschen und verschönern, aber nicht den Himmel suchen: an der Bauart spiegelt sich der Geist des Islam, mahomedanischer Ausbreitung und Herrschaft. Leicht und anmuthig läßt es sich wandeln unter den schönen Säulen, aber nur in geraden Linien schaut man in die Weite hinaus, nach oben ist der Blick gehemmt, kein Sonnenstrahl drang in diese Marmorhallen, vergeblich streben die Bögen in zwei Reihen durchbrochen übereinander Höhe zu erringen, niedrig, gedrückt bleibt das Verhältniß, die Idee, wie kühn auch an sich und wie aus einem Guß, sieht sich an den Boden gefesselt und die Schönheit erhält nicht die Entwicklung, in der sie erst tief das Gemüth berührt und bewegt; auch bei unendlicher Verschiedenheit in der Ausschmückung der Säulen und Capitäle, bei der verschiedensten Wahl von Marmor und Edelgestein bleibt das Ganze doch einförmig, sich in allen einzelnen Theilen immer wiederholend, der Gedanke eisern, unbeweglich.

Mich vertrieb heute aus der Moschee, d. h. aus der „Kathedrale von Cordoba," eine kirchliche Uebung zum Lobe eines Heiligen, ich glaube des Santiago. Einige Priester und Chorknaben trugen in bunter Kleidung den Heiligen unter allerlei mir unverständlichen Ceremonien mit Gesang und Musik in der Kirche und auf dem Hofraum umher, indem sie dabei einen ziemlich militärischen Schritt einhielten. Vergeblich suchte ich nach irgend einer Andacht in den Zügen der Einherschreitenden, die Soldaten können bei einer Wachparade unmöglich gleichgültiger drein schauen als diese Kirchlichen bei der Feier ihres Heiligen. Auch fehlte es gänzlich an Kirchenbesuchern, außer mir schauten noch einige Burschen dem Vorgang zu. Ich hätte ein Weh ausrufen mögen — nichts in der Welt ist trauriger und erschütternder, als es so nackt sehen zu müssen, wie der Geist in vollem Entweichen aus dem Formenwesen begriffen ist. Immer mehr befestigt

ſich in mir die Meinung, daß im Lande des Proteſtantismus, in Deutſchland auch der Katholizismus am friſcheſten, am kräftigſten lebe, daß das Heil der Kirche daher nur aus Deutſchland zu erwarten ſei, ich meine die Wiederbelebung und Verjüngung des chriſtlichen Sinnes.

Den 1. Auguſt.

Neben dem mindeſtens in der Aeußerung leer gewordenen orthodoxen Formalismus von geſtern mußte ich heute ſogleich die Häreſie aufſchießen ſehen, als ſollte ich daran erinnert werden, daß das eine ſtets das andere begleite, daß die Rechtgläubigkeit auch nur durch den friſchen wahrhaftigen Glauben im Geiſte erhalten werden könne.

Ich hatte von Madrid aus eine Empfehlung an einen in Cordoba anſäßigen ehemaligen Obriſten der Artillerie, der mir als eine Merkwürdigkeit Andaluſiens geſchildert worden. Er ſollte dem St. Simonismus huldigen, ein thätiges Mitglied des jungen Europa während ſeiner langen Verbannung abgegeben haben und noch immer einen politiſch-religiöſen Schwärmer darſtellen. Obgleich mehr Schulden als Vermögen beſitzend, ſchrieb und druckte er eine Zeitung auf eigene Koſten, die er gratis vertheilte, aber oft auch monatelang, wenn es ihm einfiel, aufhören ließ.

Ihn ſuchte ich gegen 4 Uhr Nachmittags auf. Durch einen altrömiſchen Bogen trat ich in einen weiten Vorhof, den Pferdeſtälle umgaben; durch ein anderes Thor gelangte ich in einen zweiten, zum gewöhnlichen Aufenthalt eingerichteten viereckigen Hofraum, den Patio,* den das eigentliche

* Der Patio, (Wohnhof) iſt in Andaluſien ſo wichtig wie das Atrium bei den Römern und hat auch ungefähr dieſelbe Beſtimmung: die Patios vornehmer Häuſer ſind mit Säulengängen, meiſt mauriſchen Styls, mitunter auch in dem obern Stockwerk noch mit Gallerien umgeben; dort hält ſich die Frau vom Hauſe auf mit ihren Töchtern; dort iſt auch oftmals kleine Cour, dort werden Verſammlungen gehalten und ſitzen in den Wirths- und Kaffeehäuſern gewöhnlich die Gäſte; dort findet ſich der Hauptſchmuck, oft die Bruſtbilder der Vorfahren und vielleicht nur das Brautbett des Atriums fehlt.

Wohngebäude mit einem Säulengang umſchloß. Schlanke maureriſche Säulen mit den ausgeſchweiften Bögen bildeten die umlaufende Halle, deren innere Wand ganz und gar mit Landkarten behangen war — eine Seltenheit in Spanien, — mit Ausnahme nur einer Stelle, die die Conſtitucion von 1812 einnahm. Eine hochausgeſpannte Decke ſchützte den Patio vor den Sonnenſtrahlen; mitten im Hofe befand ſich ein mit ſchönen Steinen muſchelförmig ausgelegtes Becken, in dem ein Waſſerſtrahl aufſprudelte und Kühlung ausdünſtete; unter einer hohen Zypreſſe ſtund eine Statue Napoleons, das Geſetzbuch in der Hand, von Blumen umduftet; ihm gegenüber drei allegoriſche Figuren, Liebe, Glaube und Hoffnung; auf den beiden andern Seiten des Brunnenbeckens zwei Figuren, die Freiheit und Religion bezeichnen ſollten; ein Kosmopolit ſtand auf einer Weltkugel über dem Waſſerquell; am Eingange des Patios ſah man noch zwei Standbilder, den Unitarismus und die Toleranz darſtellend.

Ich hatte alle Thüren offenſtehend gefunden, aber noch Niemanden geſehen.* Ich begann daher nach ſpaniſcher Weiſe die Maria ſanctiſſima und puriſſima anzurufen, und als dieß nicht half, zitirte ich alle Heiligen meiner Bekanntſchaft — doch vergebens. Nun drang ich auf eigene Gefahr in das Innere vor. Ich trat in ein großes, mit feinen

Doch iſt der Patio nicht römiſchen, ſondern arabiſchen Urſprungs. Durch ganz Spanien erſtreckt ſich noch arabiſcher Einfluß und nicht bloß in der Sprache, ſondern auch in Gebräuchen. Unter dem Spiel der Caſtagnetten zu tanzen und Seguidillas zu ſingen, das dauert unter den Arabern in Aegypten wie in Spanien fort. Man nennt den Oſtwind den Wind von Medinah.

* In den großen Städten der nördlichen und mittlern Provinzen ſind die einzelnen Wohnungen faſt immer verſchloſſen und man erkundigt ſich gewöhnlich durch ein kleines Eiſengitter nach dem Einlaßbegehrenden. Auf die Frage: Wer? wird: friedliche Leute! geantwortet, ein Beweis, daß der Brauch alt iſt. In Andaluſien hingegen ſind die Wohnungen ſelten verſchloſſen, in das Innere der Patios ſieht man meiſt bis ſpät in die Nacht; auch die eiſernen Fenſtergitter am Erdgeſchoß ſind hier weniger heimiſch als in dem übrigen Spanien und Portugal.

Strohteppichen bedecktes Zimmer, noch in ein zweites, wo ich eine feſtangelegte Thüre bemerkte, an die ich klopfte. Eine weibliche Stimme lud mich zum Eintreten ein. Ich öffnete und eine noch junge Frau nahm in einer ziemlich nachläßigen Lage auf dem Sopha meine Entſchuldigung freundlich entgegen. Sie erhob ſich ein wenig, ordnete das dünne Kleid, das ihre Formen üppig umſchloß, brachte ſodann das kleine ſeidene Halstuch in Ordnung, das ſich jedoch immer wieder verſchob und ſowohl auf den bloßen Nacken als den weißen Buſen verführeriſche Blicke thun ließ, ſchob das üppige ſchwarze Haar, das unordentlich um Bruſt und Schultern geſpielt hatte, zurück, ergriff nun einen Fächer, mit dem ſie ſich wahrſcheinlich Kühlung zugewehrt hatte, und nachdem ſie ihn zierlich einigemal auf und zugeklappt hatte, frug ſie nach meinem Begehr. „Ich habe ein Schreiben an den Obriſten M. abzugeben von einem ſeiner beſten Freunde.“ — „Ach, das wird meinem Manne ſehr erfreulich ſein. Ich werde ihn ſogleich rufen laſſen. Nehmen Sie unterdeſſen Platz. Der Oberſt verbringt die Sieſtaſtunde gewöhnlich im Kaffeehaus beim Billardſpiele.“ — „Verzeihung, Sennora, daß ich geſtört habe.“ — „Nein, nicht geſtört, nur überraſcht haben Sie mich, die Sieſta iſt vorüber.“ — „Ich hatte mich vergeblich durch alle heilige Namen anzukündigen geſucht, ehe ich — —“ — „Ich höre ſchon meinen Mann kommen, vielleicht hat er geahnt, daß ihn eine angenehme Nachricht erwarte, doch ehe er dieſes zugäbe, würde er die Welt für eine Seifenblaſe halten.“ Sie ließ mich bald mit ihrem eintretenden Gemahl allein, einem noch rüſtigen, kleinen Manne mit dunkelm krauſen Haar und glühenden, ungemein beweglichen Augen.

Die Spanier erkennen gern die Tüchtigkeit, den Fleiß und die Bildung anderer Völker an, ohne jedoch namentlich von fremder Gelehrſamkeit groß Aufhebens zu machen, indem ſie eher die unermüdliche Geduld des Gelehrten als die Maſſe

seiner Kenntnisse bewundern. Sich selbst halten sie im allgemeinen für sehr klug, und mancher von ihnen, der ohne Gelehrter zu sein auf wissenschaftliche Bildung Anspruch macht, glaubt sich das Ansehn geben zu müssen, alles zu wissen. So erging es auch dem Obersten, der nach Lesen des Briefes ausrief: „Ich bin glücklich Ihre Bekanntschaft zu machen, ich fühle die lebhafteste Sympathie für die deutschen Patrioten und weiß die Ehre zu schätzen, einen ihrer ausgezeichnetsten in meinem Hause zu sehen." — — „Wenn unser beider Freund meiner so günstig gedenkt, so dürfen Sie das nicht in Ernst nehmen." — „O, ihr Name war mir vorher bekannt." — „Dann müssen Sie die ganz eigenthümliche Vorliebe haben, sich mit allen Namen bekannt zu machen, die keinen Namen in der Welt, sondern nur im Kirchenbuche haben." — „Nicht doch, nur Ihr Name, Sie sind mir bekannt gewesen." — „Auf welchem Sterne war es denn noch, daß wir uns getroffen, im Sirius oder auf dem blassen Mond?" — „In der That, es gab eine Zeit, da ich viele Verbindungen mit dem jungen Deutschland hatte — wackere Männer unter ihnen — wie geht es unsern Brüdern in Paris, aus Italien, in der Schweiz und Deutschland?" — „Ich kann Ihnen darüber keinen Bescheid geben, da ich nie zu einer Verbindung gehört." — „Ei, das ist einerlei; was sagen Sie von unserm Cordoba? Kommen Sie, Sie sollen hier einige Bekanntschaften machen und unsere Bauwerke und Gemäldeschätze kennen lernen. Was halten Sie von Unitarismus? In ihm ist die Wahrheit, in ihm blüht die christliche Religion geläutert wieder auf." — „Ich halte mit Verlaub den Unitarismus für das fadeste Geschwätz, für leeres Stroh." — „Ach, Sie kennen ihn nicht, ich werde Ihnen englische Broschüren geben, deren ich hunderte besitze. *

* Wirklich ward mir andern Morgens vom Obersten eine Menge unitaristischer Tractaten nebst einem höflichen Begleitungsschreiben zugesendet.

Kommen Sie.“ — „Thorheiten laſſen ſich ebenſowohl in Engliſch als in Deutſch und Wälſch niederſchreiben.“

Wir gingen in ein großes Kaffeehaus, deren es zwei in Cordoba giebt, das „alte“ und das „neue.“ In jenem bemerkte ich einen jungen Mann in modernem Rock und mit einem Aeußern, das ſogleich den Nordländer verrieth. „Wer iſt der dort?“ frug ich den Colonel. „Ein Pole, ſeines Gewerbes ein Modeſchneider; er hat die Beſitzerin dieſes Hauſes geheirathet, die eine Wittib und zehn Jahr älter als er, ſich in ihn verliebt hatte; nun iſt er Wirth und großer Kleidermacher zugleich.“ Der Oberſt redete ihn an, er ſtotterte ſchlecht das Spaniſche und ſo, daß man ihm bald den Deutſchen anmerkte. Nun erzählte er mir in angeſtrengter Zunge ſeine Schickſale und ſeine Sehnſucht nach der nördlichen Heimath, die ihn oft ſo erfaſſe, daß in ihm der Gedanke aufwache, zu entfliehn, Weib und Haus und Hof im Stich zu laſſen. Seine Frau ſchien ihn mit eiferſüchtigen Augen zu bewachen, man ſah ihm ſeine Qual, ſein Unglück an, und dennoch aß, trank und lebte er ſo köſtlich und herrlich er wollte: wie thöricht iſt es doch, wenn Väter und Mütter auf Geld bei der Gattenwahl ihrer Kinder blicken! Der Schneider erzählte mir viel von der neuntägigen Anweſenheit des Gomezſchen Expeditionscorps vorigen Jahrs in Cordoba, das Cabrera, der die Vorhut kommandirte, überrumpelt hatte; die Carliſten hatten ihm an Gut und Leben gewollt. Gomez, ein jugendlicher, jovialer, geſchwätziger und flotter General, beſuchte fleißig die Kaffees und gab ſich Mühe, dem Unfug der Soldaten, die raubten, wo ſie konnten und auch wie Räuber ausſehen, zu ſteuern, worin ihn einige Officiere unterſtützten; mehre franzöſiſche und deutſche Officiere ſeien um ihn geweſen, worunter einige ſehr liebenswürdige, die den Rey neto ſtets im Munde geführt und erklärt hätten, nur unumſchränkten Königen dienen zu

wollen. Ohne Zweifel wird dieſer heroiſche Entſchluß die abſoluten Throne gegen den Drang der Völker und die Stürme der Zeiten befeſtigen helfen.

Das Kaffeehaus oder beſſer geſagt deſſen Patio wurde gegen Abend immer belebter, Männer kamen mit ihren Frauen und ſchlürften Limonaden und andere kühlende Süßwaſſer, unter dem heiterſten Himmel. Der Oberſt philoſophirte über den Unitarismus und hörte damit ſelbſt dann nicht auf, als wir in ſein Haus zurückgekehrt waren und ſeine lebensfrohe Gemahlin zu gähnen anfing. Seine Anſichten ſind ungefähr folgende.

„Man verfolgt, man verſpottet die Unitarier: welcher Verſtändige aber würde ſich über Verfolgung beklagen, die ſo alt als die Welt in den Gebrechen der menſchlichen Natur begründet iſt? Die erſten Chriſten litten ſchwer darunter und, traurig es zu ſagen, einige Jahre nach ihrem Siege verfolgten ſie jede Meinung, die ſich von der ihrigen unterſchied. Seit jener Zeit ſchreibt ſich die Ausübung ungerechter Verdammung — bei den Heiden entſprungen, von Chriſten angenommen — eines jeden, der kühn genug iſt, für ſich ſelbſt zu denken, und ehrbar genug, ſeine Ueberzeugung zu bekennen. Das iſt auch das Loos der heutigen Unitarier. Gerechtigkeitsliebe füllt jedoch noch den Buſen der meiſten Menſchen, ungehört verdammen iſt nur Weniger Sache; wir Unitarier rufen die Gerechten an, uns zu hören, ehe ſie unſere Lehre verwerfen.

„Was iſt Unitarianism? Nicht Deismus unter einem chriſtlichen Mantel. Zwar werden wir gleich den Deiſten von den Werken der Schöpfung zur Erkenntniß des göttlichen Schöpfers geleitet; aber der Deiſt läugnet, was wir feſt glauben: die göttliche Sendung und das Werk unſers Herrn Jeſu Chriſt. Auch leitet der Geiſt des Unitarianism keineswegs zum Deismus, noch weniger zum Skeptizismus.

Wahr iſt es, daß wir in keinem Fall unſere Zuſtimmung ohne Beweis geben, daß unſere Bekenntniſſe ſich nicht über unſere Ueberzeugungen ausdehnen, daß wir keinen Irrthum dulden, ob er auch alt ſei; daß wir die vernünftigen Fähigkeiten anwenden, die uns Gott gegeben hat." (Wie klug die Leute ſprechen, als ſeien ſie die verfolgten Ritter der Vernunft und der Freiheit, wir ihre Hetzer!) „Skeptizismus iſt eine Vorliebe für Zweifel und Ungewißheit, mehr eine Liebe zum Disputiren als zum Wiſſen. Solcher Gemüthszuſtand iſt nicht der unſrige. Wir bethören unſer Gemüth weder durch Glauben ohne Beweis noch durch Unglauben in Verachtung der Beweiſe. Wahrheit in ihrer ganzen nackten Einfachheit lieben wir zu ſehr, um irgend einen trügeriſchen Schluß zu fürchten oder zu erkünſteln. Zeige mir Wahrheit und ich folge ihr, welche Arbeit und Mühe, Gefahren und Opfer ſie auch koſten möge.

„Die Doctrin von drei Perſonen in Einem Gott beſtreiten wir, weil ſie der Fundamentswahrheit des Chriſtenthums widerſpricht, der Einheit Gottes. Bei den Apoſteln finden wir keine Fußtapfe davon (?). In den heidniſchen zum Chriſtenthum bekehrten Philoſophen entdecken wir die Elemente der Trinität; ſie iſt von Menſchen, nicht von Gott; aus heidniſcher Verderbniß eingeführt, wurde dieſer Glaube auf Concilien durch ſtreitſüchtige Prieſter vervollſtändigt.

„Folgerecht verwerfen wir als falſch die Doctrin von der Gottheit Chriſti," (damit alſo das ganze Chriſtenthum) „Wie kann Chriſtus Gott ſein, wenn der Vater allein der wahre Gott iſt? Wird in der heiligen Schrift der Heiland nicht überall als dem Schöpfer untergeordnet dargeſtellt? Wir ſind weder calviniſch noch katholiſch. Welcher Grad von Abſurdität, welche Verkennung des göttlichen Karakters liegt in der calviniſchen Lehre von der Verwerfung! Schreckliche Gottloſigkeit zu glauben, daß der göttliche Vater die

meiſten ſeiner Kinder, ohne Rückſicht auf ihre Handlungen, zu endloſen Qualen vorherbeſtimmen ſollte!

„Daß der Menſch von Natur ganz verderbt ſei, ein anderes populäres Dogma, widerſtreiten wir ebenfalls. Die Lehre von der Erbſünde und völliger Verderbtheit der Menſchen iſt nicht im Wort Gottes, ſondern nur in deſſen falſcher Auslegung. Dieß Dogma ſtreitet nicht bloß gegen die Vernunft, ſondern auch gegen die Erfahrung, und ſteht jenſeits der Gränzen der Möglichkeit.

„So wie Prieſter lehrten, daß die Sünde von Einem die Aller ward, ſo mußten ſie auch die gleiche Abſurdität lehren: daß die Vortrefflichkeit des Einen die Aller ward. Wenn wir aber des Herrn Jeſu Zeugniß glauben, ſo war der Gegenſtand ſeiner Sendung nicht: Gott wieder mit den Menſchen zu verſöhnen, ſondern: die Menſchen mit Gott. Jeſus iſt der Vermittler, nicht die Urſache der göttlichen Gnade. Der Unitarianism entehrt nicht den Schöpfer durch Erniedrigung ſeines Geſchöpfs; erkennt nicht an, daß die Sünde des Einen Myriaden in Verderbniß ſtieß, noch daß die Miſſethaten von Myriaden ausgelöſcht würden durch den unverſchuldeten Tod von Einem; noch macht er den wohlthätigen Schöpfer unfreundlich oder unbarmherzig; er lehrt das unverfälſchte, wahre Evangelium, die Wahrheit, die in der frohen Botſchaft verkündet worden iſt zum Heil allem Volk.“ —

Daß in dem allen die heiligſten Lehren des Chriſtenthums durchaus mißdeutet, mißkannt werden, das Chriſtenthum völlig geläugnet wird, und ſelbſt der trügeriſche Schein von Wahrheit, der zur Verführung ſchwacher Geiſter über die negative Lehre ausgegoſſen iſt, doch nur dem Chriſtenthum abgeborgt wird, das ſie verurtheilt, — braucht wohl nicht erſt nachgewieſen zu werden. Das Läugnen der heiligen Dreieinigkeit, angeblich zu Gunſten der Einheit

Gottes, die doch eben in jener auf das entſchiedenſte feſtgehalten wird, iſt allem ſchlichten Verſtand zuwider, indem es gerade zu dem Entgegengeſetzten von dem führt, was man behauptet. Denn abgeſehen davon, daß jene Lehre den lebendigen Gott zerſtört und das religiöſe Gefühl auf eine abſtrakte, leere, wirre Gottheit hinweiſt, ſo ſchafft ſie auch unmittelbar Kathegorien von Untergöttern, an deren Spitze der Vermittler ſelbſt ſteht, der aufhören ſoll, wahrer Menſch und Gott zu ſein; ſie führt alſo nicht zur Einheit der göttlichen Natur, wie die heilige Dreieinigkeit, ſondern zerreißt ſie und ſetzt zwiſchen Gott und uns vermittelnde Weſen; ſie ſchleudert den Menſchen wieder weit von der Gottheit zurück, drückt ſeinem Geiſt von neuem den Stempel der Knechtſchaft und des Todes auf, von dem Chriſtus ihn erlöst, verödet von neuem ihm die Welt, da er der Gottheit nicht mehr verwandt iſt, raubt ihm die Freiheit des Geiſtes und treibt ihn zur Vielgötterei. Und mit einer ſolchen Lehre will man in Spanien den Katholizismus bekämpfen und die Reformation bewerkſtelligen! Man weiß kaum, ſoll man mehr über die Thorheit oder die Verwerflichkeit erſtaunen. Hat man die traurigen religiöſen Verirrungen früherer Zeiten vergeſſen, daß man den unbewachten Verſtand der Menge von neuem mit ſolchem Wahn anſtecken und verderben will? —

Der Oberſt erzählte mir, die Engländer ſendeten ihm ganze Kiſten voll geiſtlicher Traktätchen zu; allein da nur Wenige engliſch verſtänden, ſo könnten ſie nicht den erwarteten Nutzen ſtiften. Ich warnte vor dem unſeligen Geiſte der Sectirerei, von dem jetzt verſchont zu ſein man das Glück Spaniens nennen müſſe; vor dem Geiſte, wo der Einzelne die Anmaßung hege, ſeine individuelle religiöſe Erkenntniß für die allein wahre und ſeligmachende zu halten und ſie über die Welt hinzutragen, alles ihm Entgegentretende befehdend. Ich erzählte ihm, wie viel Unheil allein

die kirchlichen Spaltungen meinem ſonſt ſo großen deutſchen Vaterlande ſchon gebracht hätten und was ſie ihm nicht noch Alles zuführen könnten, indem auswärtige Mächte wie früher ſo auch jetzt unſere kirchlichen Zerwürfniſſe zu ihrem Vortheil auszubeuten ſuchten. „Ah, rief der Oberſt, davon kann bei uns nicht die Rede ſein; ich bin zwar ein Apoſtel des Unitarianismus, aber ich habe noch keine Secte bilden können, und es würde mir und meinen Landsleuten unthunlich, wo nicht lächerlich vorkommen, uns jemals von der großen Gemeinſchaft der Spanier trennen zu wollen. Wir haben nicht den Geiſt der Sectirerei und ich fürchte, der Unitarianism werde keinen allgemeinen Eingang bei meinen Landsleuten finden, ſchon weil er aus England kommt; denn in jeder guten andaluſiſchen Bruſt kocht der Unwille darüber, daß die Engländer im Beſitze von Gibraltar ſind; und glauben Sie mir, obwohl ich die Engländer ſonſt ehre, doch in Bezug auf Gibraltar denke ich wie alle übrigen — mein Leben hundertmal ſetzte ich daran, ſie aus Gibraltar hinauszujagen.“

2. Auguſt.

Don Ramon ſtellte mich heute ſeinem Oheim, dem Biſchofe von Cordoba vor, einem milden, ehrenwerthen Prälaten von gemäßigter conſtitutioneller Geſinnung. Als er vernahm, daß ich Proteſtant ſei, ſagte er: „Wir Alle ſind Brüder im Herrn!“ und erkundigte ſich auf das lebhafteſte nach dem Zuſtande und den Verhältniſſen der deutſchen Kirche. Das Geſpräch führte auch auf die Wirkſamkeit der engliſchen Traktätchenreformatoren in Andaluſien. „Ich halte ihren Einfluß zwar für ſchädlich, meinte der Biſchof, aber nicht für ſehr gefährlich, und ich freue mich, daß derſelbe heute auf edlere Weiſe bekämpft werden muß, als es vordem durch die heilige Inquiſition geſchah: es iſt ein unermeßlicher Gewinn für die Glaubenserfriſchung meines Vaterlandes, daß ſelbſt die irrigen Meinungen nicht mehr mit Gefängniß

und Tod, mit Ketten, Eisen und Feuer verfolgt werden dürfen, ohne deshalb jedoch die Macht zu gewinnen, die Einheit der spanischen Kirche zu beeinträchtigen."

Der bischöfliche Palast steht der Moscheenkathedrale gegenüber, ein geräumiges, prächtiges Gebäude. Es besitzt die Porträts sämmtlicher Bischöfe von Cordoba. Ueber seinem schönen Garten läuft eine lange Säulenhalle, von der man, athmend in den aufsteigenden frischen Blumendünsten, eine freundliche Aussicht über den Guadalquivir genießt. In dem durch mehre Springquellen befeuchteten, dicht beschatteten Garten prangten die Orangen und andere goldne Früchte, deren süße Säfte in unserm Mund zerflossen, in einer Fülle, wie ich noch nie gesehen. Auch mußte mir der Gärtner ein Körbchen voll der schönsten Apfelsinen in mein Gasthaus tragen, um mich daran auf der Weiterreise zu laben.

Ein noch junger, gelehrter Priester führte uns in das hiesige geistliche Collegium, dessen Rector er ist. Ungefähr 150 Schüler wohnen in der Anstalt, viele andere außerhalb derselben. Die Zimmer und Hörsäle stunden leer, Ferien wegen. Nicht ohne Interesse ist die Kapelle und der Buchsaal des Collegiums.

Näher am Fluß steht der Alcazar (das feste Schloß der maurischen Könige), oder vielmehr liegen die großen Trümmer desselben, mehre Thürme, Mauern, Gärten ꝛc. Es diente später der Inquisition und ist jetzt das gewöhnliche Stadtgefängniß. Viele Sagen im Munde des Volks, Bilder und Verehrungen stehen damit in Verbindung. Denn auf den Plätzen beim Alcazar haben Viele den Märtyrertod und das Licht der Heiligen gefunden. Dem Heiligen von Cordoba, S. Rafael, sind in der Stadt mehre Siegessäulen errichtet worden, die auch in künstlerischer Beziehung nicht ohne Werth.

Als Gomez seinen Zug nach Cordoba wandte, geriethen die herrliche Moschee, der bischöfliche Palast, das Collegium und das Gefängniß des Alcazar in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Cabrera hatte mit den Seinigen die Kathedrale besetzt und eröffnete von den Dächern und Thürmen derselben auf die Freiwilligen von Cordoba, die sich in dem nahen bischöflichen Palast und weiter in dem Alcazar festgesetzt hatten, ein heftiges Feuer. Schon prasselten im bischöflichen Palast die Flammen auf (noch sieht man die Spuren der Verheerung an seiner der Moschee zugekehrten Seite), als die Miliz erklärte, sich zurückziehen zu wollen und man beiderseitig löschte. Bereits am zweiten Tage ergaben sich die im Alcazar eingeschlossenen Milicianos, angeblich aus Wassermangel und weil sie von ihren Kanonen keinen Gebrauch machen könnten; entwischten aber großentheils, als sich Gomez bei Annäherung der constitutionellen Corps entfernen mußte.

Ueber den Guadalquivir führt eine prächtige Brücke in eine Art kleiner Vorstadt, durch welche die große Straße nach Sevilla geht. Sie ist in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, wo die altrömische gefährlich geworden, aus großen Quadern von einem ins Schwärzliche spielenden festen Marmor, de **marmol negrizco**, wovon sich auf dem benachbarten Abfall der Sierra morena die wichtigsten Lager vorfinden, erbaut worden. Das innere Thor der Brücke ist römisch und noch fest. Merkwürdig sind die massiven Mahlmühlen gleich unterhalb der Brücke, wovon eine mit 2 mauriſchen Bögen noch aus der Maurenzeit herstammt und über die, da sie im Flusse stehen, bei großem Wasser die Fluthen wegbrausen. Mein Gasthaus liegt nahe der Brücke, sein südlicher Sockel wird von den Wellen des Stromes bespült; es bietet hier freundliche Aussichten, besonders aus einem alten dicken römischen Thurme, der gleichsam mit dem

Brückenthor in Verbindung hängt und den der Wirth mit Sitzen versehen und zum Genuß seiner Gäste eingerichtet hat.

Ruinen sind nur angenehm, wenn sich neben ihnen reger Sinn, frische Thätigkeit zeigen, traurig, drückend aber, wenn sie nichts umgiebt, das die große Vergangenheit ersetzen möchte. Daß letzteres von Cordoba gelte, will ich nicht behaupten. Seit einiger Zeit hat es angefangen, sich an den hohen Ufern des Guadalquivir aus dem trefflichsten Material einen kostbaren Kai zu bauen, der schon zur Hälfte etwa vollendet, eine halbe Stunde lang werden soll, und der Stadt eben so sehr zum Vortheil als zur Verschönerung gereichen wird. Von größter Bedeutung sowohl für den Handel Cordoba's als für den Ackerbau der ganzen Umgegend würde es sein, wenn der Guadalquivir wieder wie früher bis Cordoba hinauf für mittlere Schiffe schiffbar und die Versandungen weggeräumt würden. Die Stadt besitzt die freundlichsten Spaziergänge; ein ausgezeichneter Gemäldesaal ist im Entstehen aus den Schätzen der aufgehobenen Klöster. Ueberhaupt gewinnt Cordoba bei näherer Bekanntschaft, zumal wegen der schönen Patios: in der Mitte sprudelt ein Quell, ein niedliches Becken empfängt den zurückfallenden Strahl, Blumen, südliche Bäume, an den Häusern aufrankende Gewächse schmücken und beduften sie, häufig auch die schlanke Palme mit der breiten, prächtigen Krone, die hoch über die Dächer der Häuser emporragt. Selbst die von außen unscheinlichen Gebäude gefallen, tritt man durch die offene Thüre in den schmucken Wohnhof ein, dessen Eingang schon zu beiden Seiten oft von Säulen getragen wird, und dessen Schmuck vordem vielleicht die Paläste maurischer Könige und Großen zierte.

Cordoba's Umgebung ist freundlich, namentlich der Blick nach den Abhängen der Sierra morena, an deren Fuß es sich in einem breiten, fruchtbaren Thal ausbreitet. Jene

Abhänge der Sierra ſieht man, ſo weit das Auge in der klaren Luft reicht, mit Bäumen, meiſt Orangen, bedeckt, die im Mai in der Blüthe über das ganze Gebirg einen überwältigenden Duft ausſtrömen ſollen und die ſüßeſten Früchte reifen. Zwiſchen den Bäumen ragen manche Landgüter, Häuſer und Kapellen hervor, worunter die berühmte Hermitage von Cordoba, eine Legua von hier entfernt.

3. Auguſt.

Gegen Abend werd' ich Cordoba verlaſſen und mit einer Galera meine Reiſe nach Sevilla fortſetzen. Die mir übrige Muße will ich benutzen, noch einige Notizen über die Zierde der Stadt niederzuſchreiben, das Monument ihrer alten Herrlichkeit, das Mecca des Occidents, den ſchönſten Tempel, den der islamitiſche Glauben jemals beſeſſen.

Zwei Könige, die die Moſchee erbauten, wollten an ihr ihre Größe zeigen, die Zeit ihrer Ausführung fällt von 770 bis etwas über 800. Der König Abderramen II. von Cordoba fing ſie an und führte ſie während ſeiner 33jährigen Regierung bis nahe zur Vollendung; ſein Sohn König Iſſen, von andern auch Ozman, Iscan, Ixeca genannt, vollendete ſie mit dem Golde, das er in einem glänzenden Sieg über die Catalanen und Franzoſen erbeutet hatte. Das Ganze, wie oben ſchon geſagt, bildet ein Viereck, 620 Fuß lang, 440 Fuß breit, die Länge geht von Norden nach Süden, der chriſtliche Hochaltar ſteht nach Morgen. Alle vier Seiten ſtehen zwar im genaueſten Ebenmaß und ſind außen rings von freiem Raum umgeben; doch iſt die ſüdliche Seite nach dem Fluß hin höher oder eigentlich tiefer als die übrigen, indem ſie von ihrer Zinne bis zum Fuß 70 Schuh, während die entgegengeſetzte Seite an der der Hofraum liegt, nur 35 Schuh Höhe mißt, ſo nemlich, daß alle Seiten oben in einer Horizontalebene liegen. Der Thurm ſteht in der nordweſtlichen Ecke und berührt mithin die

geſchloſſene Moſchee nicht; er iſt aus der chriſtlichen Zeit und hat kleine Säulen und mehre andere Stücke aus Jaspis; man beſteigt ihn mit Vergnügen, ſchon der belohnenden Ausſicht über die Stadt und Umgegend wegen, die er darbietet.

Von der 620 Fuß Länge gehen 210 Fuß auf der Nordſeite für den Hof ab, der in der ganzen Breite der Moſchee durchgeht, und el patio de los naranjos wegen der duftigen Pomeranzenbäume heißt, die in ihm zwiſchen Springbrunnen blühen. In der Mitte der Nordſeite führt in den Patio das prächtige mauriſche Thor del Perdon (das Thor der Gnade), durch das einſt aus dem fernen Süden und Oſten Millionen von Gläubigen wallten. Der Körper der Moſchee enthält 850 Säulen — ein wahres Wunder! und mit den 72 Säulen in den Portalen des Patios und den 100 am Thurm, hat das Ganze weit über 1000 Säulen, die Doppelſäulen und die der Kapellen gar nicht gerechnet, und alle dieſe Säulen ſind von edelſtem Marmor und Jaspis. Ueberhaupt blickt man überall auf glänzenden Marmor, vieles iſt Azulmarmor (blau, dem Lapis-Lazuli ähnlich) mit weißen Adern, wie er ſich in der Sierra de Elvira in der Nähe von Granada vorfindet.

Das Innere iſt in gewiſſer Beziehung in vier Quartiere abgetheilt. Das ſogenannte noble enthält die reichſten Säulen. Jede Säule der Moſchee hat anderthalb Fuß im Durchmeſſer und ſteigt mit acht Dicken zu zwölf Fuß auf. Ueber den ſchönen Capitälen der Säulen ſchmiegen ſich die hoch ausgeſchweiften mauriſchen Bögen auf, in doppelter Reihe übereinander, ſo daß zwiſchen beiden ein lichter Raum bleibt, wodurch die Höhe zunimmt und das Ganze leichter wird; rechtwinklig gegen dieſe wölbt ſich noch höher über den ſogenannten Schiffen die Decke auf. Wahrſcheinlich hatten alle Säulen anfangs die Baſen (doriſch) von glänzen-

weißem Marmor wie noch in 19 Schiffen. Das Dach ist aus einer Art Cedernholz, das aus der Barbarei übers Meer gekommen, gebaut und die Decke mit unglaublichem Reichthum ausgemalt; die Kanäle des Dachs von Blei. Der reiche Schmuck des edlen Quartiers bildet die würdige Einführung zu dem Heiligthum, das sich in demselben befindet und das die Zierde des Tempels bildet; man nennt das Hauptoratorium jetzt die Kapelle von Sanct Pedro und in ihr befindet sich das Grab der Grafen von Alcandete und der Nebenlinien. Da die Moschee von Cordoba nach dem Hause von Meca * das größte Heiligthum der Mauren war und von allen Bekennern des Islams in Spanien und der Berberei (Berberia) besucht werden mußte, jene Kapelle aber wieder das Haupt davon war, so wollte der König Abderramen sie möglichst bereichern. Sie ist 60 Fuß lang, 30 Fuß breit. Noch hängen zwei Ketten von oben herab, wahrscheinlich für Lampen; denn einst erhellten viele tausend Lampen die ganze Moschee. Viele arabische Inschriften sieht man in der Kapelle, sowie über allen Eingangsthüren. Ihr ganzer Körper ist höher als die Moschee selbst, und obschon im Innern viel an ihr verunstaltet ist, blickt aus dem Erhaltenen noch genugsam die alte Schönheit und Pracht. Die schönsten Arabesken in goldner Stukaturarbeit ziehen sich umher, große Mosaikarbeiten mit den prächtigsten Farben; vieles besteht aus numidischem Marmor. Diese Theile übertreffen den reichsten Schmuck der Alhambra in Granada. Mich dünkt, der maurische Styl eigne sich sehr für Kapellen.

Außer dem genannten gab es noch ein anderes noch sehenswertheres Heiligthum, das durchaus wohlerhalten ist

* Casa de Meca hat im Spanischen den Nebenbegriff eines liederlichen Hauses, eine alte Anspielung auf die im Koran erlaubte Vielweiberei. Die Moschee von Cordoba hieß la ceca und davon, daß sie einer der beiden heiligen Wallfahrtsörter der Muselmänner war, schreibt sich auch das spanische Sprüchwort andar de la Ceca à la Meca, d. h. viel herumreisen, her.

und in dem die tiefſten Andachtsübungen der Gläubigen ſtatt fanden. Schon die Lage deutet auf deſſen hohe Bedeutung. Wenn man nemlich auf der Nordſeite durch das ſchöne Hauptthor del Perdon in den Patio de los naranjos eintritt, ſo blickt man in ſchnurgerader Richtung durch die Pomeranzenallee des Hofes und die breiteſte, prächtigſte Säulenallee der Moſchee ohne Unterbrechung bis an die entgegengeſetzte ſüdliche Seite der Moſchee, wo ſich gerade am Ende, im dunkelſten Hintergrunde, das Allerheiligſte befindet; geht man zu demſelben, ſo bleibt das erſtgenannte Hauptoratorium oder die jetzige Kapelle S. Pedro, ſo wie auch der ganze mitten in die Moſchee geſetzte chriſtliche Dom links liegen. Durch eine überaus lieblich geſchmückte, größere Vorabtheilung, in der auch noch eine Kette herabhängt, tritt man in das Allerheiligſte ein, das, nie vom Sonnenlicht berührt, doch von Schönheit und Pracht wiederſtrahlt. Sein Dach iſt vom reichſten Marmor aus einem einzigen Stücke, 18 Fuß im Durchmeſſer, ſehr künſtlich zu einer Muſchel ausgehauen, die geheimnißvoll über dem Koran in der Mitte ſchwebt. Auch trägt die mit ſchönen Arabesken ausgehauene Marmorwand in der Runde umher den ganzen Koran in goldner Schrift, und wie zahlreich die Gläubigen hier um den Koran die Runde gemacht haben, beweist die im Kreis hohl ausgeſchliffne Steindecke auf dem Fußboden.

Als Cordoba im Jahr 1236 von San Fernando gewonnen, ward die Moſchee zur Hauptkirche erklärt, ohne ihre Form zu verändern, die ſich allerdings wenig zum chriſtlichen Gottesdienſt eignete; erſt 1523 wollte das Domkapitel ändern, vergeblich widerſetzte ſich der beſſere Geſchmack der Stadt — über ein Jahrhundert baute man an dem Dom, dem Chor, den Kapellen. Wenn das gothiſche Kreuz, deſſen Schiff aber nur das prächtige Chor, voll trefflicher Arbeiten in Kakarholz, ausmacht, auch hoch über die mauriſchen

Säulenſchiffe hervorragt, ſo füllt es doch in der Breite nur einen geringen Theil der Moſchee aus; und das prächtige Orgelſpiel, die pomphaften Kirchenfenſter, die Vereinigung beider Bauarten, zweier Glauben, das alles verleiht der Kathedrale einen unausſprechlichen Reiz. — Den Hochaltar ſchmückt ein koſtbares großes Tabernaculum aus den herrlichſten Steinen geſchmackvoll zuſammengeſetzt. Unter den aufbewahrten Schätzen aus Silber und Gold zeichnet ſich eine koſtbare gothiſche Cuſtodie aus, die ihres Gleichen wohl nicht in der chriſtlichen Welt finden dürfte.

Die Frescogemälde ſind von Ceſar Arbaſia (aus der Schule von Leonardo Vinci); andere ausgezeichnete Gemälde finden ſich vor von Pablo de Cèrpedes, vom trefflichen Morales, Vicente Carducho, Antonio del Caſtillo (Nachahmer des Ribera), Pompeyo, Violiniſta italiana, Murillo. Der Tempel hat 16 Hauptthore; an einem derſelben ſollen ſich noch Säulen von einem alten, heidniſchen Tempel finden. Merkwürdig iſt auch eine Kanzel, die an einem Pfeiler der den Patio de los Naranjos umgebenden Bogenhalle angebracht iſt; von ihr herab ſind einſt Feuerreden von einigen der ausgezeichnetſten Kirchenredner Spaniens an das unten im freien Hofe verſammelte Volk gehalten worden, zum Zeugniß dafür, daß auch in Cordoba der kirchliche Formalismus nicht immer den chriſtlichen Geiſt herabgedrückt hielt.

Fünftes Kapitel.

Ecija; Carmona; erſter Tag in Sevilla.

Ecija, 4. Auguſt.

Meine neue Reiſegeſellſchaft beſteht aus einer ehrbaren Mutter mit drei Kindern, die, in Sevilla verheirathet, auf Beſuch in Cordoba geweſen iſt, einem Officier, einer jungen, wie mir ſcheint, leichtfertigen Weibsperſon (darf ich einer Andeutung des Officiers trauen, ſo gehört ſie zu gewiſſen fahrenden Prieſterinnen, zu den Doncellejas vornehmen Schlags) und aus den beiden Fuhrleuten der Galera. Wir fuhren geſtern in der Abenddämmerung von Cordoba ab und kamen heute Vormittag hier an. Ich ging meiſt zu Fuß, weit voraus. Die große Straße verläßt ſogleich das Thal des Guadalquivir, ſteigt bedeutend bergan und bleibt auf dem hügeligen Boden, mehre Ortſchaften berührend, bis ſie in das Thal des gefeierten Xenil abgeht, in deſſen weiten, untern Ebene das wichtige Ecija gelegen, die erſte große Stadt in dem herrlichen Königreich Sevilla, das wir eben betreten haben.

Die Nacht war friſch. In der Mancha und in Neucaſtilien ſind die Nächte heißer als in Andalucien; denn hier thaut es ſtärker, am Morgen lagen funkelnde Tropfen auf den Feldern und Brachen, als habe es ſtark geregnet, was zur Fruchtbarkeit ungemein beiträgt. Der Grund davon dürfte in der größern Nähe des Meeres, deſſen dunſtvolle

Luft Nachts faſt regelmäßig Andalucien überzieht, in der größern Tiefe des Landes, in der dichtern Luft, auch in der größern Zahl von Quellen, Flüſſen, Gewäſſern, Seen und ſelbſt in dem mehr wechſelnden Gebirgsboden zu ſuchen ſein, wodurch Tags viele Dünſte ausgehaucht werden, die Nachts wieder niederfallen.

Ecija iſt eine der berühmteſten römiſchen Kolonien Andaluſiens am untern Genil, vordem Simgilis. **Singilis fluvius quo dictum est ordine irrumpit, Astigitanam coloniam alluit, cognomine Augustam firmam.** (Plinius lib. 3. Cap. 1.) Der König San Fernando nahm im Jahr 1240 die Stadt ein. Sie hat gegenwärtig mindeſtens 30,000 Einwohner, wird aber an Ausdehnung von Cordoba vielleicht dreifach übertroffen. Ein lebhaftes, friſches und doch altmauriſches Anſehen zeichnet ſie aus. Ecija hat viele Paläſte, in welchen ſpaniſche Große die längſte Zeit ihres Lebens thaten- und ruhmlos verbringen; überaus ſchmucke, reizvolle Patios mit Säulen und anderm Zierrath; manche der vorzüglichſten Häuſer haben arabiſche Thürme und andere groteske Auszeichnungen, was nebſt den ſchlanken Thürmen der Kirchen von fern der Stadt ein beſonderes, reiches, freundliches Anſehen verleiht. Ueberraſchend ſchön iſt der Marktplatz — Ecija iſt das andaluſiſche Nürnberg. — Früchte und Getraide ſind hier wie bei Cordoba die Hauptnahrungsquellen; doch gibt es auch treffliche Leinwand-, Tuch- und Seidenfabriken. In und um Ecija trifft man die glänzendſten rabenſchwarzen Augen und Haare in ganz Andalucien an, bei Männern und Weibern, die ſogenannten **morenos oscuros.**

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Territoriums von Ecija iſt unerklärlich: die Aernte liefert vierzigfach die Ausſaat; und mehr als das, drei oder vier Fruchtärnten im Jahr. Es zählt über 500 prächtige Gärten, ſämmtlich in

den Riberas (Ufern) des Genil gelegen, der 4 Stunden abwärts, d. h. nordweſtlich, bei Villa de Palma in den Guadalquivir mündet. Wie gern möcht' ich den Fluß hinaufgehen, bis in das herrliche Granada, nahe den Quellen des Genil! Wie reizend muß dieſer Stadt Lage ſein, dort oben am Zuſammenfluß des Genil und des goldführenden Darro, die aus zweifelfigen Thälern der Sierra nevada nordweſtlich in die Vega (das lachende Feld) von Granada herabſtürzen; dort wo der Norden und der Süden ſich verſchwiſtern, wo die Palmen im Thal größer emporblicken zu der ewigen Schneekette! Ich werde die Stelle nicht ſehen, wo, nachdem die wundervolle Königsburg (al Hambra) gefallen, der mauriſche König den letzten Blick auf Granada und deſſen Vega warf, weshalb ſie noch heute el sospiro del Moro heißt, und wo ſeine Mutter auf ſeine Thränen antwortete: „Nachdem Du jene Stadt nicht wie ein Mann vertheidigt haſt, magſt Du jetzt weinen wie ein Weib.“

Der Seufzerſtelle des Mohren ſteht die Jubelſtelle des Chriſten gegenüber, dort waren die Thränen bitter, hier ſüß. Dankbar ſank das königliche Paar, Fernando und Iſabel, auf die Kniee und rief aus: non nobis, domine, sed tibi sit gloria! zu deſſen Angedenken noch alle Nachmittage zur ſelben Stunde die große Glocke der Kathedrale von Granada ertönt, und eine päbſtliche Bulle vollkommenen Ablaß den Gläubigen verheißt, die bei ihrem Klange drei Vaterunſer und zwei Ave Maria beten.

Auch noch manche andere aus mauriſcher oder römiſcher Zeit merkwürdige Stadt muß ich beiſeits liegen laſſen. So das alte Eſtepa, das einſt Aſtapa hieß und ein bedeutender Ort war, nahe der Hochkette gelegen, die unter verſchiedenen Namen das dem atlantiſchen Ocean zugehörende Flußgebiet des Guadalquivir von dem mittelländiſchen Meer und den Flüſſen, die dieſem zugehen, ſcheidet. Aſtapa war mit den

Karthagern gegen Rom verbunden und wurde zerſtört: ita Astapa, erzählt Titus Livius, sine praeda, militum ferro, ignique abrumpta est. Alterthumsforſcher dürften in keinem Lande reichere Ausbeute finden, als in Andaluſien. Schon die vielen römiſchen Inſchriften auf Steinen, die man überall antrifft, möchten manchen Aufſchluß geben; die meiſten beziehen ſich auf Anlagen von Straßen.

Carmona, 5. Auguſt.

Eine freundliche Lage hat Carmona, und von den Zinnen ſeiner alten Burg auf dem Carro ſchweift ſchon der Blick bis in die Gegend um Sevilla, deſſen Giralda die goldene Spitze zeigt. Morgen werde ich dieſe Stadt begrüßen, die alte Hispalis, die ſchönſte, nebſt Toledo merkwürdigſte Stadt Spaniens, und mich deshalb wegen Granada's getröſten; obwohl der Volksmund den Ruhm beider ſo vertheilt:

El que no ha visto a Sevilla,
No ha visto maravilla,
El que no ha visto a Granada,
No ha visto nada.

Ecija verlaſſend, ſteigt man alsbald aus dem Thal des Genil zu einem niedrigen Bergrücken hinan, auf dem man einige recht hübſche Ortſchaften durchzieht und auch mehre Einzelwohnungen erblickt; in einer der letztern einkehrend, fand ich einen greiſen, aber kerzengeraden, augenſtrahlenden Hirten, der mir mit caſtiliſcher Würde ein Glas Waſſer zur Erquickung reichte. Man durchſchneidet nur wenige Seitenthäler, bis man in das Thal des Corbones abgeht, oder eigentlich in das weite Thal des Guadalquivir; denn obwohl der Corbones erſt einige Stunden weiter abwärts in den großen Fluß mündet, iſt ſein Thal bereits in das größere ausgegangen. Aus der Thalebene erhebt ſich nun ſüdlich eine beträchtliche Höhe, die mit ihrem Gipfel ſelbſt über das ſich ſüdöſtlich fortſetzende Hügelland hervorragt und deren

Ersteigen uns sogar in der Frische des Morgens Schweiß kostete: oben auf der Höhe liegt Carmona mit seinen alten Thoren und seinem Maurenschloß.

Auch auf diesem Wege sieht man noch lange Strecken unangebaut. Heidegras und Baumgestrüppe bedecken sie; der Garten von Valencia, wie man das vom Guadalaviar durchströmte Gebiet südlich vom Valencianischen Plateau nennt, soll durchaus und am besten auf der ganzen Halbinsel angebaut sein. Spanien dürfte ohne Noth die dreifache Bevölkerung von heute ernähren. Darf das Wohl und die Kraft der Nazionen auch nicht nach der Volkszahl berechnet werden, so ist doch unläugbar die Dichtheit der Bevölkerung von großem Einfluß darauf. Ein schwach bevölkertes, also armes Land, kann nicht große innere Blüthen treiben. Die Blüthezeit eines Volks, wo Bevölkerung, Reichthum, alle Kräfte eine gewisse Dichtheit erlangt haben, wird in seiner Geschichte auch die Epoche zu großen Bewegungen bilden, eben weil es dann die Kraft erlangt hat, sie anzuregen und durchzuführen Nichts kann einseitiger sein, als z. B. die große französische Revolution aus bloßen äußern Uebelständen, aus Schulden des Staats, aus der Verderbniß des Hofes und Aehnlichem, und nicht aus dem höhern Gesetz menschlichen Ringens nach Freiheit und Herrschaft über die Natur, aus dem ewig wirkenden und fortschreitenden Geist der Geschichte erklären zu wollen. Bei Beginn der Reformation hatte Deutschland eine eben so große, wo nicht größere Bevölkerung als heute; und die nachfolgende ungeheure Entvölkerung ist gewiß mit unter die Hauptgründe unserer spätern politischen Schwäche zu zählen, die erst allmählig und in demselben Maaße verschwindet, wie sich Deutschland erholt. Einst waren alle Küstenländer des Mittelmeeres mit Menschen und Reichthum gesegnet, Jahrhunderte lange Verwüstungszüge verödeten sie: damit verschwand ihre Wichtigkeit,

wie ſie jetzt wieder zunimmt; es ſcheint, faſt in demſelben Maaße, als ſie ſich von der Verödung erholen. — Die Furcht vor allgemeiner Uebervölkerung iſt leer; nur auf einzelnen Punkten kann ſie ſtattfinden und dort muß der Staat für zweckmäßige Ableitung in Colonien ſorgen, wie wir Deutſche es längſt von England hätten lernen ſollen.

Carmona mit etwa 14,000 Einwohnern iſt eine alte, lebhafte, angenehme, geſunde Stadt. Es hat mehre weite Marktplätze, Wochen- und Jahrmärkte; wenn auch der Viehmarkt Frühjahrs im Dorf Mairena, 4 Leguas von Sevilla, auf dem Heerden von Rindvieh, Pferden und Schafen erſcheinen, berühmter iſt. Freundlich iſt der Paſeo von Carmona, wegen der Ausſicht über die nächſten Gründe in die fernen ſüdöſtlichen Gebirge. Wie gewöhnlich ſind auch die hieſigen Kirchen mit Kapellen und dieſe wieder mit Heiligen und Marienbildern überfüllt; da ſieht man mitunter ſeltſamen Kopfputz, Heilige mit Leibgurten der grellſten Farbe, Maria mit einem Armenteller in der Hand und dergleichen. Ein palaſtähnliches Gebäude hat Philipp II. erbauen laſſen. Nach allen Seiten gewährt Carmona eine große Fernſicht. Den nordöſtlich über die Stadt noch emporragenden Gipfel krönen die verfallenen Mauern und Thürme des alten Maurenkaſtells. Dorthin begab ich mich bald nach unſerer Ankunft, kletterte in den Burgruinen umher, ſchwang mich auf eine alte Thurmmauer und ſetzte mich oben ſo, daß ich über die Stadt mit ihren vielen zierlichen Thürmen im Vordergrund nach Südweſten gen Sevilla ſehen konnte. Ein großartiger Anblick! — Unter mir lief am Berggipfel, bis wohin ſich die Häuſer der Stadt hinauf ziehen, ein belebter Gangſteg. Viele grüßten fröhlich zu mir hinauf; auch einige Mädchen kamen daher, lachten und winkten mir zu und riefen: „Seht doch den Romantiker dort oben ſitzen!“ — „Auch für Euch iſt hier noch Platz;“ antwortete ich. — „Hier unten für

Dich noch mehr.“ — „Soll ich zu Euch kommen?“ — „Nein, wir wollen lieber zu Dir kommen auf die luſtige Höhe, wenn Du bis morgen, wo wir heimkehren, auf uns warten willſt.“ Sie lachten und winkten noch viel dutzendmal auf ihrem Wege zurück.

Es iſt angenehm, unter den Trümmern der Vergangenheit ein junges fröhliches Geſchlecht einherwandern zu ſehen; doppelt angenehm, wenn die Augen dabei weithin über eine blühende Landſchaft ſchauen. Das Alter ohne Jugend, der Tod ohne Hoffnung neuen Lebens iſt grauenhaft; aber der Greis von blühenden Kindern umgeben, der weiße Winter angehaucht vom nahenden Frühling iſt eine erhabene und beruhigende Erſcheinung.

Ich ſuchte gegen die zunehmende Sonnenhitze ein Plätzchen unter den Gewölbtrümmern, wo ich im Schatten die herrliche Landſchaft, den Duft der fernen Gebirge genießen konnte. Dort könnte man Tage lang ſitzen und in die ſchöne Weite, in die lieblichen Tinten und Schattirungen ausſchauen. Nur Waſſer fehlt, wie den meiſten Landſchaften im Innern der Halbinſel. Man überſieht zwar das reiche Thal des Guadalquivir, der ſich drei gute Stunden von Carmona in ſteten Krümmungen nach Sevilla hinſchlängelt; aber der Strom ſelbſt iſt in ſeinem tiefen Bette wie verborgen, und nur bei großem Waſſer ſeine Ufer überſchwemmend, wird er in voller Pracht ſichtbar. Und was wäre auch ein einzelner Waſſerſtreifen bei der ungeheuren Ausdehnung der Gegend, die man überblickt? Jenſeits des weiten Thales erheben ſich die weſtlichen Theile der Sierra morena, deren Rücken Eſtremadura vom Königreich Sevilla ſcheidet. Südöſtlich zeigen ſich in mehren Linien zu bedeutenden Höhen übereinander aufſteigend, die weſtlichen Fortſetzungen der Sierra nevada. Südweſtlich zwiſchen den beiden Sierren und deren Verzweigungen läuft das breite geöffnete Thal des großen Fluſſes,

und der Blick in daſſelbe hinab, über eine reichbebaute Ebene, verliert ſich unbegränzt in die Ferne. So weit das Auge reicht, ergötzt es ſich an einem ununterbrochenen Baumgarten aus Oliven, Orangen, Pomeranzen und andern Obſtbäumen, dieſſeits und jenſeits des Stromes und an den Abhängen der Sierra morena. Die ungeheure Ausdehnung der ganzen Landſchaft läßt die klarſte Luft durchmeſſen. In der That, wer auf drei Punkten, auf der Sierra morena nördlich von Andujar, auf der Burg von Carmona und auf dem Rücken der Sierra nevada geſtanden, deſſen Blick hat ziemlich alles Land umſpannt, das Andalucien bildet.

In Andalucien begreift es ſich leicht, warum der Süden und der Norden den Menſchen ſo verſchieden bilde, warum man bei Beurtheilung der Nazionen bezüglich ihrer Tugenden und Fehler auf das Kleine Rückſicht nehmen müſſe, warum der Südländer ſinnlicher, der Nordländer ſentimentaler, mehr idealiſirend, überleglicher, beſonnener und doch im Grunde leidenſchaftlicher ſei. Die Gegenwart, der Augenblick erfüllt das Gefühl des Südländers, ihm alles gebend, und mit dieſem befriedigten Vollgefühl genießt er ſie; die höher ſinnliche Natur — der dem Pflanzenleben entquillende Duft, der heitere Himmel, die klare warme Luft — beherrſcht ſeine Genüſſe; der Ueberfluß an den Lebensbedürfniſſen reizt ihn nicht ſehr zum Sinnen auf Gewinnſt, auf Verbeſſerungen, auf Arbeitserſparniß; ſo kennt ſein Herz kaum jene Sehnſucht nach etwas Anderem, Schönerem, Beſſerem, die aus Nichtbefriedigung hervorgeht, und die den Nordländer oft während des ſchönſten Genuſſes ergreift, da ihm doch immer noch etwas zu deſſen Vollſtändigkeit mangelt; ſo ſind ſeine Genüſſe aber auch vergeſſen, wie ſie aufhören, da ſie nur augenblicklich, daher nur ſinnlich waren. Der Nordländer hat unter dem rauhern Himmelsſtriche mit zahlloſen Schwierigkeiten und feindlicheren Elementengewalten zu kämpfen,

wodurch ſein Verſtand, ſeine Thätigkeit zu deren Ueberwindung geübt und zugleich die Sehnſucht nach dem Ueberfluß, dem Glanze und der behaglichen Milde eines glücklichern Klima's angeregt wird. Da ſein Boden, ſeine heimiſche Natur ihn nie ganz befriedigen, ſo genügen ſie ihm auch nicht, und er träumt ſich eine andere, eine ideale Welt. Die nordiſche Natur ſpricht nicht ſo klar zu ihm wie der lichte Süden; ihr Mund braust gewaltiger in ſeinen Eichenwäldern, die Ströme rauſchen wilder, der Himmel iſt niedriger, düſterer, unheimlicher, die Wolken lagern ſich näher der Erde und ſelbſt Donner und Blitze zucken näher über der Menſchen Häupter, die Windsbraut heult grauenhaft über ſeine Schneefelder, der Sturm thürmt die Wellen höher, die Elemente vermiſchen ſich öfter und die ganze Natur iſt öfter in Aufruhr und Schrecken. Dieſe Sprache, dieſe Muſik, die den Nordländer umgiebt, hat etwas Unheimliches, Myſtiſches, Gewaltiges, das die Phantaſie aufregt, an überirdiſche Mächte erinnert und den menſchlichen Geiſt zu deren Erfaſſen aufführt. Während der Südländer heiter und unbeſorgt durch das Leben geht, iſt der Nordländer melancholiſch, als fühle er ſich dunkeln Mächten unterworfen; während jenem das heiße Blut aufſtürmt und ſich wieder beruhigt, je nach dem Eindruck des Augenblicks, iſt dieſer voll Leidenſchaft, die, in der Vergangenheit entſprungen, nicht in die Gegenwart, ſondern in die Zukunft ihre Befriedigung ſetzt; jenen berauſchen ſein Himmel, ſeine Natur, dieſen nur ideale Ueberſchwänglichkeit oder betäubende Getränke; dieſer knüpft die Liebe an die Ewigkeit, jener an den Genuß. Kommt nun der Nordländer mit dem Traum in den Süden, hier ſein Ideal verwirklicht zu finden, ſo muß er ſich natürlich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht fühlen. Ihn dünkt ſeine Heimath, als Land ſeiner Träume, doch ſchöner, beſſer, reicher, er findet die Träume an ſich ſüßer als ihre Erfüllung. Der

Nordländer spricht in der Regel mit Enthusiasmus vom Süden, der Südländer mit Verachtung vom Norden; dennoch liebt jener sein Stück Erde mit größerer Innigkeit als dieser, weil ihm der einzelne Fleck mehr sein muß als diesem, weil die äußere Rauhheit und Abstoßung ihn nur um so inniger, mit weit zartern und geistigern Banden an die Scholle fesselt, und weil überhaupt die sinnliche Natur, auch noch so reich, als solche uns nie ganz befriedigen kann, bei allem Einfluß auf Bildung und Sitten doch nie die Bedürfnisse des menschlichen Geistes bestimmen kann. Der Geist des Nordens ist dunkler, unruhiger, zerrissener, schroffer, aber auch kräftiger und gewaltiger als der des Südens. Rubens und Rafael haben diese Verschiedenheiten auf die Leinwand gehaucht.

Mittags ging ich von der Burg wieder in die Stadt hinab. Die Hitze ist im Freien von 12 bis 3 Uhr fast unausstehlich; indeß bin ich hier von Fliegen, Mücken oder sonstigen Insekten noch nirgend geplagt worden. Sevilla soll der wärmste Punkt Spaniens sein, das Guadalquivirthal von Andujar abwärts durchschnittlich die höchste Temperatur haben, selbst um einige Grad höher als Cadiz; nun liegt Algier ungefähr in derselben Breite wie Sevilla: dennoch kennt man hier keines der Uebel, über die man sich Sommers in Algier nicht genug zu beklagen weiß. Spanien ist in jeder Beziehung ein durch Lage und Bodenbeschaffenheit begünstigtes Land, indem die Nachtheile seiner südlichen Lage durch seine Gebirgsnatur ausgeglichen, die Vortheile derselben ihm aber erhalten werden.

Die malerische Tracht der Andalucier ist oft beschrieben worden. Ihnen fehlt in den kleinern Städten, wie auch in Carmona, jener lange Stock der Manchegos nicht, der hier noch einen starken Knoten am untern Ende hat und oben meist wie ein Krummstab gebogen ist. Die andalusische Jugend scheint den Spielen und körperlichen Wettkämpfen

ſehr zugethan zu ſein. Die Zierlichkeit der Frauen wird zwar nicht übertrieben; Navarra aber hat ebenſo ſchlanke Geſtalten, und Caſtilien ebenſo ſchöne Geſichter als Andalucien. Mir ſind viele Andaluſierinnen mit blauen Augen und kaſtanienbraunem Haare vorgekommen, auch zeichnet ſie ein hoher Wuchs aus — kurz es ſcheint, daß trotz der Maurenzeit Andaluſiens noch viel germaniſches Blut in den Einwohnern fließe. Neben den ächt andaluciſchen, freundlichen, durch Anmuth bezaubernden Schönen ſieht man mitunter eine tiefgebräunte, Feuer ſprühende Schönheit, die eben aus dem brennenden Lande der Mauren über die Meerenge gekommen zu ſein ſcheint.

An dem Conſtitucionsplatz Carmona's ſteht ein Kaffeehaus, in das ich zur Erfriſchung eintrat. Ich ſchien die rechte Trinkſtunde getroffen zu haben. Das Haus war mit lärmenden Männern angefüllt, mit Jung und Alt, Pflaum- und Graubärten; die meiſten ſaßen um Tiſche herum, andere ſtunden auf ihre Stöcke geſtützt; Beſprechungen im Einzelnen und Allgemeinen wurden gehalten und jeder Witz, wie billig, durch herzliches Lachen belohnt. Zu meinem Erſtaunen trank männiglich Xereswein aus kleinen Spitzgläſern, und kein Einziger ſüßes Eiswaſſer oder Mandelmilch. Viele ließen ſich binnen einer halben Stunde das Gläschen mit dem glühenden Saft mehremal füllen. Die Andaluſier ſind nebſt den Navarreſen und Catalonen die beſten Zecher Spaniens. Einige wurden aus dem Wirthshauſe zum Mittageſſen gerufen, ganz wie bei uns. Da nun aber die Urbewohner Andaluſiens, wie uns die älteſten Nachrichten erzählen, keinen Wein tranken, die Mauren aber keinen Tropfen trinken durften, wollten ſie anders in den Himmel ihres Propheten gelangen: ſo kann den Andaluſiern (Vandaliciern) die Zechluſt nur von den Deutſchen kommen.

Ich mußte lachen über einen gutmüthigen Mozo (Burſchen,

Kellner), der den Gästen, die neugierig waren zu wissen, wer der fremde Herr sei, als Frager diente. Nach mehren muthlosen Ansätzen faßte er endlich, als er mir das dritte Glas brachte, das Herz mich zu fragen: „ob meine Gnaden nicht ohne Zweifel ein Engländer sei?“ — Allerdings! (si!) war meine Antwort. „Ob ich nicht ein Reisender sei?“ — Allerdings! „Ob ich nicht mit der Galera aus Cordoba käme?“ Allerdings! „Ob ich nicht nach Sevilla wolle?“ — Allerdings! — „Es gebe in England auch Juden und Ketzer, ich möge ihm verzeihen, ob ich ein Christ sei?“ — Allerdings! — „Ob wir beichteten?“ — Allerdings! — „Doch würden wir keine Mönche mehr haben?“ — Allerdings! — „Ob ich denn auch nach Cadiz wolle?“ — Allerdings! — „Und auch nach Gibraltar?“ — Allerdings! ob er denn nun genug wisse? — „Freilich wisse er, was ein Mensch wünschen könne.“ — Ob denn auch, was für ein Unterschied zwischen einem Narren nnd einem Menschen sei? — „Nein!“ — Nun gerade so viel, als zwischen ihm und einem Menschen. Und nun ging der Mozo und flüsterte den Gästen in die Ohren, was er von mir erfahren; denn unser Gespräch hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Sevilla, 7. August.

Gestern Morgen mit Sonnenaufgang kamen wir vor Sevilla an, nachdem wir Nachts eine ziemlich öde Landesstrecke durchzogen. Die Duane (Sevilla wird als großer Seeplatz behandelt) hielt uns vor dem Thore von Carmona eine halbe Stunde auf, und ich hatte Zeit, die berühmte Wasserleitung, ohne Zweifel die nützlichste Antiquität Sevilla's, zu betrachten, deren hohe Bögen eine lange Strecke die Straße begleiten.

Diese Wasserleitung, bekannt unter dem Namen los Cannos de Carmona, stammt aus der Zeit der Römer (nur mögen die Mauren viele Ausbesserungen vorgenommen

haben). Sie iſt zwei Meilen lang und nimmt bei der öſtlich von Sevilla gelegenen Stadt Alcala de Guadaira ihren Anfang. Dieſe Stadt am Guadairafluß, der eine Stunde unterhalb Sevilla in den Guadalquivir mündet, wird auch Alcala de los Panaderos (das Bäcker-alcala) genannt, weil man in ihr das ausgezeichnetſte Brod bäckt und weit und breit, namentlich nach Sevilla, verſendet. In ihrer Nähe ſieht man die Ruinen ihrer alten Befeſtigungswerke, unter welchen ſich Minengänge befinden, worin der große Aquaduct ſeinen Anfang nimmt. Das Waſſer zu dem Canos, das 6 Brodmühlen dient, wird auf einem Hügel bei der Stadt geſammelt. Vom Cruz del Campo bis zum Thor von Carmona hat der Aquaduct 450 Bögen. Bei dieſem Thor befindet ſich ein großer Waſſerbehälter in einem ſehr ausgedehnten Raum, von wo aus ſich das Waſſer vertheilt, weſtlich zum Alcazar und durch die meiſten Häuſer der Stadt, ihnen eines der angenehmſten Geſchenke für Küche und Tiſch bringend.

Es war ein heiterer, friſcher Morgen, ſein Glanz vergoldete und umfunkelte die vielen Thürme und Zinnen der Stadt, als wir in ſie eingingen.

Sevilla iſt für die Kriegszeit befeſtigt worden: es hat vorgeſchobene leichte Redouten, die bedeckte Gänge mit der Stadt verbinden; ſodann einige Reduits, wozu die großen königlichen Gebäude, namentlich die Tabaksfabrik, benutzt werden. Seine Sicherheit iſt allerdings wegen ſeiner Kanonengießerei, ſeiner Depots, ſeiner Reichthümer und ſeines Handels von größter Wichtigkeit.

Seit drei Reiſenächten hatte ich kaum eine Stunde geſchlafen, und dennoch war der Eindruck Sevilla's auf mich ſo belebend, daß ich kein anderes Verlangen hegte, als das, mich in den Genuß ſeiner Schönheiten zu ſtürzen. Als unſere Galera in ihrer gewöhnlichen Poſada angelangt, das

Gepäck vorsichtig abgeladen und sicher aufgestellt war und ich ein kleines Frühstück verzehrt hatte, begab ich mich auf einen Spaziergang, willens nach demselben bei vorgerückter Tageszeit den Marquis aufzusuchen; indeß der Gang führte mich von einem Ort zum andern auf so verführerische Weise, daß ich erst nach Mitternacht in die Posada zurückkam und den Besuch erst heute machen kann.

Schon waren die Straßen und Märkte der Stadt voll Leben. Gemüse-, Obst-, Blumenhändlerinnen saßen in unabsehbaren Reihen einher. Am belebtesten war die Gegend um den neuen ungeheuer großen Fleischmarkt, der trefflich gebaute Hallen bildet mit großen, oben offenen Räumen. Dort verkauften Fleischer in weißen linnenen Hemden hauptsächlich Ochsenfleisch zu ungeheuren Massen; man sieht es ihnen nicht mehr an, daß ihr Gewerbe in Spanien zu den unsaubern, verachteten, ja zu den unehrlichen gerechnet wird, wie das des Schinders und Henkers. Natürlich werden, wie die heiße Sonne höher am Himmel emporsteigt, die bedeckten Fleischerhallen leer.

Mich gelüstete, da ich drei Tage auf der Reise bestaubt worden, nach einem frischen Bad im Guadalquivir. Freudig begrüßte ich den hier mächtig fluthenden Strom wieder. Mehr aber noch ergötzten mich die vielen großen Kauffahrteischiffe, die vielen Segel und Flaggen, die das breite Gewässer bedeckten — seit vorigem Jahre, da ich mich am biscayischen Golf befand, hatte ich keine große Schiffe mehr gesehen. Auch mehre Dampfboote hatten am Ufer Anker geworfen. An der andern Seite des Stromes liegt Sevilla gegenüber die Stadt Triana; eine lange Schiffbrücke verbindet beide. In der Nähe diesseits steht das prächtige Thor von Triana, dorisch mit Säulen und Statuen geschmückt, unter Philipp II. erbaut; andere Thore der Stadt aber sind älter und merkwürdiger.

Der Guadalquivir wurde in den Zeiten verſchiedentlich benennt; vordem wohl der Fluß von Tarteſſos (eine ſpaniſche Stadt an ſeinem Ausfluß, andere meinen Gades, Cadiz; — tarteſſiſch wurde oft für ſpaniſch gebraucht); ſodann der Baetis, wonach das andaluſiſche Land Betica hieß (nomen qui terris dedit suis); endlich von den Arabern der Guadalquivir, d. h. großer Fluß. Seinen Urſprung nimmt er an der nordöſtlichen Gränze Andaluſiens in der Sierra de Segura, welche die große iberiſche Kette mit der Sierra nevada verbindet und im Alterthum Orospeda genannt wurde. Bis Sevilla hat er bereits über 60 Meilen zurückgelegt, die ganze Länge Andaluſiens von Oſten nach Weſten, überaus fruchtbare und köſtliche Gegenden durchfluthend. Ebbe und Fluth des Oceans äußern ſich noch über Sevilla hinauf, das Waſſer iſt hier jedoch ſüß ohne Seegeſchmack. Große Seeſchiffe kommen gemächlich bis Sevilla aufwärts; doch die Schiffbrücke iſt gewiſſermaßen aller Schifffahrt Ende. Nur wenige Segel erblickt man oberhalb der Brücke, und doch könnte bei einiger Anſtrengung der Strom bis Andujar der Schifffahrt zugänglich, zu einer Segen verbreitenden Ader des Landes, bis über die deutſchen Colonien in der Sierra morena hinaus, gemacht werden. Allmählig haben oberhalb viele Verſandungen ſtattgefunden; es verſumpften zum Theil die einſt blühenden Ufer, da man des Stromes natürliche Wildheit zu zähmen vernachläſſigte, und hauchten ungeſunde Miasmen aus. Indeß auch in dieſer Hinſicht machen ſich wieder Fortſchritte bemerklich. Die Schifffahrt von Sevilla nimmt mit jedem Jahr auf überraſchende Weiſe zu, der Handel, der Wohlſtand vermehren ſich; der Anbau blüht allwärts wieder auf. Auch hat die gegenwärtige Regierung, wie auf Wiederherſtellung der Marine, ſo auch auf Verbeſſerung der Binnenſchifffahrt ein Hauptaugenmerk gerichtet. Man ſpricht von Schiffbarmachung des Tajo,

Duero, Guadiana, Guadalquivir, von Kanalbauten und andern Anlagen.

Am dieſſeitigen Ufer entlang ſind bedeckte Badeplätze eingerichtet, abgeſondert für Männer und Frauen. Ich trat in einen derſelben, gegen Entrichtung einer kleinen Münze. Oben ſtehen Tiſche und Bänke gegen die hölzernen Seitenwände zum Auskleiden; auf Treppen ſteigt man hinab in eine Art großer Käſten, die weit in den Fluß reichen und aus denen man in den Strom hinausſchwimmen kann. Juſt war Ebbe; daß Waſſer iſt angenehm, das Bett tief; zwanzig Schritt vom Ufer ſuchte ich vergeblich auf den Grund zu kommen. Für den ärmern Theil der weiblichen Bevölkerung ſind aus geſundheitlichen Rückſichten verſchloſſene und außen von Schildwachen bewachte Badeplätze zum freien Gebrauch offengeſtellt; dahin ſtrömen die Weiber, beſonders gegen Abend, in großer Zahl.

Vom Bad erfriſcht, lud mich der erhabene Klang der Glocken zum Dom ein. Es war Sonntag. Sevilla iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, einer Univerſität, eines geiſtlichen Seminars u. ſ. w. Durch ein prächtiges Thor und einen mit Bäumen geſchmückten Hof trat ich in den hochberühmten Dom. Seine ſtrahlende Größe, Pracht und Herrlichkeit erfüllten mich mit Staunen. Doch der religiöſe Gedanke, der mich hingezogen, wollte ſich bis zur Andacht nicht ſteigern. Daran war die bunte Menſchenmenge Schuld, die umher ſtund oder kniete. Die Hochmeſſe hatte begonnen, mit allem Glanze katholiſchen Cultus. An den proteſtantiſchen Gottesdienſt erinnerten mich blos die herrlichen Orgeltöne, welche die hohen, dunkeln, myſtiſch erleuchteten Räume des Domes mit wunderbarer Klangfülle durchrauſchten. Geſang hingegen war nicht zu hören. Die große Kirche ſchien wenig beſucht zu ſein, die Anweſenden gedankenlos. Man las noch an vier Seitenaltären ſtille Meſſen. Die Menſchen kamen und

gingen, wie es ihnen beliebte; einige Damen verweilten nur wenige Minuten. Wo ich ging, blickten die Leute mich an. Mädchen und Frauen ſcheinen nur anweſend zu ſein, um ihre Schönheit zu zeigen — und ſchön, fein, gewandt ſind die Bewohnerinnen Sevillas. In der Kirche, im Theater, auf dem Paſeo, überall ſind die vornehmen Frauenzimmer die nämlichen, überall glänzend gekleidet, prangend; überall hört man das ſpielige Zuſchlagen und Oeffnen der Fächer, das mir doch mindeſtens in der Kirche ſtörend vorkömmt. Predigten ſcheinen nur ſelten gehalten zu werden. Die Menge benimmt ſich mit vieler Ceremonie, wandert Lichter tragend mit umher, von Altar zu Altar oder zum Chor, ſonſt ſchweigt ſie. Das Volk ſingt bei uns doch ſelbſt noch die ſchönen Kirchenweiſen, betet mit und nimmt den innigſten Antheil am Cultus; auch fehlt Sonntags wohl in keiner deutſchen Kirche die Predigt.

Aus dem Innern des Doms nach einer andern Seite hinaustretend, ragte deſſen berühmter Thurm vor mir empor, den man die Giralda von Sevilla (Giralda heißt eigentlich jede Wetterfahne in Geſtalt einer Statue) nennt und an deſſen arabeskiſchem Schmuck man mit Vergnügen hinaufblickt. Er iſt ein Meiſterwerk der Baukunſt von dem Mauren Guever, in Sevilla geboren, dem man auch die Erfindung der Buchſtabenrechnung, Algebra (oder Alguevra) zuſchreibt. Seine Höhe, ſoweit er nemlich mauriſch iſt, beträgt etwas über 250 Fuß; jede ſeiner 4 Seiten iſt bis dahin 50 Fuß lang. Von unten bis zu der ganzen Höhe kann man zu zwei Pferden nebeneinander hinauf reiten. Ich habe niemals einen Thurm mit größerer Gemächlichkeit erſtiegen. Seine Conſtruction iſt überaus zweckmäßig und angenehm, der Gang bewegt ſich ſpiralförmig aufwärts, und da der Halbmeſſer, welcher den Gang beſchreibt, ſehr groß iſt, ſo wird es möglich, daß man bei jedem Umgange bequem etwa

10 Fuß steigt. An seinen schönen arabeskischen Luftöffnungen befinden sich 150 Säulen, meist aus weißem Marmor. Im Jahre 1568 ward der Thurm noch um 100 Fuß von Francisco Ruiz erhöht, so daß er zu der bedeutenden Höhe von 350 Fuß emporsteigt, leider in einem ganz abweichenden Styl; auch später noch ist an dieser zweiten, leichtern Abtheilung verbessert worden, sie ist ziemlich frei, mächtige Säulen tragen eine hochgewölbte Kuppel, zu der man natürlich nur auf schmalen Treppen gelangt. In dieser zweiten Abtheilung befinden sich die vielen, metallreichen, kleinen und großen Glocken, deren weitschallender Klang zu dem hellsten, reinsten und vollsten gehört, den man hören kann. Oben auf dem obersten Knopf steht noch eine kolossale vergoldete Figur, die den christlichen Glauben vorstellen soll und ihren Namen, Giralda oder Giraldillo, auf den ganzen Thurm übertragen hat. Mehre junge Männer waren oben, theils zum bloßen Vergnügen, theils, um das gewaltige Glockengeläute in Gang zu bringen.

Ich rathe jedem, bei Ankunft in einer fremden Stadt, zuerst den höchsten Thurm zu besteigen, weil er dort am besten die Uebersicht über Stadt und Umgegend erhält. Vorzüglich ist dieß mit der Giralda von Sevilla der Fall. Von ihrer Höhe hat man nach allen Seiten eine wahrhaft prächtige, unermeßliche Aussicht. Zunächst unten erblickt man rings die großen Plätze und Gebäude von Sevilla, die Kirchen, das Rathhaus, die alten und neuen Paläste und großen königlichen Werkstätten, Paseos und andere; weiterhin die Ebene um Sevilla, die lieblichen Riberas des Guadalquivir, der sich in breiten Mündungen, inselbildend, hinabzieht, im Hintergrund nach Nordwesten und Nordosten duftige Gebirge, nur im Südwesten dem Strome nach eine ungeschlossene Ebene. Und was für ein fruchtbares, gesegnetes Land ist das, so man überschaut! Von ihm singt der Mund des Volks rühmend:

„La mejor tierra de Espanna
Es esta que el Betis banna,
De lo que el Betis rodèa
Lo que la Giralda otèa.“*

Die brennende Nachmittagssonne, sowie eine angenehme Eßluft, trieben mich in die nächste Fonda, wo ich im Schatten von duftenden Pomeranzenbäumen, die einen freundlichen Patio schmückten, mit südlicher Gemächlichkeit ein ausgezeichnetes, durch feine andalusische Weine gewürztes Mahl verzehrte. Der noch übrige Theil des Nachmittags verging theils mit Zeitungslesen, theils mit Gesprächen, die unter den Gästen sich auf die ungezwungenste Weise anspannen. Sobald die Kühle des Abends die Luft zu erfrischen anfing, trat ich wieder meine planlosen Wanderungen an. Die ganze Stadt schien erst jetzt recht aufgewacht zu sein: überall strömten Schwärme geputzter Spaziergänger über die Straßen, überall Leben, Bewegung, geräuschvolles Drängen und Treiben. Mit froher Luft stürzte ich mich in das Fluthen und ließ mich vom Strome fortreißen, wohin er zog. Da ging es über eine Menge freundlicher Almasedas. Die schönsten Anlagen befinden sich an den Ufern des Guadalquivir, vierfache Alleen über eine Stunde lang, ein köstlich Duften des Laubgehölz, voll reicher exotischer Pflanzungen, wahre Delirias in Orangen-, Feigen- und Granatbäumen, bewässert durch Dampfmaschinen, mit Terrassen, wo einst sich nur der Harem der Chalifen vergnügte, jetzt aber täglich die Rosen Sevilla's duften. Großes Vergnügen machten mir auch die Abends nach Cadiz abgehenden Dampfschiffe; die Ufer, die lange Brücke waren mit Zuschauermassen bedeckt. Und erst als des Dampfes Rauchsäulen meinem Blick entschwunden, die Lichter auf der Erde und die Sterne am Himmel zu

* „Spaniens bestes Land ist das, was der Betis bespült; und von dem, was der Betis durchläuft, das, was die Giralda überblickt.“

funkeln begannen, fiel mir ein, meine Posada wieder aufzusuchen.

Das war so leicht nicht, da ich sowohl den Namen der Straße als des Gasthofs vergessen hatte. Ich irrte auf gut Glück durch die labyrinthischen Straßenverschlingungen und staunte ob der stets wechselnden Bilder, die mich hier umgaukelten. Durch die offenstehenden Hausthüren blickte man in die erleuchteten Marmorpatios, in denen reizende Zaubergestalten sich bewegen. Nichts ist verschlossen und man schaut wie durch Transparente in das innerste Leben der Häuser. Endlich kam ich, wie man mir auf Befragen sagte, in die alte Alameda, einen schönen Spaziergang. Jetzt forschte ich ernsthafter nach dem Gasthofe und ein junger Mensch nannte mir denselben nach Beschreibung seiner Lage und der Umstände. „Wollen Sie nicht vorher die Militairmusik mit anhören?“ frug er. „Ganz gern!“ — „So kommen Sie gefälligst mit mir. Vor dem Hause des Capitangeneral der Provinz ist jeden Sonntagabend Musik der Regimenter, großer Zapfenstreich.“ — Wir kamen über einen sehr hübschen Platz, zunächst des Theaters, der mit Bäumen besetzt ist, Nachts mit Lampen beleuchtet wird und der — ich glaube er heißt der Herzogsplatz — den Städtern für die sich bis tief in die Nacht hinausziehende Abendgänge dient. Bald schallte die Musik uns entgegen. Eine unabsehbare Menge Volks (wohlverstanden, man kennt im adligen Spanien kein niedriges Volk, Gesindel) beiderlei Geschlechts, schlanke Mädchen und Burschen der Mehrzahl nach, sich herzhaft belustigend, umwogten die Musikbande. Man spielte mehre Stücke recht brav; immer größere Menschenhaufen schlossen sich an. Endlich setzte sich die ganze Masse, die Musik voran, in Bewegung, klingelnd und jubelnd ging es dem gemessenen Tempo bald der Trommel, bald anderer Instrumente nach durch die Gassen, an der Artilleriekaserne

und an dem Herzogsplatz vorbei, der licht war wie am Tag. Die glänzende Welt, die auf dieſem in der Nachtkühle luſtwandelte, die herrlichen, reichen Geſtalten, in weißen Gewändern von der Mantille umlächelt, Roſen im dunkeln Haar und in der Hand, die feurigen glänzenden Augen zogen mich an. Ich war eine ſehr fremde Figur in dieſem lachenden Sommernachtstraum. Ich trug noch mein Reiſekleid und einen großen weißen Hut mit zwei Hand breiter Krämpe, den ich mir abſichtlich in Madrid zum Schutz gegen die Sonne auf der Reiſe hatte machen laſſen; das Hochfeuer des Himmels glühte jetzt aber nicht herunter und Niemand konnte zur Nachtzeit die Nützlichkeit deſſelben begreifen. So machte der Hut Allen zu ſchaffen als ein ſeltſames unmodiſches Ding. Die Fröhlichkeit der Bewegung, eine Art Nachtrauſch ſchien die ſonſt gewöhnliche beſcheidene Zurückhaltung der hübſchen Mädchen gelöſ't zu haben. ¡Mira el sombrero de este caballero; — mira este sombrero! hi! hi! hi! kicherten einige Schönen, nicht ganz unvernehmlich. Die ſpaniſch-andaluſiſche Franqueza entſchuldigt dergleichen: Verſtellung, Heuchelei iſt dieſem Lande ein Gräuel und die Südländerin beißt ſich nicht in die Zunge, um ihr Lachen zurückzuhalten. Da hilft nichts anders, als daß ich einen ſchwarzen Hut auffetze, wie andere Leute.

Gegen 10½ Uhr verließ ich den Herzogsplatz, wo ſich noch immer ſchmucke Welt bewegte. Die aufwachende Eßluſt trieb mich in eine Hoſteria, eine der vornehmſten Sevilla's. Man ißt nach der Karte, was ſich nur in den ſpaniſchen Hauptſtädten findet. Noch ſaßen manche Gäſte umher. Ich nahm an einem leeren Tiſch Platz. Bald darauf trat noch eine Geſellſchaft herein und ſetzte ſich an den nämlichen Tiſch in meine Nähe. Sie beſtund aus zwei noch ziemlich jungen Männern, einem Mädchen von etwa 17 und einer Frau von ungefähr 30 Jahren. Natürlich

unterblieben die gegenseitigen Einladungen nicht, die zum guten Ton gehören. Augenblicklich waren wir im Gespräch miteinander. Meine Nachbarn aßen fein und verschwenderisch. Das Mädchen zeigte die wenigste Eßlust, doch je weniger der Mund, desto mehr beschäftigten sich ihre Augen, die heißere Flammen anfechten als der glühende Xeres. Sie war mit Geschmack gekleidet, wie alle Andalusierinnen, das weiße Kleid, die Rosen im Haar, die seidenen Bänder, die weiße Spitzen-Mantille, der goldene Fächer, das alles stund in verführerischem Einklang. Die beiden Männer sprachen dem süßen Wein ziemlich wacker zu; die Andalusier sind weniger mäßig als die Castilianer. Unsere Unterhaltung wurde immer lauter, heiterer, freier. Zwischen dem hübschen Mädchen und mir entspann sich ein kleines Einverständniß; die Sennora aber, nachdem sie einige Worte mit einem der Männer geflüstert, machte scherzhafte Einsprache: „Es scheint, sagte sie, daß der Caballero ingles (wegen der engern Verbindung mit England hielt man Fremde im spanischen Süden gewöhnlich für Engländer) der joven nicht mißfällt; indeß, Sennorito, sie ist die Braut von diesem Herrn, und Treue ist Liebe, wie Liebe der Himmel; wenn Sie aber in meinem Patio noch mit einem Liedchen fürlieb nehmen wollen für eine Stunde, so wird das uns allen so wie meiner 15jährigen daheim auf uns wartenden Tochter sehr angenehm sein, die noch nicht verlobt ist, aber schon gern die Schmeicheleien der Männer hört.“ Dieß wurde so launig vorgebracht, daß sämmtliche Tischgenossen auflachten. Ich that, als nähm' ich die Einladung für Ernst an; wirklich, sie war, wie scherzhaft auch angebracht, doch ganz ernstlich gemeint gewesen und wir verließen zusammen die Hosteria.

Auf den Straßen war es bereits stiller geworden, die sanften Lampen und Kerzen in den Wohnhöfen meist erloschen. Ich war gespannt auf die Entwickelung des

Abentheuers. Nachdem wir uns durch einige Straßen gebogen hatten, kamen wir vor dem Hauſe der Sennora an und traten in einen kleinen, ſehr freundlichen Patio, dem die Fortuna und das marmorne Moſaikpflaſter nicht fehlte. Wir ſetzten uns dort unter dem freien Himmelsgewölbe. Carmen griff nach der Guitarre und ihre Finger rauſchten durch die Saiten. Nach einigen Augenblicken ſprang ein blutjunges Mädchen von äußerſt zarter Körperbildung zu uns ein, ein knospendes Kind mit großen Augen, den feinſten Engelszügen, von einer leichten Gaze verführeriſch umfloſſen, die bei jeder Bewegung ihre ſchönen zarten Formen in neuem Reiz durchſchimmern ließ. „Ich habe dir, liebes Töchterchen, etwas mitgebracht," ſagte die Sennora. Das Mädchen drehte ſich grüßend auf dem ſchönſten Fuß im Kreiſe umher und frug: „Was denn, Mama?" — „Sieh dort den Sennorito, wenn er dir gefällt?" — „Willſt du mich ſchon verheirathen?" frug das junge Geſchöpf, kam auf mich zu, blickte mich liebetrunken an und lispelte dann: „Er gefällt mir wohl; wenn ich nur ihm nicht mißfalle?" — „Ei, Sie ſind zu engelſchön!" rief ich, während das Mädchen meine Hand ergriff und ſie gegen ihren knospenden Buſen drückte, der nur leicht überhüllt war. Carmen, die immerfort geſpielt hatte, hub jetzt mit lebendiger nur etwas grillender Stimme ein Lied zu ſingen an, zu dem die jüngere Schweſter tanzte. Das Lied lautete etwas ſchlüpfrig:

„Dos que se estan adorando
Con que gusto viviran;
Has si se estan hablando
Solitos que se diran —
¡Como se iran requebrando!
¡Como se iran requebrando!

Ja von Liebe, von Liebe müſſen wir ſingen! rief das junge Mädchen, deſſen volle Locken Hals und Buſen umfloſſen,

und ergriff die Guitarre. Ueber die feinen, ſchüchtern ſcheinenden Lippen ſchwebte ein trauriges Lied, deſſen Inhalt in ſeltſamem Widerſpruch mit der zitternden Stimme ſtand und das den Refrain hatte: **El amor es el cielo.** Alle dieſe Vorgänge hatten mich anfangs zu Staunen, dann zur Beſinnung gebracht — ich wußte jetzt, in welcher Geſellſchaft ich mich befand. „Nun, rief die Sennora, mich wahrſcheinlich jetzt für ſinnlichentflammt haltend, „wie gefällt Ihnen die Jovencita, que no tiene p . . . . .; die buſenzarte Freude, die liebliche Knospe?“ — „Vortrefflich, ich möchte ſie morgen im Sonnenglanze ſehen!“ — „Willſt du, daß ich deine Braut werde?“ frug das junge Geſchöpf. „Ja, rief ich, morgen, bis dahin gute Nacht!“ ſprang ſchnell auf, griff nach meinem Hut und eilte, ehe ich daran verhindert werden konnte, mit einem Satze zur Thüre hinaus. Als ich nach eiligem Suchen in der Poſade angekommen, ſchlug die Glocke eben zwei Uhr.

Sechstes Kapitel.

Sevilla; die Ruinen von Italica.

10. August.

Der gelehrte Salignac, Erzbiſchof von Cambray, hat nach alten Schriftſtellern eine Beſchreibung der Betica und ihrer Urbewohner zuſammengeleſen, aus der ich Folgendes heraushebe:

„Betica ſcheint die Luft und Wonnen des goldenen Zeitalters zu bewahren, die Winter ſind dort mild und angenehm, und niemals wehen die ungeſtümen Nordwinde: die Hitze des Sommers wird ſtets durch die friſchen Zephyre gemäßigt, die ſich gegen die Mittagsſtunde erheben und die umgebende Luft abkühlen: auf eine Weiſe, daß das ganze Jahr hindurch eine Verbindung zwiſchen Frühling und Herbſt herrſcht, die ſich die Hand zu reichen ſcheinen. Die reichen Fruchtfelder der Hügel und Ebenen bringen im Jahr zweifache Ernte hervor. Die Gebirge ſind mit Heerden bedeckt, welche die feinſte Wolle geben, geſucht von allen bekannten Völkern der Erde.

„Wenn gleich das Land durch Gold und Silberadern reich durchzogen wird, ſo zählen dieß die Bewohner deſſelben doch nicht unter ihre Reichthümer. Vielmehr beſchäftigen ſich Alle mit Ackerbau oder mit der Triſt und Zucht von Heerden. Die Frauen ſpinnen die ſchönſte Wolle und verweben ſie zu Tüchern von bewundernswerther Weiße.

Sie backen das Brod und verſehen die Küche, die nur einfach aus herrlichen Früchten, Brod und Käſe beſteht, wozu nur ſelten Fleiſch kömmt. Aus Fellen bereiten ſie die Fußbekleidung für ſich, den Gatten und die Kinder. Zelte erheben ſich aus Fellen oder Baumrinde. Die Frauen verfertigen die ganze Kleidung der Familie und halten ſie in Stand, was das Klima erleichtert; denn dieſes erfordert nur einen ſchlichten Rock aus Tuch oder Mantel, der der Leibesgeſtalt nicht weiter angepaßt iſt und den Jedweder um ſeinen Leib gürtet, auf eine Weiſe, daß der Sittſamkeit wegen viele Falten entſtehen, ſonſt aber wie es ihm am beſten gefällt.

„Die Einwohner ſind äußerſt friedlich und liebevoll geſtimmt. Sie leben alle vereinigt, ohne den Boden zu theilen, und jede Familie wird durch ihr Haupt regiert, das in ihrem Kreiſe ein wahrer König iſt. Der Familienvater hat das Recht, ſeine Söhne und Enkel zu beſtrafen, die ſich einen Fehltritt zu Schulden kommen laſſen; vorher aber beräth er doch mit dem übrigen Theil der Familie im Familienrath. Doch kömmt es nur höchſt ſelten vor, daß Jemand beſtraft wird, weil die unſchuldigen Sitten, der gute Glauben, die Treue, der Gehorſam und der Haß gegen die Laſter in dieſem herrlichen Lande Fehltritte verhindern.

„Es ſcheint, daß Aſträa, die im goldenen Alter auf die Erde gekommene Göttin der Gerechtigkeit, die der Mythe nach ſich ſpäter wieder in den Himmel zurückzog, dennoch auf der Erde in ſtiller Verborgenheit unter dieſen glücklichen Menſchen gelebt habe. Das Gewiſſen erſetzt bei ihnen alle anderswo eingeſetzten Richter. Der Ueberfluß an Früchten, Gemüſen, Milch macht die Theilung der Güter unnöthig. Sind an einem Ort die Früchte verzehrt, wandelt die Familie nach einem andern — Privatrenten hat Niemand gegen ſeine Brüder zu vertheidigen. Sie leben in Frieden, Eintracht und Freiheit, weil ſie die eiteln Reichthümer und

betrügerischen Genüsse verschmähen. Weise nur genießen eines Vorrangs, und die Tugend allein giebt Ansehen. Bei allem Ueberfluß der Trauben, verschmähen sie den Wein, als eine Art eigenen Giftes, das die Menschen moralisch und leiblich verdirbt. Sie haben nur ein Weib, und Liebe bildet das Band; von der Treue der Frau hängt des Mannes Ehre, wie umgekehrt die Ehre des Weibes von der Treue des Mannes ab. Das Weib besorgt alle Geschäfte im Hause, der Mann die außer demselben."

Das andalusische Land ist das nämliche geblieben, aber die Menschen und ihre Tugenden haben sich verändert. Nur unter den Schäfern scheint sich das Geschlecht der Ureinwohner fortgepflanzt zu haben; die waren am sichersten vor den Einbrüchen fremder Völker, nicht die Phönizier und Karthager, nicht die Römer, Germanen, Mauren, Gothier mochten Neigung spüren, die andalusischen Schaafe zu hüten; alle diese Fremden gründeten nacheinander Städte und Niederlassungen oder nahmen diese nach einander in Besitz und gaben ihnen und dem Lande verschiedene Grund- und Oberherrn; aber die Heerden in den Bergen behielten ihre begnüglichen Hüter und diese bewahrten ihre Sitten. Unter den andalusischen Schäfern stößt man noch auf Züge, die an jenes süße idyllische Bild erinnern: die schlichte Tuchjake, das durchbrochene Beinkleid, der spitze Filzhut und die schneeweiße wollene Decke, faltenreich um eine Schulter geschlungen, den großen Hirtenstab in der Hand, so ziehen sie Winters und Sommers mit ihren Heerden dahin; aber noch mehr als dieß erinnert an jenes Gemälde der unbeschreiblich gutmüthige, rührende Ausdruck, der aus den Augen dieser so kräftigen, geraden, fürstlichen Gestalten leuchtet. Kraft und Güte im Bunde haben stets etwas Herzerschütterndes.

Sonst ist alles anders geworden. Jetzt begegnet man auf dem Lande und in den Städten dem andalusischen Majo,

dem flotten Burſchen windbeutelnd, dem Mandolinen- und Guitarrenſpieler, dem verliebten Tänzer, zärtliche Romanzen ſingend, gekleidet in ſilber- und ſeidengeſtickte Jacke, enge Beinkleider, von einem breiten Leibgürtel gehalten, zierliches Schuhwerk, bebänderten Spitzhut, und häufig noch den kurzen Mantel um eine Schulter. Das Land iſt mit reichen Städten und herrlichen Bauwerken bedeckt. Hundertfach regt ſich der Kunſtfleiß, die Prachtliebe; zauberhaft umlächeln uns die Annehmlichkeiten der andaluſiſchen Wohnorte; zauberhafter noch der Glanz, das Eis ſchmelzende Augenfeuer der Frauen, die in der freundlichen Halle wohnen. Und Leben überall, prächtiges bewegtes Leben. In Sevilla aber pocht die andaluſiſche Pulsader am lauteſten, durchbebt ſie mit hörbarem Schlage alle Menſchen.

Andaluciens Städte und Bauwerke tragen das Gepräge von vier ſehr verſchiedenen Zeiten an ſich. Der Einfluß der Phönizier, deren Haupthandelsſitz Gades war, iſt nirgends mehr ſichtbar. Der Grund, die Tiefe, die maſſivſten Stücke, wie Straßen, Thore, Bögen, Gewölbe, Brückenpfeiler, Waſſerleitungen ꝛc. ſtammen zum Theil noch aus römiſcher Zeit. Dieſe bildet die eigentliche, feſte, wie unverwüſtliche Grundlage der Städte. Theils auf und neben den römiſchen Ruinen, theils noch in und mit denſelben, theils aus ihrem Material errichtet, ſtehen die andaluſiſchen Städte. So ſind aus dem großen, in unbekannter Zeit untergegangenen Italica, über deſſen Dächer jetzt die Bauern aus dem Orte Santiponce, 2 Meilen von Sevilla, den Acker pflügen, zahlloſe Bauſtücke von höchſtem Werth in Sevilla verwandt, das einſt Hispalis hieß, vielleicht auch das berühmte Tavris iſt, und ſelbſt auf römiſchem Fundamente ſteht. Die Gründung von Sevilla ſchreibt die Sage dem Hercules zu. Noch ſtehen die Reſte des dieſem einſt hier geweihten Tempels. In einem der Thore lieſt man:

Condidit Alcides, renovavit Julius urbem:
Restituit Christo Ferdinandus tertius Heros

Ueber dem Thore von Xeres lieſt man:

Hèrcules me edificò;
Julio Cesar me cercò
De muros, y torres altas;
Y el Rey santo me ganò;
Con Garci Peres de Vargas.

Der Thurm del Oro iſt ohne Zweifel römiſch; eben ſo die Stadtmauer, die von Julius Cäſar ſoll angelegt worden ſein, über eine Meile im Umfang enthält und ehedem 176 Thürme hatte. Welche römiſche Herrlichkeiten aber bloß im Königreich Sevilla noch unter dem Schutt begraben liegen, iſt nicht zu ermeſſen. Sammlungen finden ſich bereits in den meiſten Städten. *

Die Wohnart gehört indeß der zweiten, der mauriſchen Zeit an; die Häuſer, ihre Zierden, ihr Schmuck, das alles iſt arabeskiſch. Dieß verhindert jedoch nicht, daß das Leben, der Geiſt, der gegenwärtig in dieſen mauriſchen Hallen waltet, der dritten, der chriſtlichen Periode angehört; wiewohl ſeiner ungeachtet die neuen Häuſer gebaut werden, man möchte jetzt mit größerm Recht ſagen, andaluſiſch. Außer den Wohngebäuden mit ihren freundlichen Patios, die in Sevilla noch ungleich reizender als in Cordoba und ſelbſt in Ecija ſind, ſtammen auch die alten Schlöſſer, viele Burgen, Thürme, Moſcheenreſte, Brücken und dergleichen von den Mauren her.

Der Palaſt der mauriſchen Könige, der Alcazar von Sevilla, lange Zeit die Reſidenz des weſtlichen Chalifats, ſpäter zu Zeiten von ſpaniſchen Königen bewohnt, doch leider im Allgemeinen bis auf die jüngſte Zeit hin verwahrlost

* Auf einem antiken ſchönen Moſaikpflaſter lieſt man die Inſchrift, die jüngern Urſprungs ſcheint:

Vivat qui fecit, et possit pluria videre.
Qui potest faciat, qui non potest taceat.

und erſt jetzt wieder nach Verdienſt geſchätzt und beachtet, iſt ein herrliches, in vielen Stücken mit der Alhambra wetteiferndes Bauwerk, das, mit Einſicht wieder aufgerüſtet, wie man hoffen darf, noch ein Jahrtauſend den Glanz arabeskiſcher Kunſt auf die Nachwelt verpflanzen kann. Durch ein erſtes Thor tritt man über einen Platz in ein zweites Thor und durch dieſes in einen mit Wohngebäuden, die mauriſcher Schmuck und Arabeskengürtel verſchönern, umſchloſſenen Hof; aus dieſem führt das hohe prächtige, einzig ſchöne Thor des Alcazar in die innern Räume. Eben ſo ſchön als reich und angenehm ſind die Zaubergärten des Alcazars, die mit dem köſtlichſten Arome des Südens erfüllt ſind, durch die Sprudel freundlicher Fontänen erfriſcht werden und rings von herrlichen mauriſchen Säulengängen umſchloſſen ſind. Im Innern tritt uns der ganze Zauber und die unnachahmliche Verſchlungenheit und Anmuth mauriſcher Zierrathen und feſtlicher Herrlichkeit entgegen. Der Saal der Geſandten ſoll an grandiöſer Höhe und Fülle, an Lieblichkeit der Arabesken an den Wänden, an Goldpracht und Reichthum die Schweſterſäle der Alhambra überbieten.

Als Sevilla, das jetzt etwas über 12,000 Häuſer und 100,000 Einwohner zählt, von San Fernando gewonnen wurde, war es weit volkreicher. * 400,000 (?) Mauren, die ungefähr den dritten Theil der Stadt einnahmen (denn es gab auch bereits eine zahlreiche chriſtliche Bevölkerung in Sevilla wie in allen mauriſchen Städten) verließen, ſo beſagen die Chroniken, damals ihre Vaterſtadt; dazu iſt noch der Verluſt derjenigen zu rechnen, die während einer 16monatlichen Belagerung gefallen waren. Indeß erholte ſich die Stadt allmälig: die glückliche Lage gegen das Meer und nach Innen, die fruchtbare Gegend, das herrliche Klima,

* Während der Römer- und Gothenzeit möchte die Bevölkerung ungefähr die nämliche geweſen ſein.

die Begünſtigungen der ſpaniſchen Könige konnten nicht ohne Wirkung bleiben, Sevilla wuchs nun bald ſchneller und ſchneller empor, ſein Handel dehnte ſich aus, ſeine Macht und Bedeutung nahmen zu. Schönheit, Fülle und Macht begleiteten ſtets die Künſte: Sevilla ward das ſpaniſche Florenz, die Stadt der Kunſt, denn weit voraus vor allen ſpaniſchen blühten in ihm alle Künſte zu vollſtem Glanze auf. Nun empfing die dritte Periode, die chriſtliche, ihre Weihe — eine höhere, denn je vorher.

Wo ſich jetzt der majeſtätiſche gothiſche Dom mit ſeinen fünf großen Schiffen erhebt, ein Gebäude, das ſchon von außen wegen ſeiner Maſſenhaftigkeit imponirt, da ſtund einſt eine ſäulenreiche, von zahlloſen Lampen erhellte Marmormoſchee und nahm die vierte Seite von einem mit Pomeranzenbäumen, Cypreſſen und Palmen geſchmückten Hof ein. Die Moſchee iſt verſchwunden; aber der Hof iſt geblieben, auch ſeine mauriſche Einfaſſung mit Bogengängen, theilweiſe ganz unverſehrt, ſeine Thore und die herrliche zu Tag durchbrochene Giralde — das alles hat man erhalten. Gleichſam als ſollte man an dieſem Punkte jeden Bauſtyl verwendet ſehen, iſt eine zweite Seite des Hofes, die rechtwinklig an die Kathedrale ſtößt, in der vierten modernen Periode, zu einer Art von beſonderer, mit dem Innern des Doms verbundenen Kirche, mit Kapellen umgewandelt worden, die außen drei Bauſtyle übereinander hat, unten doriſch, dann joniſch und oben römiſch iſt. Die beiden andern Seiten des Hofes ſind hingegen glücklicher Weiſe noch faſt ganz wie zur Maurenzeit; der Haupteingang in den Hof, dem Dom gegenüber, iſt im reichſten Styl; die Giralda, ſchon von außen unbeſchreiblich ſchön, ſtößt auf der vierten Seite des Hofes nahe an den Dom an, der eigentlich keinen eigenen Thurm hat.

Der Dom iſt im 15ten Jahrhundert erbaut worden; von ſeinen fünf Schiffen iſt das mittlere 42, die vier andern

jedes 24 Fuß breit; 77 mächtige Pfeiler ſtreben in ihm himmelwärts. Sein Haupteingangsthor überaus ſchön und reich. Durch daſſelbe tritt man ſogleich in das Hauptſchiff ein, das in überwältigender Höhe, als habe der chriſtliche Tempel alle moslemiſche Baureſte weit überragen ſollen, mit dem Chor, dem Kreuz und dem Hochaltar in Verbindung ſteht. An die äußern Nebenſchiffe ſtoßen noch Reihen Kapellen in und an den Einfaſſungswänden. Hierdurch wird die Kirche ungefähr ſo breit als lang, und das Gewaltige der Maſſen tritt nur um ſo impoſanter hervor. Die Perſpective im Hauptſchiff wird jedoch durch das Chor unterbrochen, in dem ſich zu Zeiten tiefe Baßſtimmen in feierlichem Geſange vernehmen laſſen; auch der Hochaltar befindet ſich weit in die Kirche hineingeſchoben und weite Hallen führen um ihn herum. Uebrigens ſind Chor und Hochaltar mit ihren Gittern und reichem Schnitzwerk, auch die Kanzeln, eben ſo geſchmackvoll und ſchön als koſtbar, in vollkommener Uebereinſtimmung mit dem gothiſchen Styl und dem ganzen Bauwerk, überall erinnern die koſtbarſten Stücke, aus edlem Holz geſchnitten, an jenen gothiſchen Verſchönerungsſinn, der eben ſo unerſchöpflich war in Erfindungen von Zierrathen als unermüdlich bei deren Ausführung. Dieſer gothiſche Reichthum tritt um ſo eigenthümlicher hervor, als der Styl in der Grundanlage des Doms etwas Maſſenhaftes, Feſtes hat, und der Bau aus der einfachen Grundform immer reicher zu den verwölbten Säulenkronen aufſteigt, wie ein Baum mit reichem Laubwerk, deſſen Stamm ſich aber erſt am Gipfel ſpaltet. Nicht ohne innere Erhebung kann man dieſe Räume betrachten, die ihre wunderhafte Beleuchtung durch reichbemalte, tauſendſtrahlige Glasfenſter erhalten, durch Fenſter, die das gebrochne Licht myſtiſch durch die hohen Hallen gießen und ſie noch größer und höher erſcheinen laſſen als ſie wirklich ſind. Wie durchbebt

in ihnen doch eine unendlich höhere Ahnung unſere Bruſt, wie viel mächtiger ſchlagen die Schwingen unſeres Geiſtes zum Himmel auf, wie viel inniger erfüllen ſich unſere Gedanken mit der Nähe, Liebe und Herrlichkeit Gottes in ihnen als in der Moſchee, in deren reichſtrahligen Marmoralleen zwar ewige Friſche und Kühlung weht, durch deren, wenn auch von den ſchönen Hufeiſenbögen getragene, niedere Decke aber niemals ein Sonnenſtrahl, ein Blick des Himmels in das Innere fällt und ſtets Lampen den Glanz des Tags erſetzen müſſen!

Was in den deutſchen Domen häufig römiſch iſt, wie Neben-Altäre und Kapellen, iſt auch der Idee nach römiſchen Urſprungs. Im Sitz des heiligen Vaters findet ſich keine gothiſche Kirche, die gothiſche Kunſt iſt das erſte große Zeichen von dem, was der chriſtlichen Kirche durch den deutſchen Geiſt kommen ſollte. In ihr offenbarte ſich plaſtiſch die Kraft, Fülle, Unſchuld, der nur noch poetiſche Gedankenflug, die Gemüthlichkeit, der durch Reflexion nicht irregeführte, einfache Glaubensſchwung der Deutſchen. Sie iſt Glaubensgluth und kindliche Freude, die ſich in Ausſchmückung ihrer Verehrung gefällt, in innigſter Eintracht. Die kräftigen lebensfriſchen Gothen ſtürmten über die alte Welt, die in Verderbniß geſunken war, und zerbrachen das hohle, geiſtig entleerte Gefäß. Aber ſie zerſtörten nicht blos, ſie verbeſſerten, erfriſchten, verjüngten, ſie bewahrten das Gute im Geſetz, in der Kirche, in der Kunſt und ſtreuten überall über die erſchütterten Länder den Saamen zu neuer, höherer Cultur aus. Wie die Elemente germaniſcher Grundverfaſſung, ſo verbreitete ſich auch die gothiſche Baukunſt über die chriſtliche Welt. Und wie ſich das chriſtlich romantiſche Ritterthum hauptſächlich im ſüdlichen Frankreich und in Spanien im glühenden Kampfe mit dem ſarazeniſchen entwickelte, ſo bildete ſich dort auch zuerſt der chriſtlich gothiſche Kirchenſtyl,

der im altdeutſchen Hauſe ſeine einfachſten Linien hat, gegenüber der islamitiſch-arabiſchen Kunſt aus, obwohl jener erſt in den herrlichſten Domen Deutſchlands, zumal im Cölner, ſeine höchſte Vollendung erreicht hat.

Wenn man in der gothiſchen Kunſt die erſte ſchöne chriſtlich-germaniſche Frucht gereift, die jugendliche Begeiſterung, Unſchuld, Tiefe, Fülle des Glaubens unſerer Väter in ewigen Bauwerken und Formen verkörpert ſieht, ſo bildet die Reformation die große Bewegung des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes, die ihn der Verkörperung entheben, die Umpuppung, ſo veredelnd und nährend ſie auch gewirkt haben mag, abwerfen, ſich von jeder Feſſel befreien und im unmittelbarſten Verhältniß zu Gott fühlen will. Das in der organiſchen Epoche der Blüthe gothiſcher Kunſt in Fleiſch und Blut übergegangene, dadurch natürlich auch mit den Schlacken und Schwächen des Lebens hinwieder durchdrungene Chriſtenthum will ſich dieſem nun wieder entwinden, will ſich in ſeiner höhern geiſtigen Freiheit bewußt werden und es entſpringt hieraus der große Kampf gegen alles das, was dieſe Freiheit zu behindern ſcheint. In der Reformation mußte mithin ſehr viel Negatives zu Tage brechen, und es geſchah in dem Maaße, daß Viele in ihr überhaupt nur eine Negirung ſehen; aber dieſe haben ſie nicht verſtanden. Ihr Inhalt iſt der Glaube und die ganze Friſche des Glaubens; aber nicht mehr der ſich dunkle, poetiſche, der im Schaffen von Bauwerken und Bildern Verkörperung, Verſtändniß, Befriedigung ſucht; ſondern der ſich geiſtig gewiſſe, frei bewußte Glauben, der ſich im heiligen Geiſt zu erheben, zu läutern, im heiligen Worte zu befeſtigen ſucht. Wenn ihr euch überzeugen wollt, daß die Reformation mehr geweſen iſt als eine Negirung, ſo befragt nicht die theologiſch-dogmatiſchen Streitſchriften, worin es ſich meiſt nur um das proteſtantiſche Prinzip handelt, ſondern beſucht

ſolche Gegenden Deutſchlands und Skandinaviens, in welchen die lutheriſch-reformirte Kirche noch in ihrer alten Einfachheit und Reinheit beſteht, ſeht dort den Ernſt, die Sittenſtrenge, die Innigkeit und Tiefe des Glaubens, das ächte kirchliche Leben, und ihr werdet nicht zu läugnen vermögen, daß in der Reformation eine große poſitive Kraft gewirkt haben muß, die den einzelnen Gemeinden, bei aller äußern Trübſal, bei allen antikirchlichen Tendenzen und der Erſchlaffung aller kirchlichen Verhältniſſe durch Jahrhunderte, während eines ſo langen Zeitraums die ganze Glaubensfriſche der erſten Tage erhalten konnte.

Die negative Seite im Proteſtantismus kehrte ſich auch gegen die gothiſche Baukunſt, in der ſich die deutſche Glaubensfriſche zuerſt verherrlicht hatte, wie gegen die ganze bisher durchlaufene Bahn und alles Beſtehende. Indeß dieß war nur ſeine verneinende Seite, und ſein treibendes, quillendes, ſchaffendes Prinzip iſt der Kunſt keineswegs ungünſtig. Wie er überhaupt die Entkörperung, die Befreiung, die Vergeiſtigung des Glaubens zu ſein ſtrebt, ſo iſt er der Kunſt des Worts günſtiger als der bildenden, er ſieht, fühlt, erkennt das Schöne lieber mit dem innern, geiſtigen Auge und Sinne als mit dem körperlichen. Im Reiche der Literatur und der Poeſie, da wurzelte und blühte ſeine Kunſt. Languedoc, Italien, Spanien, Portugal ꝛc. hatten ihr romantiſches Lied, das in der römiſch-katholiſchen Kirche, in den Leidenſchaften des Südens, der Liebe, und in den ritterlichen Kämpfen mit den Sarazenen lebte; auch als die Romanze faſt ausgeklungen, bricht in dieſen Ländern noch einmal chriſtliche dichteriſche Gluth zur Blüthe hervor und ſchafft eine reiche Literatur, die jedoch bereits im Kampfe ſteht mit der damaligen Kirche. Dann aber iſt jenes Feuer in den romaniſchen Ländern, wo alle Reformationsverſuche an der Ungunſt der Umſtände ſcheiterten, erloſchen;

Gleichgültigkeit in Glaubensdingen wird dort die Richtschnur der gebildeten Welt; die Literatur weicht von dem alten Pfade ganz ab, erborgt dem Alterthum Sprache, Kleid, Sinn und Geist; und es entsteht hieraus die kalte, formvolle antik-romanische Literatur, deren Reigen die französischen Klassiker anführen. Diesen gegenüber hat die christliche Romantik gerade in den protestantisch-germanischen Ländern ihren Sitz aufgeschlagen und treibt hier Blüthen, die das Heiligthum ihrer Nazionen werden, und an Tiefe und Gedankenreichthum eben so sehr als an religiösen Schwung und an Frische über die Erzeugnisse des französischen Classicismus hervorragen, die auf den glaubensöden, nur mit dem Schweiße klassischer Schulbildung gedüngten Stoppelfeldern hervorgebracht worden. Zum Zeugniß dafür, daß in der Reformation nicht blos Unkraut mit guten Pflanzen ausgerissen worden, sondern auch über die aufgelockerten, zur Empfängniß bereiteten Felder eine reiche Saat christlicher Glaubensfrische ausgestreut worden ist. Freilich ist für die protestantische Kirche noch kein Modell des Gotteshauses gefunden und man wird auch vergeblich auf den Genius hoffen, der ein solches zu finden, zu fassen verstehe; wenn man auch sagt, die Poesie gehe gewöhnlich den bildenden Künsten voran, und Hellas habe längst seine größten Dichter verehrt, ehe Phidias seinen unsterblichen Jupiter aus Marmor schuf. Allein eben so wenig es eine eigentlich protestantische Poesie giebt, und es nur eine christlich-nationale geben kann; ebensowenig werden wir jemals einen eigentlichen protestantischen Kirchenstyl sehen, der als solcher etwas Primitives, Allgültiges behaupte — er muß immer auf das allgemein christlich-nationelle Prinzip zurückgehen. Seht die maurische und die christliche Kunst, da findet ihr Alles geschieden, getrennt, da ist keine Wurzel, kein Gedanke gemein. Die Wahrheit ist — und diese Ueberzeugung

wirkt beruhigend auf mich —, daß die Spaltung in der christlichen Kirche, die für Deutschland so verderblich gewirkt hat, nicht auch die Wurzeln der Nazionalität, nicht auch den Kern und die Wahrheit des christlichen Glaubens berührt und zerschnitten hat, daß die Trennung in Kunst und Wissenschaft wie im ganzen großen Leben der Nazion unmöglich und der innere Zusammenhang doch größer, stärker ist als alle Zerwürfnisse und Risse an der Oberfläche. Wenn die Befreiung durch den heiligen Geist geschehen, sich Leib und Seele wieder gefunden haben und das irdische Auge auch in dieser Versöhnungsfeier das zu schauen sucht, was das geistige empfunden hat: dann erst wird der kirchlichbildende Trieb auch wiedererwachen und sich aus der verjüngten Gemeinschaft der geeignete Kirchenstyl entwickeln.

Für den Protestantismus, wie er oft abstract nicht bloß genommen wird, sondern sich auch selbst begreift, als protestirend gegen alles von Menschen Festgesetzte, Ausgeschmückte, als von Geschichte und Herkömmlichem sich abziehend, — für einen solchen paßt auch nur eine abgezogene, nackte Kirche. Etwa ein Lehrsaal mit Katheder, ein Rathhaus mit einer Bühne, oder noch besser ein mit Mauer umschlossenes Viereck, in dessen einer Seite die Kanzel angebracht für den Sprecher oder Redner des reinen Worts, und unter dessen Zelt- oder Laubdache sich die Zuhörer befinden. Eine solche schmucklose, aber begeisterte Versammlung ist gewiß noch erhebender als eine gedankenlose, ceremonielle Menge im herrlichsten Dome; ihr hohes religiöses Gefühl blickt mit Verachtung auf alle Kunst, die die Ideen nicht zu befördern, zu wecken und auszubreiten scheint, für die sie Boden erringen will. Wie nun dieses Gefühl aber in seiner einseitigen Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit nachläßt, wie es schaffend, bildend, verschönernd ins Leben treten will, so beginnt auch die Kunst thätig zu werden, ihr Reich mit

dem der Religion zu verweben, den Gedanken in die paſſende Form ſymboliſch zu gießen, die Widerſprüche zu verſöhnen und die höhere Einigung und Gemeinſchaft auch in die Sinne zu verſenken. Der Glaubensſchwung, der mit voller Anerkennung des Proteſtantismus und Katholizismus in ihrer innern und hiſtoriſchen Bedeutung beide vermittelt, kann nur aus den Tiefen der chriſtlichen Kirche in dem Kerne der Völker entſprießen, und wird, wie er aus dem innerſten Leben hervorging, ſo auch auf das ganze Leben und die Kunſt zurückwirken. Die Baumreihen oder die groben Pfeiler werden zu ſchlanken Säulen und Bogengängen, aus hochaufſtrebenden Thürmen erſchallt der Klang ſilberner Glocken, die Muſik, die reinſte ſtets jungfräuliche Kunſt erfüllt die hohen Räume; das Kreuz bleibt das ewige Symbol der göttlichen Liebe, der Unſterblichkeit, der Erlöſung, und des Kreuzes Form ragt wieder am höchſten zum Himmel auf: ſo iſt der geläuterte gothiſche Dom das wahre reformirte Gotteshaus und jeder Abgang von ihm dürfte uns doch nur am Ende zu ihm zurückführen. —

Sevilla iſt an Werken chriſtlicher Malerei noch ungleich reicher, als an denen gothiſcher Baukunſt. In dieſem ſpaniſchen Athen blühten im ſechszehnten Jahrhundert neben Handel und Gewerbfleiß alle Künſte wetteifernd auf, hier lebten die größten ſpaniſchen Meiſter, und noch heute iſt die Stadt von deren ſchönſten Werken zu unglaublichem Reichthum angefüllt. Die Kathedrale allein beſitzt Gemälde von unſchätzbarem Werth, auch treffliche Bildwerke, Grabmale ꝛc.; von Murillo (die Taufe des Herrn, die Erſcheinung des kleinen Jeſus dem heil. Antonius von Padua ꝛc.), von Petrus Villegas und Morales, den Mitgründern der Schule von Sevilla, Montannes, Luis de Vargas (Adam und Eva, die heil. Patriarchen und darüber Maria mit dem Kind; dieß Stück wird gewöhnlich de la gamba genannt, weil

Matthäus Perez de Alerio, von dem der heil. Christoph herrührt, gesagt haben soll: Dein Bein gilt mehr als mein ganzer Cristobal). Auch in den reichen Kapellen giebt es schöne Gemälde. Die Kapelle del Mariscal D. Pedro Caballero schmückt ein herrliches Altarbild, la Purificacion, und drum herum viele kleinere Bilder, alle von Meister Pedro de Campanna (aus Brüssel, Schüler Michel Angelo's, Mitstifter der Schule von Sevilla, gest. 1570).

Gleich rechts von der Königskapelle steht die von S. Pedro, deren Gemälde von Fr. Zurbaran sind. Der Hauptsaal des Capitels ist ebenfalls reich an Bildhauerwerken und Gemälden; von Murillo die Conception und acht Ovalstücke, die Patrone der Stadt Sevilla darstellend; ferner von Pablo de Céspedes. Die große und reich verzierte, über 70 Fuß lange und breite Sacristei, auch voll Reliquien und Kapellenschmuck, enthält ebenfalls treffliche Gemälde von Murillo und andern (unter andern aus der Geschichte der Erzbischöfe, S. Leander und S. Isidoro). Der Dom besitzt eine beträchtliche Bibliothek.

Die Colegiata del Salvador und alle Kirchen der Stadt besitzen Gemälde von den ersten Meistern; ebenso die Kirchen extra muros, die Klöster, Trinitarios Colzados y Capuchinos ꝛc., welche letztere jedoch neuerdings besonders gesammelt werden; dann auch die Hospitäler. In der Pfarre de Santa Cruz befindet sich ein herrliches Bild, die Kreuzabnahme Christi, mit Maria, Magdalena, Johannes ꝛc., von jenem Pedro de Campanna (1548 vollendet), das Murillo viel studirt und von dem er gesagt haben soll, als man ihn frug, warum er stundenlang davor stehe: „Ich warte darauf, daß sie vollenden werden, unsern Herrn vom Kreuze zu nehmen." In Santa Maria la blanca sieht man viele Murillo's (das Abendmahl des Herrn ꝛc.); die Jesuitenkirche hat ein schönes Altar und gute Gemälde. In der am andern

dem der Religion zu verweben, den Gedanken in die passende Form symbolisch zu gießen, die Widersprüche zu versöhnen und die höhere Einigung und Gemeinschaft auch in die Sinne zu versenken. Der Glaubensschwung, der mit voller Anerkennung des Protestantismus und Katholizismus in ihrer innern und historischen Bedeutung beide vermittelt, kann nur aus den Tiefen der christlichen Kirche in dem Kerne der Völker entsprießen, und wird, wie er aus dem innersten Leben hervorging, so auch auf das ganze Leben und die Kunst zurückwirken. Die Baumreihen oder die groben Pfeiler werden zu schlanken Säulen und Bogengängen, aus hochaufstrebenden Thürmen erschallt der Klang silberner Glocken, die Musik, die reinste stets jungfräuliche Kunst erfüllt die hohen Räume; das Kreuz bleibt das ewige Symbol der göttlichen Liebe, der Unsterblichkeit, der Erlösung, und des Kreuzes Form ragt wieder am höchsten zum Himmel auf: so ist der geläuterte gothische Dom das wahre reformirte Gotteshaus und jeder Abgang von ihm dürfte uns doch nur am Ende zu ihm zurückführen. —

Sevilla ist an Werken christlicher Malerei noch ungleich reicher, als an denen gothischer Baukunst. In diesem spanischen Athen blühten im sechszehnten Jahrhundert neben Handel und Gewerbfleiß alle Künste wetteifernd auf, hier lebten die größten spanischen Meister, und noch heute ist die Stadt von deren schönsten Werken zu unglaublichem Reichthum angefüllt. Die Kathedrale allein besitzt Gemälde von unschätzbarem Werth, auch treffliche Bildwerke, Grabmale ꝛc.; von Murillo (die Taufe des Herrn, die Erscheinung des kleinen Jesus dem heil. Antonius von Padua ꝛc.), von Petrus Villegas und Morales, den Mitgründern der Schule von Sevilla, Montannes, Luis de Vargas (Adam und Eva, die heil. Patriarchen und darüber Maria mit dem Kind; dieß Stück wird gewöhnlich de la gamba genannt, weil

... in ihm die
...
...rn
...am
...ßen
... Ge-
... orden;
... esliche
... a, die
... e Werk,
... oder mau-
... anze ab.
... äthe dieser
... ist Consulat-
... de Herrera, dem
... führt, da Sevilla's
... nna genommen hatte.
... ar und der gothischen
... oben jonisch. Dahin
... rei und die weit jüngere

... Hinsicht merkwürdig, der
... Verwaltung außerordentlich
... en die Geschäfte der großen
... Spanien mit Cigarren und Schnupf-
... suchte man bisher bloß in den vas-
... inzen, weil in ihnen das Tabakregal nicht
... soll, kaum die Kosten, dabei sind die Fab-
... er Mittelmäßigkeit, so daß der feine Cigarren-
... nur eingeschmuggelter Cigarren * bedient. Der

* ... in Lissabon und Portugal der Fall.

Ufer gelegenen Handelsſtadt Triana, die man noch wohl nach altem Schimpfe die Zigeunervorſtadt nennt, finden ſich in der kleinen Kirche St. Anna ebenfalls werthvolle Werke von Campanna. Unter den herrlichen jetzt vereinigten Sammlungen in den Franciscanerklöſtern, dem der Carmelitas Calzados, von St. Thomas, einem Dominicanerkloſter ꝛc. trifft man Murillo's, Franz Herrera's (der ältere) und vieler andern Meiſter.

Auch die mit Grund berühmten Hoſpitäler Sevilla's ſind reich mit Bildern ausgeſtattet; ſie ſind wahre Heiligthümer der Pietät, die Liebe, Milde und Wohlthun in den ſchönſten Farben und Tönen darſtellen. In ihren hohen, mit großen Werken der Malerei geſchmückten Sälen verweilt man mit um ſo größerer Innigkeit, als die erſten Meiſter und Ausſchmücker der Hoſpitäler zum Theil auch deren Stifter ſind und ſo in doppelter Weiſe, durch ihre Mildthätigkeit wie durch ihre Kunſt, ihren Ruhm auf die Nachwelt gebracht haben. Im Hospital von S. Hermenegildo ſieht man ein berühmtes Gemälde von Roelas; in dem de los venerables Sacerdotes mehre Murillo. Von dieſem finden ſich aber die berühmteſten Werke im Hospital de la Caridad vor, deſſen Stifter er iſt: „wie Chriſtus aus Wenigem die Menge mit Brod ſpeiſt"; „wie Moſes Waſſer aus dem Felſen hervorruft für die durſtigen Iſraeliten"; „die Anunciacion"; „der verlorne Sohn", und das herrliche Stück „wie die heilige Iſabel einen Knaben vom Grind heilt." Auch von andern Meiſtern finden ſich in dieſem Hospital der Liebe ausgezeichnete dem Zweck entſprechende Bilder; ſeine Kirche ſchmückte hinſichtlich der Sculptur der geſchickte Pedro Roldan aus.

— Noch ſtunden Bildwerkerei und Malerei in ſchönſter Blüthe, als in der Baukunſt für Sevilla die vierte Periode angebrochen war. Der antik-moderne Styl wurde herrſchend,

den man den Palaſtſtyl nennen könnte, weil in ihm die meiſten Paläſte erbaut worden ſind, weil er überall während der Dauer der abſoluten Monarchieen vorwaltete. Seine Heimath iſt nicht Frankreich, wie man gewöhnlich annimmt, ſondern Spanien, ſein Gründer nicht Ludwig XIV., ſondern Philipp II., unter deſſen Regierung er in Spanien am meiſten blühte. Dieſer Styl mit mehr oder minder großen Variationen herrſcht in allen öffentlichen und königlichen Gebäuden, die ſeit jener Zeit bis heute in Sevilla errichtet worden; mithin gehören dazu die größten Häuſer, der erzbiſchöfliche Palaſt, die Börſe, der Aufſatz der mauriſchen Giralda, die jüngſten Spitzen und Thürme: ruht manches gothiſche Werk, wie der Dom und das Rathhaus, auf römiſchem oder mauriſchem Grunde, ſo ſchließt der Königsſtyl das Ganze ab.

Das hervorragendſte Gebäude aus der Blüthe dieſer Periode iſt die prächtige Lonja (die Börſe nebſt Conſulathaus und indiſchem Archive), von Juan de Herrera, dem Erbauer des Escorial, zu einer Zeit aufgeführt, da Sevilla's Handelsreichthum den höchſten Aufſchwung genommen hatte. Sie ſteht zwiſchen dem mauriſchen Alcazar und der gothiſchen Kathedrale, und iſt unten doriſch, oben joniſch. Dahin gehörten auch die große Kanonengießerei und die weit jüngere ungeheure königliche Tabaksfabrik.

Die letztere iſt in mancher Hinſicht merkwürdig, der Bau prächtig, kunſtvoll, die Verwaltung außerordentlich genau und ſcharf; dennoch decken die Geſchäfte der großen Fabrik, die doch ganz Spanien mit Cigarren und Schnupftabak (aus Pfeifen rauchte man bisher bloß in den vascongadiſchen Provinzen, weil in ihnen das Tabakregal nicht galt) verſorgen ſoll, kaum die Koſten, dabei ſind die Fabrikate unter der Mittelmäßigkeit, ſo daß der feine Cigarrenraucher ſich nur eingeſchmuggelter Cigarren * bedient. Der

* Daſſelbe iſt in Liſſabon und Portugal der Fall.

Tabak, der eine Quelle des Bodenreichthums für Spanien und der Einkünfte für den Staatsſchatz bilden könnte, iſt durch die Thorheiten der Verwaltung eine Laſt für den Schatz, ein Mangel für das Land, ein Reizmittel zur Beſtechung und Schmuggelei, eine meiſt mit theurem Geld erkaufte Waare für die ganze Nazion geworden.

Die Fabrik hat ihre eigene Intendantur und füttert eine Unzahl Beamteter. Sie beſitzt Werkſtätten der verſchiedenſten Art, denn ſie verfertigt alles, deſſen ſie bedarf. In einem großen Saal rollen über 3000 Mädchen Cigarren, in einem andern noch an 700 Männer. Ein merkwürdiger Anblick, dieſes Heer von Arbeiterinnen mit einem Mal zu überſchauen, wie ſie an hunderten von Tiſchen ſitzen und luſtig handthieren. Je mehr ſie verfertigen, deſto mehr verdienen ſie. Ein ewiges Liſpeln, Kokettiren, Schäckern, unaufhörlich Geſumſe und Gelächter. Die Säle ſind gewölbt in elliptiſchen Bögen, mit großem Aufwand. In der Sala del Secreto iſt das Kunſtſtück des leiſen Sprachſpiels angebracht: wer in den beiden Brennpunkten ſteht, hört alles, was auch noch ſo leiſe in dem weiten Saal geſprochen wird. Eine Menge Mühlen mit marmornen Mühlſteinen für den rothen, und Schneidewerke für den ſchwarzen Tabak befinden ſich ebenfalls in der Fabrik. Auf dem Dache kann man luſtwandeln und von der Terraſſe deſſelben überblickt man die Stadt. Das Gebäude iſt mit einem Graben umgeben und gleichſam zu einer Citadelle befeſtigt worden.

Die Schauburg iſt groß und akuſtiſch gebaut. Die ziemlich ausgezeichnete italieniſche Bande verweilt einen Theil des Jahrs in Sevilla, den andern in Cadiz. Als ich das Haus beſuchte, kamen ſtürmiſche Auftritte vor; die Direction unterhielt ſich da mit dem Publikum über die Fortſetzung des Stücks; dem Verlangen des letztern, das todo! todo! rief, wurde willfahrt. Einige Schauſpieler ernteten rauſchenden

Beifall. Die vornehme Welt ist in ihrer schönen Hälfte wie zum Hofballe geputzt; die feinen halb durchsichtigen Gewänder, wegen der Hitze höchst leicht, schmiegen sich den schlanken Gestalten an und drücken ihren herrlichen Körperbau vollkommen aus. Nichts Reizenderes kann man sehen, als diese Perlenreihen von Mädchen, diese Bewegung, das Spiel mit den goldenen Fächern, die großen strahlenden Augen und ihre Theilnahme an dem Schauspiel!

Die vierte Periode, die nett monarchische, mit ihrem eigenthümlich prachtvollen, einförmigen, massigen und abschließenden Baustyl, ist ebenfalls vorüber. Ihr Glanzpunkt reichte in Spanien, bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, gleich dem des spanischen Königthums. Die Entdeckung der Indien hatte zwar anfangs sehr günstig auf Sevilla eingewirkt, das vor allen spanischen Häfen vorzüglich den Handel nach der neuen Welt betrieb, mehre Privilegien genoß und selbst Cadiz an Glanz und Reichthum weit überbot. Indeß die unkluge Handelspolitik, dann die zahllosen, andauernden Uebersiedelungen aus Spanien nach Amerika, der allmälige Verfall des Gewerbfleißes und Handels, zuletzt auch die neuen Privilegien des wohlgelegenen Cadiz, das allmälig den Haupthandel nach Amerika an sich riß, raubten Sevilla Bevölkerung, Macht und Einfluß. Damit verfielen die schönen Künste, namentlich seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, die Baukunst wie alle übrigen. Von da ab ist sogar manches Schöne zu Grunde gegangen oder durch unpassende Auftragungen verunstaltet worden. Alonso Cano und Juan Martinez Montannes schlossen die lange Reihe ausgezeichneter Architekten und Bildhauer.

Doch die Krise ist glücklich überstanden, und wie das ganze Land sich aufthut in Handel, Industrie, Ackerbau und Verkehr, in Wissenschaft und Kunst, so auch Andalusien und ganz besonders Sevilla. Man sieht hier unter anderm eine

neue ſehr gefällige Architektur im Aufkeimen. Die mauriſchen Denkmale werden wieder mit Vorliebe ſtudirt, ihre Schönheiten mit Geſchmack angewandt und die große Zweckmäßigkeit der mauriſchen Bauart für das Klima anerkannt; kurz, der neue andaluſiſche Styl iſt weſentlich arabeskiſch. Der chriſtliche Eifer vernichtete die großen gothiſchen Kirchen, die königliche Pracht, die Gebäude im Königſtyl; aber für das bürgerliche Leben blieb in dieſem herrlichen Lande doch ſtets mehr die mauriſche Bauart.

Auch fehlte es zu keiner Zeit an orientaliſchen Nachahmungen in Sevilla. Am merkwürdigſten, großartigſten darunter iſt die älteſte, eine der bedeutendſten Sehenswürdigkeiten der Stadt, nemlich **la casa de Pilatos**, nach dem Ende der Kreuzzüge erbaut, auf Anregung ritterlicher Wallfahrer, von einem arabiſchen Baumeiſter. Der erſte Marques von Tarifa, nachdem er als Geſandter in Rom fungirt hatte und von einer Reiſe nach Jeruſalem zurückgekehrt war, ließ beſagtes Haus in der Art eines Gebäudes zu Jeruſalem, das, wie man vermuthete, der Palaſt des Pilatus geweſen war, mit aller Pracht, zum Theil aus herrlichem Marmor, aufrichten. Es iſt voll ſehenswerther Antiquitäten und umſchließt Räume, die für die edelſten Genüſſe der Erde geſchaffen ſcheinen. Im herrlichen arabeskiſchen Haupthof umgeben 40 Marmorſäulen, die Hufeiſenbögen und oben Gallerien tragen, eine ſchöne, friſche Kühlung ausgießende Fontaine. Lieblich geſchmückte Wohnräume ſtehen damit in Verbindung. Antike Statüen, Büſten u. ſ. w., ſechs aus einem Stück polirte korinthiſche Säulen vom herrlichſten Marmor; **una Venus destrozada con su Delfin.** — Ueberdieß findet man allerorten mauriſche Säulen und Bögen aus dem dauerhafteſten Material. Tauſende Häuſer ſchmücken ſolche Säulen, meiſt in den Patios oder in deren Arcaden zierliche Bögen tragend, oder auch in den Vorhallen oder

in den an den Ecken und in der Mitte der Häuser hervorspringenden zierlichen Thürmen, an mauriſchen Erkern und Balkonen.

13. Auguſt.

Wie Burgos die höchſte und kälteſte, ſoll das ſchöne Sevilla die wärmſte Stadt der iberiſchen Halbinſel ſein und durchſchnittlich 4 Grad Wärme mehr haben als Cadiz, auch einige Grad mehr als die übrigen ſüdlichen Seehäfen Algeſiras, Gibraltar, Malaga, Almeria und Carthagena: wahrſcheinlich nur wegen des naſſen Meerthaues, den die Seeluft ausgießt, und nicht wegen der größeren Nähe der Gebirge, an deren ſüdlichen Abhängen die afrikaniſche Sonne die ſüßeſten Trauben ausglüht. Sind jene Beobachtungen richtig, ſo muß ich geſtehen, daß die Sonnenhitze in Spanien immer noch erträglich iſt. Wir befinden uns in der wärmſten Jahrszeit, die Sonne brennt nie verſengender auf die hieſigen Fluren herab als gegenwärtig. Da galt's denn einen Verſuch, ihr zu trotzen, und er iſt mir ohne große Anſtrengung gelungen; indem ich nemlich geſtern in der ärgſten Hitze den weit vergrabenen Trümmern der alten großen römiſchen Stadt Italica zu Fuß einen Beſuch abgeſtattet habe. Selbſt der Pflanzenſchmuck der Natur iſt nicht völlig verdörrt und geröſtet von dem überlaufenden Flammenhauche des Himmels, breitblättrige Gräſer behaupten ihr Grün, dichte Hecken und freundliche, vollbelaubte Bäume gewähren mitunter angenehmen Schatten. Freilich, unter der glühenden Sonne durch die weiten, ebenen, unbeſchatteten Stoppelfelder zu wandern, iſt weniger reizend als in den Nächten unter den duftenden Baumgängen des Paſeo die milde, friſche, erquickliche Luft einzuathmen. Ich trug einen Tuchrock, leichte Schuhe und meinen weißen, breiträndrigen Filzhut, und ich konnte dabei nicht nur meine gewöhnliche Gangart beibehalten, ſondern auch noch nach Herzensluſt

ſingen. Die Luft iſt warm, aber rein und belebend, und Inſekten quälen einen nicht im mindeſten.

Erſt um neun Uhr trat ich meine Wanderung an, da ich den größeren Theil der vorhergehenden Nacht in Geſellſchaft des Marques und der Marqueſe verbracht hatte, welche letztere, ſelbſt Andaluſierin und zwar die Perle unter all den ſchönen Frauen, auch die andaluſiſchen Nächte mit Zauber zu erfüllen weiß. Vorher ging ich in ein Badehaus und ſchwamm durch die Lucke deſſelben in den Strom, mich behaglich umſchüttelnd in den friſchen Wellen des Guadalquivir. Es war gerade Fluth und die Strömung des Fluſſes drang aufwärts, jedoch nicht ſo ſtark, daß ſie verhinderte, in ziemlich gerader Linie nach dem andern Ufer überzuſchwimmen. Mir kam hierzu die Luſt an und ich ſetzte ohne einen Nachen oder ſonſt Etwas mir zur Seite zu haben, mitten durch den breiten und tiefen Strom. Nahe dem andern Ufer, im Augenblick, wo ich landen wollte, empfing mich plötzlich die wilde Zigeunerjugend von Triana, die ſich auf der Höhe des Ufers, von mir bis dahin gar nicht bemerkt, gelagert und auf meine Ankunft gelauert hatte, mit einem fürchterlichen Hagel von Steinen, dick genug mir den Schädel zu zerſchmettern. Mir blieb nichts übrig, als mich dieſem Feuer, das auf einen wirklichen Feind nicht heftiger hätte gerichtet werden können, durch die Rückkehr ſo ſchnell als möglich zu entziehen. Sobald die ungezogenen Knaben meine Flucht bemerkten, ſtießen ſie Triumphgeſchrei aus und verdoppelten ihre Anſtrengungen; vor mir, hinter mir, zur Seite regneten die Steine herab, ich aber, da ich ein Glückskind bin, ſchoß mit kräftigem Arme unverſehrt mitten durch, bis ich außer dem Bereiche der Schnellkraft der feindlichen Arme war, wo ich mich von dem glücklichen, aber anſtrengenden Rückzug erholte. Hätte mich ein Stein getroffen und nur betäubt — ſo war ich, da alle Hülfe, kein Nachen in der Nähe,

unrettbar verloren. Einige Minuten ſpäter kam ein ſchnaufendes Dampfſchiff an, deſſen ergötzliches, lange entbehrtes Wellengeſchaukel mich für die ausgeſtandene Noth reich entſchädigte.

Gegen eilf Uhr überſchritt ich die Brücke nach Triana. Zu welcher Stunde man auch kömmt, ſtets findet man in dieſer Vorſtadt lange Budenreihen, krämeriſches Marktgeſchrei und verdächtige Geſichter. Sie hat breite, oft marktweite Straßen, die ſich raſch verlängern; aber, zumal in dem abgelegenen Theile, ein Anſehen, das man im Vergleich mit der Reinlichkeit Sevilla's kothig nennen muß. Unterwegs zwiſchen Triana und Santiponce ſieht man mehre Klöſter prangen, ſtolz und golden ragen ihre Mauern und Thürme aus der Ebene empor, aller der Glanz in ihrem Innern iſt erblichen, die Zellen und Hallen ſtehen leer, die Mönche, einſt wie Fürſten reich, irren zum Theil brodlos im Land umher, ſelbſt der Schmuck an Kunſtſchätzen iſt in die ſtädtiſchen Prunkſäle gewandert. Außer den reichen Königsſitzen war Spanien ſtatt der Schlöſſer der Großen mit ſtattlichen Klöſtern und Abteien überſäet, und wenn man in andern Ländern von Burgflecken und Schloßdörfern ſpricht, ſo kann man hier Kloſterflecken dafür aufzählen, denn ſelten nur erheben ſich klöſterliche Zellen in völliger Abgeſchiedenheit. Ich beſuchte das Kloſter von Santiponce. Ein Pächter, der nur einen kleinen Theil der weitläufigen Gebäude mit ſeiner Familie bewohnt, erſchloß mir mit einiger Scheu die innern Räume, in denen unſere Tritte eintönig wiederhallten. Nichts hat man ihnen gelaſſen, als was unmittelbar zum Gebäude gehört, die Säulen am Patio, die Marmoreinfaſſungen, die Altäre und den Deckenſchmuck.

Durch den Beſuch der Klöſter iſt die Stimmung gehörig vorbereitet worden, in der man das trümmerbedeckte Feld von Italica betreten muß, das merkwürdigſte Grab, das man ſehen kann. Das alte prächtige Italica ſoll ſieben

Leguas im Umfange gehabt haben, während die Mauer des großen Sevilla doch nur eine gute Meile mißt. Auf diesem ganzen weiten Raume, den einst die Stadt einnahm, sieht man alte Mauern, Steinhaufen, Baustücke zerstreut umherliegen und ragen. Die eigentliche Stadt ist untergegangen, wie in den Boden gesunken, über ihr pflügt der Landmann einen ergiebigen Acker, grünen Felder und Olivenbüsche, wird gesäet und geerntet, ohne daß die fröhlichen Landleute sich darum kümmern, daß sie über Säulenhallen, über Tempeln und Gräbern, über Palästen und Hütten einherwandeln. Von weiten erscheinen die Trümmer wie einzeln aus dem Boden aufspringende Felsblöcke, und erst bei näherm Anschauen überzeugt man sich, daß man hingestürzte Mauern, zusammengefallene Bogengänge vor sich hat, deren Zusammenhang nur noch Vertiefungen, Gänge unter der Erde andeuten, da sonst das Ganze oben bereits mit einem vom Humus geschwängerten Boden überdeckt und ziemlich ausgeglichen ist. Wohl zum größten Theil aus dem vorgefundenen Material der untergegangenen Stadt erbaut, stehen jetzt auf oder neben derselben mehre Dörfer, worunter das zunächst Sevilla gelegene Santiponce heißt. In einem Hause des letztern sieht man eine Sammlung von Alterthümern, Krüge, Vasen, alte Münzen, geschnittene Steine u. s. w., die dem Fremden zum Kauf angeboten werden, indeß in künstlerischer Beziehung keinen besondern Werth haben. Es sind Gegenstände, die man beim Pflügen oder Aufräumen gefunden hat, und wovon das Bessere nach Sevilla gekommen. Allein soviel ist gewiß, daß hier außerordentliche Schätze begraben liegen, deren Hervorholung, an die erst die jetzige Regierung und der im Lande wieder erwachende Kunstsinn denken, sowohl für die Kunstgeschichte überhaupt als über Italica und die Zeit seines Untergangs wichtige Aufschlüsse geben wird. Mich wundert, daß noch kein reicher, kunstliebender Engländer

durch die tiefpoetiſche Melancholie, die auf dieſen Trümmerfeldern lagert, ſich zum Anſiedeln bei denſelben und zu Ausgrabungen hat beſtimmen laſſen. *

Es iſt überraſchend, ſieht man in Santiponce, ja ſelbſt an den Klöſtern, die köſtlichſten Marmorbauſtücke, die einſt vielleicht Tempel ſchmückten, zu gemeinſtem Zweck verwandt. Die antiken Marmorſäulen ſcheinen uns in den ſchönen Patios von Sevilla gut angebracht, aber ſie als Thürpfoſten, Knäufe und Capitäler, als Schutzſteine an den Seiten der Einfahrthore verwandt, das däucht Einem doch barbariſch.

Ich erholte mich eine Stunde im Wirthshauſe zu Santiponce, einer Weinſchenke. Ich traf die Familie noch beim Mittageſſen. Die erwachſenen, ſchlanken Töchter blickten mit ihren großen dunkeln Augen gar begehrlich und ſehnſüchtig, es fehlte ihnen nicht an jenen unbeſchreiblichen Reizungen, die auch das kälteſte Temperament in Flammen zu ſetzen im Stande ſind. Warum ſieht man keinen jungen Mann im Orte? frug ich. Die junge Mannſchaft unſers Dorfes, antwortete der Vater, iſt ſammt und ſonders in den Krieg gegen die Facciosos gezogen, ich allein habe zwei Söhne in der königlichen Armee, und hätte ich deren zehn erwachſene, ſie ſollten alleſammt für die Conſtitucion kämpfen. Die armen Mädchen ſeufzten. Ich verſtand den Grund ihrer Qual und war grauſam genug, darüber zu ſcherzen. So werden ſich die Töchter Eures Dorfes nicht verheirathen? „Nein, ſie müſſen warten, bis der Krieg beendet.“ Und wenn das noch lange währte? — Ach! Ach! ſeufzten die Mädchen. Und Eure Töchter können nicht tanzen und müſſen allein ſeufzen in den ſtillen Mondnächten? „O ja, das können ſie immerhin in Geſellſchaft unter ſich.“ Das erſetzt

* Viele Engländer beſuchen Italica auf der Reiſe durch Andalucien. Franzoſen und Engländer, die den Werth der ſpaniſchen Malerſchulen beſſer zu kennen ſcheinen, als die Deutſchen, wetteifern, man ſagt ſogar in höchſten Aufträgen, im Ankauf ſpaniſcher Bilder, wo deren nur feil ſind.

nie die Geſellſchaft des Jünglings, nicht wahr, Semoritas, Ihr entbehrt doch ungern die muntern Burſchen? Die Mädchen geſtanden ohne Verſchämtthum, ſie ſeien zwar auch gut geſinnt, doch würden ſie ſich gern verheirathen und ſie müßten einen Krieg verwünſchen, der ſie zu alten Jungfern machen könnte. — Mit wahrem Vergnügen ſah man beim Nachtiſche die ſaftigen, kürbisartigen Früchte und Melonen mit der größten Zierlichkeit ſchlürfen, die von den glühenden Blicken zu zerſchmelzen ſchienen. Seltſam klang das lange Tiſchgebet, alle beteten laut durcheinander, daher konnte ich nichts verſtehen als das ſtets wiederholte Maria puriſſima und Santo, Santo, Santo; die Gedanken der meiſten Betenden waren aber nicht bei den Heiligen, die der Mund anrief, ein Knabe lachte, der Vater, immer betend, gab ihm Prügel, die Mutter ſprach hinein, die Mädchen blickten lächelnd auf mich hin und dann wieder zum Himmel, als hätten ſie dieſen um einen irdiſchen Bräutigam gebeten. — Die Andalucier ſind der Verfaſſung zugethan und bis in den kleinſten Dörfern liberal.

Es ſcheint auffällig, daß im Munde des Volks keine Sagen und Mährchen leben von der alten Herrlichkeit und dem Untergang Italica's, einem doch ſo hochtragiſchen Gegenſtand, der alle Tiefen der menſchlichen Seele in Bewegung ſetzen kann. Ob das Volk im heißern Süden, wo die Sinne für den Augenblick begehrlicher ſind, nicht die lange poetiſche Erinnerung hat wie im Norden, ob es überhaupt weniger poetiſch iſt? Die große Menge Romanzen, die in ganz Spanien geſungen werden, das aus dem Stegreif Beſingen aller Gegenſtände, die dem Spanier eben vorkommen, wobei er Worte und Melodie zugleich dichtet, die Tanzlieder, die Guitarren und Mandolinen auf allen Balkonen, in jeder Hand, ſprechen entſchieden zu Gunſten der poetiſchen Ader des ſpaniſchen Volks. Es bleibt alſo nur anzunehmen

übrig, daß in Andalucien nach dem Untergange der römiſchen Stadt Italica ſo große Veränderungen vorgegangen ſind, daß dieſe jede Erinnerung von dem großen Ereigniß im Volke ausgelöſcht oder vielmehr auf das ſpäter gewordene ſpaniſche Volk nicht verpflanzt haben. Denn es iſt wohl zu bemerken, die Periode der Völkerwanderung iſt eine Periode neuer Völkerbildung und hat die meiſte Analogie mit der denkenswerthen Epoche der Sprachverwirrung von Babel, wo die Menſchheit in die erſten Völker zerrann: in der einen römiſchen Welt bricht eine neue Sprach- und Völkerwirrung ein, bis ſich aus dieſer nach langen Kämpfen feſt beſtimmte Sprachen und Nazionalitäten entwickeln, in ganz Europa vielleicht am ſpäteſten aber in Andalucien. Der völlige Ruin Italica's fällt ohne Zweifel in die dunkelſten Zeiten jener Sprach- und Volksumbildung und iſt darum weder in Sagen noch in Geſchichtsannalen aufbewahrt worden.

Der älteſte Knabe aus dem Wirthshauſe begleitete mich auf den Trümmerfeldern umher. Am merkwürdigſten iſt das ſogenannte Amphitheater, das ſich nicht über den Boden emporhebt, ſondern in denſelben verſenkt, und deſſen höchſte Mauertrümmer über dem breiten Hügel, an deſſen Abgang nach dem olivengrünen Thal des Guadalquivir es liegt, nur wenige Fuß hervorragen. Staunen erfaßt uns, kommen wir auf der Höhe des Hügels dem Rande der Mauer nahe und blicken in die Tiefe auf den ovalrunden Platz hinab, um den noch die Arcaden und Zugänge ſichtbar ſind, feſt und unzerſtört nur alle Pfeiler und Mauern etwas nach einer Seite umgeneigt, wie Felsmaſſen unter einem beſtimmten Winkel aneinander gelagert, wahrſcheinlich in Folge irgend einer gewaltigen Erſchütterung. Der große Platz in der Mitte, tief alſo unter der Oberfläche des umgebenden Bodens gelegen, bildet jetzt ein Feld, wird beackert und beſäet, — vielleicht das merkwürdigſte Stück Ackerland der

Erde, auf dem die Seele von der Großartigkeit und drohenden Lage der umherſtarrenden von außen begrabenen Trümmermaſſen von jenen wunderbaren Gefühlen durchſchauert wird, die ſie jedesmal ergreifen, wo das Bild der Vergänglichkeit mit dem der Dauer kämpfend, vor ſie hintritt, wo die Zerſtörung ſelbſt gleichſam feſt erſtarrt, der Eindruck des Umſturzes durch die Gewalt und Kraft der noch halb aufrecht ſtehenden Maſſen geläugnet und bekräftigt und in der rieſenhaften Mumie noch die ehemaligen Züge, der alte ſie belebende Geiſt erkannt werden. Der einzige Zugang zu dem Felde auf der alten Kampfbahn, die Jahrhunderte lang mit Blut der Gladiatoren und wilder Thiere gedüngt worden, iſt ein langer, cylinderartig überwölbter, halb mit Schutt ausgefüllter Gang, der aus der Thalebene, leis anſteigend, unterirdiſch hineinführt. Dieſer Gang ſtand vielleicht mit dem Behälter der Beſtien oder mit dem Gefängniß der Kämpfer in Verbindung, und durch ihm ſtürzten ſie in die Arena. Indeß möchte ich faſt das Amphitheater eher für einen alten Marktplatz halten: in der Nähe ſind mehre Löcher und Kellergänge, und wahrſcheinlich werden ſich ganze Straßen wieder aufdecken laſſen. Unfern jenes Eingangs zum Amphitheater ſprudelt aus einer Art gemauerter Felsgrotte ein friſcher Quell hervor, der bei den Einwohnern in heiliger Scheu ſteht. An dieſem kühlen Ort verträumte ich eine halbe Stunde, den Blick links auf die Trümmer vor mir, den Hügel hinab auf die mit Oliven überſäete Thalebene, gerichtet. Auch ſah ich viel Landvolk, meiſt alte Männer und junge Mädchen, laut ſingend und mich mit ihren ſcharfen Augen und beweglichen Händchen freundlich begrüßend, auf der unten vorbeiführenden Landſtraße in die nächſten Dörfer mit Pferden und Maulthieren ziehen; Bilder, die mit der großen ſchweigſamen Grabesſtätte in angenehmem Contraſte ſtehen.

Niemals ſah ich ähnliche Ruinen, niemals machten ſie einen gleichen Eindruck auf mich. Wären die Mauern nicht aus feſteſtem Geſtein und wie durch Guß zuſammengekittet, längſt würde keine Spur von ihnen mehr ſein; ſowenig wie von den Ziegelſteinſtädten des vordern Aſiens. Es iſt nicht der unerbittliche Zahn der Zeit, der ſelbſt die Schönheit nicht verſchont, der hier die Verwüſtung angerichtet, nicht Sturm und Wetter und Trübſal, wie an unſern alten Burgen und Mauern; ob die Elemente darüber hingewüthet, ob Feuersgewalt die Stadt zerſtört, ob die Fluthen des Betis, der eine andere Richtung genommen haben ſoll, bei einer ungewöhnlichen Waſſergröße darüber hingebraust, ob Erdbeben das Land geſpalten und die gähnende Tiefe die große Stadt verſchlungen hat, ob die entflammte, wilde Wuth der Menſchen im Bunde mit einem der Elemente das furchtbare Werk der Zerſtörung angerichtet: wer wagt es, zu entſcheiden? Gewölbe liegen noch übereinander, wie ſie, vor Jahrtauſend im wilden Fall geſtürzt, brachen, aber noch wie damals ſtark, ſtarr und unbeweglich. Wie hat ſich allmälig die Erddecke über den Trümmern gebildet, dieſer fruchtbare Boden, der vielfältiges Korn erzeugt? Die Ausgrabungen werden auch in dieſer Hinſicht manches Räthſel löſen.

Als es gegen Abend ging, mahnte mich der Wirth in Santiponce zum Rückweg, und ich folgte dem gutgemeinten Wink. Die Leute hatten ſich ſchier verwundert, daß ich in der Hitze ohne Pferd noch Wagen ihnen einen Beſuch abgeſtattet. „Sie ſind zu Fuß und noch herrſcht auf der offenen Straße bei uns nicht alle wünſchenswerthe Sicherheit; Sie begegnen jetzt Niemanden mehr, der nicht eine Flinte trüge, alle aus Sevilla rückkehrende Landleute ſind bewaffnet.“ Die guten Wünſche der freundlichen Menſchen begleiteten mich und waren wahrſcheinlich Urſache, daß ich ungeſtört, vielen Landleuten begegnend, in Triana ankam. Herrlich iſt der

Anblick Sevilla's im Glanze der Abendſonne. Die ſchöne Giralda lichtfunkelt über die Ebene hin, Alles iſt ſo freundlich, ſo rein, ſo innig, ſo geſchäftig, ſo prächtig lebendig, daß man inniges Entzücken fühlt. Mich hatte der Staub zwar nicht ſehr beläſtigt; da ich aber, noch eine halbe Stunde vor Triana, die Landſtraße verlaſſen hatte, um am Ufer des Guadalquivir weiter hinab zu ſchlendern, ſo luden deſſen Wellen mich zu freundlich ein, in ihren weichen erfriſchenden Armen auszuruhen, als daß ich mich ihnen nicht hurtig hätte entgegenwerfen ſollen; wobei kein anderes Unglück ſtattfand, als daß mein breitkrämpiger Hut plötzlich vom hohen Ufer herab in den Fluß purzelte und ſo ſchnell ich ihm auch nachſchwamm, doch durchnäßt wurde.

Jetzt trieb's mich ungeſtüm in das Haus des Marques. Die Marqueſe überhäufte mich mit Vorwürfen, daß ich ihr von meinem Vorhaben nichts geſagt hätte, da ſie den Ausflug gern mitgemacht haben würde. Doch der Marques rief: „Jetzt hinaus, hinaus! **dum loquimur fugerit invida aetas.**" — „Wohin gehen wir, den Abend zu genießen?" — „Wiſſen Sie auch, daß es der letzte, unſer allerletzte, in Sevilla iſt, von dem ich bereits zu fürchten anfing, daß ich ihn in Betrübniß zubringen müßte?" — „Nach dem Gehölz am Guadalquivir, nach dem Salon der Criſtine!" Und wir eilten hinaus in die mildeſte, duftreichſte Abendluft, die jemals unter dem heitern, lichten Himmel Sterbliche gefächelt und mit Liebegeflüſter ergötzt hat und die nur Andalucien beglückt.

Es konnte nicht fehlen, daß ſich uns auf den Spaziergängen noch mehre Perſonen von des Marques Bekanntſchaft anſchloſſen; wobei wir indeß wohl an Zahl, nicht an Vergnügen gewannen. Nichts Reizenderes giebt es auf dieſer ſchönen Erde als das Sommernachtsleben in Sevilla. Wenn der Himmel ein Lieblingsvolk auf Erden hat, ſo ſind

es die Andalusier, auf die er sein großes, lachendes Auge richtet, der Stern aber dieses Auges strahlt in vollstem, freudigsten Glanze auf Sevilla herab. Um von den Delicias jener Nächte denjenigen, die sie nicht kennen, eine Ahnung zu geben, müßte man ein Buch dichten, das die Empfindungen und Reizungen in derselben von Anfang bis zu Ende wiederspiegelte. Da mir hierzu nicht die Muße vergönnt, steh' ich auch gänzlich von jedem kurzen Versuch ab.

Das bloße Spazierengehen auf den Straßen hat einen Reiz, wie keine Stadt etwas Aehnliches bietet. Die schönen Patios sind dem Blick der Vorübergehenden geöffnet; die beiden Flügel der breiten Hausthüre stehen angelweit auf und man tritt ungehindert in die Vorderhalle des Hauses, die häufig Säulen tragen; nur eine feine, zierliche, eiserne Gitterthüre (raja) trennt die Vorhalle von dem Wohnhof, ohne dem Blick im mindesten die Einsicht in diesen zu benehmen und die gastfreundlich geöffnet wird, sobald man sich derselben nähert. Die Sommerzelte sind von den Balkonen wie von den Höfen weggezogen; Blumen duften in den Patios, duften von den Balkonfenstern, duften auch von Dächern herunter. Außer den Blumen schmücken herrliche Bäume, Orangen, Myrten, Lorbern, Weinreben zu Grotten gezogen, Springquellen mit Marmorbehältern, Statuen, oft zu lieblichen Gruppen geordnet und mit zierlichem Gebüsch durchflochten, die Patios, die gewöhnlich von zwei Marmorsäulenhallen, eine über der andern, umgeben sind, an welche sich dann die Wohn- und Schlafzimmer anlehnen, Sommers meist im untern, kühlern, Winters im zweiten, wärmern Stockwerk. Lichtglanz strahlt durch die Räume der Marmorpatios, sich mannigfach brechend an der Marmoreinfassung, dem Mosaikboden, dem Quell, und zitternd durch die Blätter und das Laub der Blumen und Bäume — Lichtglanz vom Sternenhimmel und noch mehr von schönen Riverberen, die

an den Gitterthüren angebracht, und von entzündeten Lampen und Wachslichtern allerart. Die Zierde, der edle Schmuck dieses köstlichen Patios bilden aber die reizenden, schlanken, liebeathmenden Mädchengestalten, die sich in ihnen bewegen, singend, tanzend, beim Guitarrenklang, oder sonst sich in anmuthigen Spielen belustigend. Jeder Schritt nun bietet einen neuen Anblick, an jedem Hause ein anderes, belebtes, freundliches Gemälde und auch überall auf den Straßen um uns herum ein frisches, berauschendes Leben. Die herrlichsten Perspectiven eröffnen sich in die magisch beleuchteten Patios, die mitunter, in mehren Röhren hintereinander durch zierliche Portale zusammenhängend, sich im tiefen Hintergrund fern zu verlieren scheinen: hier vernahmen wir sanft hinhauchenden Guitarrenklang von einer im Patiogebüsch halb versteckten Schönen, dann fröhlichen Gesang, hier ein Liedchen, mehrstimmig, dort einen glühenden Herzenserguß von der metallreichsten Stimme, dann gemüthliche Familienkreise, oder heitre Gespielinnen, alle in weißen, leichten Kleidern, ätherisch um die schlanken Formen gegossen, oder anmuthig Tanzende, neugierige, spielende Jugend, hier beleuchtet strahlender Lichtglanz eine lustrauschende Tertulia, dort löscht der Schönheitsstrahl einer Einzigen alle Bilder, die uns am Abend umgaukelt haben, mit einemmal wieder aus und wiederum wird die Stimmung eine andere, sieht man am Gitter des halbdunkeln Patio eine reizende Mädchengestalt in heimlichem Liebesgeflüster mit einem Jüngling. Ueber ganz Sevilla schwebt eine süße, unaussprechliche Bezauberung, die Stadt gleicht einem großen Feenpalast, in dem sich Jedermann nach Wohlgefallen ergeht, sie bildet eine große Gesellschaft, die sich in tausend und abertausend Sälen und Räumen bewegt, die einen noch lieblicher geschmückt als die andern, und über die alle der Sternenhimmel sein hohes Diamantengewölbe spannt; Alles ist frei, Alles gehört

zuſammen, Jeder genießt, weil Jeder giebt und empfängt, überall hörbares Pochen der feurigen andaluciſchen Pulsader, überall Leben, ein prächtiges Leben.

Als wir uns dieſem nicht ohne Mühe entwunden, beſtiegen wir im Hauſe des Marques das glatte Dach (das man in Sevilla ſchon häufig findet), wo wir, dem geſtirnten Himmel näher, unter den aromatiſchen Ausdünſtungen der Blumen, noch einige Stunden der entzückendſten Nacht genoſſen. Wenn mich, offenherzig geſprochen, die Augenſterne der Marqueſe auch mehr beſchäftigten als die Sterne des Himmels; ich bin gewiß, die Nächte Sevilla's würden mich zu einem Aſtronomen machen. — Unſere Augen wandten ſich gegen Cadiz. „Dieſe Stadt, ſagte die Marqueſe, ſteht in Annehmlichkeiten weit hinter Sevilla zurück, hat jedoch auch einen Vorzug vor demſelben: ſie hat nämlich nur Häuſer mit platten Dächern und thurmartigen Aufſätzen, von denen aus man weit über die blaue See ſchaut, deren Brandung ſich donnernd gegen ihre Mauern bricht. Indeß wie angenehm ſich Winters auf den Dächern ſpazieren geht, Sommers ſind dieſe höchſtens gut zum Trocknen der Wäſche und erſetzen keineswegs die ſchönen Patios; und wenn auch eine Schaukelfahrt auf dem Meer für Viele große Reize hat, der Mangel ſtets erneuter Landluft wird in Cadiz oft ſehr empfindlich und unbequem. Granada, dem herrlichen Granada, fehlt der Reiz eines großen Stroms und die Beweglichkeit eines Seehafens. Sevilla vereint Alles: durchaus ſpaniſch, mehr als Cadiz, mehr als Barcelona, iſt Sevilla die reizendſte aller ſpaniſchen Städte."

Neuntes Buch.

Die Heimkehr über Portugal.

(Aus dem Tagebuche.)

Erſtes Kapitel.

Abfahrt auf dem Guadalquivir; die Provinz Cadiz.

Cadiz, 18. Auguſt.

Mit den Vorzügen, welche der beredte Mund der liebenswürdigen Marqueſa auf dem Blumendache ihres Hauſes Sevilla, der Wiege der ſpaniſchen Kunſt, zuerkannte, ſtand meine Anſicht in vollſtem Einklang. Sevilla mit ſeiner Giralda, ſeinem Alcazar und deſſen Zaubergarten, mit dem majeſtätiſchen Dome, den herrlichen Denkmälern aus ſo verſchiedenen Zeiten und dem unermeßlichen Reichthum an Kunſtſchätzen, mit den Alamedas und duftenden Gebüſchen, ſeinem Strom und Hafen und dem ewig heitern, roſig lichten Himmel, Sevilla mit ſeinen Patios und Nächten, ſeinen reichen Erinnerungen und einem noch reichern, vollſaftigen Leben, ſeinen liebeathmenden, herrlichen, vom Schleier der Grazien umhüllten Geſtalten, mit den ſchwellenden Adern, den blitzenden Augenſternen, dem hörbaren Pulsſchlag der Herzen, der wie Sphärenmuſik alle Räume erfüllt — dieß Sevilla mit allen ſeinen Annehmlichkeiten und Reizungen hatte meine Sinnen berauſcht und mich in eine Art von Verzückung oder Verzauberung geſetzt, die meine ganze Natur beherrſchte und keine Ader, keine Faſer an mir außer Mitleidenſchaft ließ. Nachdem ich unſere Abreiſe noch um einen Tag zu verzögern geſucht, wozu die Marqueſe freundlich ihre Beiſtimmung ertheilte, und wir nun das Dampfſchiff

bestiegen und sich die Riesenmaschine kauernd und prustend in Bewegung setzte: da war mir, als würden unzählige sympathetische Fäden zerrissen, die mein Herz mit Spanien verknüpft hatten, mit einem Lande, das ich, nachdem anfangs meine erste Begeisterung, ohne Kenntniß von Volk und Land gefaßt, sich merklich abgekühlt, dann in immer steigendem Maaße lieb gewonnen hatte; und ich fühlte zum erstenmal wahrhaften Schmerz bei dem Gedanken an Trennung. Aus Liebe für die spanische Sache hatte ich viel erduldet, Ungemach, das meine Feder oft nicht niederzuschreiben wagte: wer weiß nicht, daß man einen Gegenstand, den man der Achtung würdig findet, nur um so inniger liebt, je mehr er uns zu leiden macht, je gerechtere Ursache er uns giebt über ihn zu zürnen? Und von ihm sollte ich mich freiwillig wieder trennen, gerade zu einer Zeit, da es mich gewissermaßen mit allen Reizungen, die Sterbliche beglücken können, zurückzuhalten und für das Erlittene entschädigen zu wollen schien? Was ich verließ, das wußte ich; doch wem ging ich entgegen? — — — dachte man in der Heimath nicht ganz verschieden von mir über die Verhältnisse, über das Wohl und Weh Spaniens, und über die Wichtigkeit der Stärkung der spanischen Nazionalität, zumal für das deutsche Volk? — — Doch der Name war gefunden und die schwache Stunde vorüber: aus der tiefsten Seele flammt das heilige Wort „Vaterland", Leib und Seele mit neuem Feuerstrom durchgießend und läuternd.

Es ist wahr, als ich in Sevilla das Dampfschiff bestieg, nahm ich Abschied von Spanien, schon andern Morgens berührte ich den offenen Ocean. Aber befinde ich mich nicht auf der Heimkehr nach Deutschland? Schließt dieß Wort nicht allen Trost in sich, den die gütige Gottheit in die Wunden unserer Seele träufeln kann? Deutschland! Es wird auch noch einen freien Platz haben für mich! Was liegt

daran, ob einige Leute ſich dort einbilden, carliſtiſch zu ſein? Kennten ſie die Beſtrebungen der ſpaniſchen Nazion, ſie würden ſie hochachten, und vielleicht es nicht unter ihrer Würde finden, ihnen in einigen Stücken nachzukommen. Ich gehöre dem deutſchen Volk an, ihm allein, und Niemanden ſonſt, und das iſt mir für mein Leben genug! Und wenn es in Demüthigung lebt, um ſo inniger gehöre ich ihm an, mein Leben, alle meine ſchwache Kräfte. Ob man mir zürnt, zürnt mir mein Volk nur nicht. Meine Freiheit wird man nicht antaſten! Meine Freiheit? * — — — — — Wäre ich der König von Spanien (und wahrhaftig, ich bin noch lieber der, wer ich bin, wie wenig auch), ſo würde ich vielleicht ſechs Monate des Jahrs im Alcazar zu Sevilla verbringen; wenn ich eben nichts Beſſeres zu thun wüßte. Aber als Deutſcher würde ich mich in den Marmorpatios von Sevilla, im Zauberorte des Alcazar, in der Feenvilla einer Dame, ja im Paradieſe ſelbſt unglücklich fühlen, wenn dieſes nicht in Deutſchland läge. Ich rechne mir das eben wenig irgend zum Verdienſte an, als ich andererſeits zugeben kann, eine ſolche Stimmung ſei gekünſtelt. Bei Gott, der iſt nicht weit gekommen, der da meint, bloß im natürlichen Zuſtande der Dinge gebe es für einen edlen Menſchen einen erträglichen, mäßigen Glückszuſtand auf Erden, irgend anderswo als im eignen Vaterland. Der iſt der allerſchlimmſten Täuſchung verfallen, der meint, der glühendſte Patriotismus ſtehe nicht in höchſtem Einklange mit der aufrichtigſten Liebe und Hingebung an Menſchheit und an Gott, und es bedürfe, um ein wahrhafter Kosmopolit zu ſein, einer gewiſſen Schlaffheit in den vaterländiſchen Banden oder gar einer Beſiegung der natürlichen Vaterlandsliebe. Ich bin überzeugt,

* Es ſcheint, wie ſchon in der Vorrede angedeutet worden, als würde es von dem Verfaſſer klüger geweſen ſein, ſich davon etwas weniger überzeugt gehalten zu haben.

daß ein Menſch, der nicht mit der innigſten Hingebung ſein Vaterland liebt, in jedem Opfer für daſſelbe einen Gewinn für ſich ſucht, in jeder Handlung für ſein Beſtes die innigſte Freude empfindet, in ſeinem Wohl allein ſeine eigene höchſte Befriedigung findet, daß ein ſolcher Menſch eben ſo wenig die Menſchheit zu lieben, überhaupt der wahren Liebe fähig iſt, wie der Mann, der Eltern, Familie, Haus und Hof vernachläſſigt, ſich in Tugenden hervorthun wird. Es giebt Geſchlechter, die kein Vaterland und kein Volk haben, und ſie ſtehen dem Zuſtand der Thiere nahe, die deren ebenfalls entbehren; auf ihnen laſtet der Fluch der Zerrüttung und Auflöſung, der die alte Einheit der Menſchheit zerriß und vor dem ſich dieſe in den Völkern zu retten ſuchte — ein Fluch, der ſie unaufhörlich verfolgt, zu keiner Bildung, zu keiner Geſittung gelangen läßt, der ſie nur immer mehr entmenſchlicht und der nur in völliger Vernichtung, wie die der amerikaniſchen Wilden, ſein Ende erreicht. Nur im Vaterlande, nur in dem Volke, dem wir angehören, ſind wir, was wir ſind und werden können: für unſer Volk alſo auch unſere Kraft, unſer Leben! Und brächte ich keine andere Erfahrung als die Ueberzeugung von dieſer Wahrheit von meiner Reiſe zurück, ich würde ſie nicht für verloren achten. —

Das Dampfſchiff lichtete um 8 Uhr Abends, den Rückſtrom der Ebbe benutzend, die Anker, als Sevilla eben in einem Strahlenkranze von Lichtern, nicht mit den Leuchten von Triana, ſondern ſogar mit den Sternen des Himmels an prächtigem Feuerwerk zu wetteifern anfing. Die Marqueſe hatte mich in meinen Betrachtungen nicht geſtört, es ſchmeichelte ſie nicht wenig, daß ein Fremder eine ſo innige Zuneigung zu ihrem Vaterlande faſſen konnte, wie ſie ſtets bei mir gefunden, denn ſie war eine edle Spanierin. Nur vergaß ſie nicht, mich jedesmal auf die Lichter an den beiden Ufer des breiten Stroms, auf deſſen Mitte wir hinfuhren,

aufmerkſam zu machen, Lichter, die bis in ſehr weiter Entfernung ſichtbar waren, und oft langen Feuerguirlanden glichen. Der Himmel war heiter, die Luft überaus friſch, alle Lebenspulſe ſchwellend. Wahrhaft prachtvoll, grandios, unvergleichlich wurde die Nacht mit ihrem ſcheinenden Duftglanz, als endlich auch Luna mit reizendem Lächeln ſich den Thoren der öſtlichen Gemächer entwand, aus ihrer Sichel ein mildes, verklärendes Silberlicht durch die endloſen Räume goß, und ſelbſt in Entzückung zu gerathen ſchien über die Herrlichkeit der Schöpfung, die ſich vor ihrem kleinen Auge entfaltete.

Auf einmal unterbrach die lautloſe Stille, die ſich um das Schiff gelagert hatte, ein kunſtvoller, die Seele ergreifender Geſang, der ſo überraſchend kam und doch ſo ungemein zuſammenklang mit der Nacht und ihrer Pracht, daß man hätte vermuthen können, Sirenen ſeien uns ſtromauf entgegengezogen, um uns durch ihr ſüßes Gelocke Herz und Sinnen über Jetzt und Künftig zu täuſchen. Staunend lauſchten wir den holden, reinen Stimmen, und nachdem ſie verklungen, blickte die Marqueſe mich auf eine Weiſe an, als wolle ſie von mir wiſſen, ob das Gehörte Wirklichkeit oder bloßes Gebilde ihrer Einbildung, wozu ohne Zweifel ihre reiche Phantaſie wohl geeignet war, geweſen ſei. Doch der Marques, der ſich mehr um die übrige Geſellſchaft bekümmert hatte als wir, löste jeden Zweifel. „Denken Sie, Sennora, ſagte er mit ſichtlicher Freude: an Bord befindet ſich die ganze italieniſche Operngeſellſchaft von Sevilla, Männer und Frauen, Klein und Groß, Niemand fehlt von dem ausgezeichneten Künſtlerkörper.“ — Und wohin geht die Reiſe? — „Für die nächſten drei Monate nach Cadiz, wo uns alſo für dieſe Zeit das Vergnügen der italieniſchen Oper täglich zu Gebote ſtehen wird. Die Geſellſchaft hat eben den lobenswerthen Beſchluß gefaßt, die ganze ſchöne

Nacht ſich und uns durch Sang und Spiel zu verkürzen. Das giebt eine wahre Götterfahrt, in Begleitung der Muſen." — Nur die Götter fehlen, ſagte ich, außer vielleicht einem einzigen. „Und wer iſt dieſer?" Der ſchalkhafteſte unter ihnen, der geflügelte Amor. „Und wo der iſt, da ſtellt ſich bald, beſonders in ſolcher Nacht, der ganze Olymp ein." Ich zweifle nicht daran, ſobald ſich nur Einer findet, der mit dem H .... vorbläst.

Wir ſtiegen in die Cajüte hinab, um zu Nacht zu eſſen; welches animaliſche Geſchäft jeder Reiſende nach ſeiner Bequemlichkeit abmachte, obſchon hier zu Lande Sommers allgemeine Sitte iſt, erſt nach neun Uhr das Abendbrod einzunehmen. So kamen wir unter die Sänger und Sängerinnen, die beinahe die ganze Cajüte anfüllten. Ein gutmüthiges, gefälliges Völkchen, ſehr geſchwätzig, doch keineswegs aber liebenswürdig. Was mir gefiel, war, daß ſie gleichſam eine große Familie zu bilden ſchienen; alle Transporte und Verzehrskoſten waren gemeinſchaftlich und gegeneinander beobachteten ſie den höflichſten Anſtand, oder ſie begegneten ſich ſogar mit Herzlichkeit; auch bei ihrer Ankunft in Cadiz wurden ſie von Befreundeten auf eine ſo innige Weiſe begrüßt, daß man dabei unmöglich an Schauſpielerei denken konnte. Die meiſten von ihnen ſind Italiener; die untergeordneten Mitglieder mehr Spanier. Indeß zeichnete ſich eine junge Spanierin, dem Vernehmen nach aus vornehmer Familie, deren Vater geſtorben, deren Mutter ohne Brod, durch eine überaus friſche und metallreiche Stimme aus, der die Natur den Mangel der Schule erſetzte. Viel kam die Rede auf die gefeierte Malibran, deren Vater einſt Bänkelſänger in Sevilla war. Das Herz eines Schauſpielers erweitert ſich beim Klange eines großen Bühnenmannes: der Ruhm des Gefeierten erhöht ihn ſelbſt.

Zum erſtenmal hörte ich hier gebildete Italiener und

Spanier nebeneinander ihre Sprache reden. In der That, mich überraſchte das Matte, Weiche, Blaſſe im Ton der italieniſchen gegenüber dem Vollen, Kräftigen, Schwungreichen der ſpaniſchen. Welch ein Unterſchied! Wie wenn Waſſer Wieſen durchſäuſelt und wenn es vom Hochgebirg durch Felsſchluchten ſtürzt. Mir deucht, man dürfte mit Fug und Recht unter allen Romanen den Spaniern die Superiorität zuerkennen. Den Spaniern nicht als Nazion (denn die Fähigkeiten der Nazionen erklären ſich nicht allein aus denen der Einzelnen, ſondern auch aus dem Zuſammenwirken und Zuſammenleben, weshalb auch die franzöſiſche Nazion bewegter, fähiger, geiſtvoller als die ſpaniſche erſcheint), ſondern als Perſonen. Ich habe auch in Navarra und Madrid häufig Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß der einzelne Franzoſe dem einzelnen Spanier gegenüber deſſen Ueberlegenheit wie unwillkührlich zu fühlen ſcheint. Seine Feinheit, die ihm über uns Germanen nur zu oft ein Uebergewicht verleiht (analog der wälſchen Liſt), geht an der edlen Würde und Anmuth, ſeine Affectation und deklamatoriſche Stimmung an der Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Spaniers zu Schanden; und ſelbſt der Nazionalſtolz, der ihn ſonſt ſo wohl kleidet, iſt bei dem Spanier angenehmer, weil er mit mehr Würde und mit mehr Beſcheidenheit verbunden iſt. Jenes eitle, ſchmeichelhafte Gefühl, das der Franzoſe einer guten deutſchen Tête quarrée, gegenüber empfindet (weil wir Thoren genug waren, uns die Franzoſen über uns einzubilden), geht ihm dem Spanier gegenüber verloren, ja macht einem entgegengeſetzten Platz, da das Gefühl ſelbſt nur Schwäche war, die nach jeder Seite hin nachgiebt. Indeß dürfte ſich die romaniſche Ueberlegenheit des Spaniers am meiſten in der Sprache bekunden. Das Caſtilianiſche hat den Formenreichthum der lateiniſchen Sprache in reinſtem und reichſtem Maaße lebendig erhalten,

das Franzöſiſche am wenigſten. Jenes hat ſich überdem noch eine Menge neuer Formen angeeignet, die zu ſeinen Hauptzierden gehören. Das Italieniſche iſt weicher und ſanfter als das Lateiniſche geworden, das Caſtilianiſche voller, tiefer, bruſttönender. Unter allen europäiſchen Sprachen hat die caſtilianiſche mit der deutſchen die meiſten Guturallaute (an Conſonanten iſt ſie bekanntlich nur unter den romaniſchen die reichſte), der näſelnde Franzoſe, der jene gar nicht kennt, lernt ſie daher auch nie gut ſprechen. Bekanntlich haben die indogermaniſchen Sprachen im allgemeinen weniger Bruſthauche als die ſemitiſche, die hebräiſche, arabiſche ꝛc. Man wird alſo auch hierin, wie in einigen Formen, im Artikel el und materiell in vielen Wörtern, die ſelbſt wie mesquin nach Frankreich übergegangen ſind, den arabiſchen Einfluß auf der iberiſchen Halbinſel erkennen müſſen. Und wenn die genauere Forſchung herausſtellen ſollte, daß die Iberer, die Cantabrer, die Basken, kurz die alten Bewohner der Halbinſel nicht javitiſchen, ſondern ſemitiſchen Stammes, alſo mit den Phöniziern und Arabern verwandt ſeien (was neuerdings Einige auch ſogar, aber mit der größten Unwahrſcheinlichkeit, von den Kelten behaupten wollen), ſo würden wir auch hierin einen Fingerzeig ſehen, warum im Spaniſchen die kräftigen Guturallaute ſich vorfinden, die das Lateiniſche nicht kennt. Indeß noch eines dient zur Erklärung derſelben, ein phyſikaliſcher Umſtand, der ſich überall als mit der Abſtammung in Verbindung wirkſam zeigt. Im Allgemeinen ſind die Kehllaute den Bewohnern der Gebirge eigener als denen des Flachlandes, ſelbſt wo ſie eine Sprache reden; ſo bringen die deutſchen Völker in den Alpen in ihren Dialecten überall tiefe Hauche und die davon abhängigen Vocale an, die der deutſche Nachbar der Ebene nicht kennt; außer dem Gebirg ſind es nur noch die unmittelbaren Küſtenſtriche, welche merkwürdiger Weiſe ebenfalls tiefe

Bruſtlaute lieben, wie das Holländiſche das tiefſte G aller germaniſchen Dialecte hat. Nun iſt Spanien vor allen übrigen Ländern Europa's am meiſten Gebirgs- und Küſtenland, die herabfallende Pyrenäenwand verbindet es mit dem flächern Frankreich und nach allen andern Seiten brauſt das Meer um den Felſenfuß ſeiner Gebirgsabhänge, die nur in den Flußthälern von Tiefebenen durchfurcht ſind. Alſo ſteht ſeine Sprache auch in vollem Einklang mit der Natur ſeines Landes, wie die franzöſiſche Sprache mit der Natur des franzöſiſchen Bodens; wie dieß denn überhaupt nirgends als zufällig zu betrachten iſt, da ja ſelbſt einem Boden nicht entſprechende, fremde Volkselemente ſich allmälig naturaliſiren. Es dürfte intereſſant ſein, dieſe Analogien weiter zu verfolgen über Nordafrika, Arabien, Syrien, über alle ſemetiſche und javitiſche Gebiete.

Unter den Spaniern in der Cajüte befand ſich ein reicher Baske aus einem biscayſchen Seehafen mit ſeinem Sohn, deſſen Bruſt mit goldener Uhrkette behangen, deſſen Finger von Edelgeſtein prangten. Vater und Sohn waren beide ſchlank gewachſen und groß, der erſte noch ein kräftiger Mann, der letzte ſah etwas ſtubenluftig aus, wie ein junger Engländer ungefähr, der eben Oxford verläßt. Dieſer ſprach nichts, ſondern nickte blos Beifall; der Vater aber führte das große Wort und gefiel ſich ſichtlich, ſeine Kenntniſſe, Erfahrung und Beredſamkeit glänzen zu laſſen. Die Spanier ſind das artigſte Volk der Welt, unartige Leute findet man unter ihnen gar nicht, unangenehme ſehr ſelten. Dieſer Baske war einer der letztern, aus Eitelkeit. Um ſich als Mann auszuweiſen, der die Welt geſehen habe, wußte er nicht genug an Spanien und der Welt zu tadeln, und um ſich als vornehmer Herr zu bezeichnen, gab er ſeine Erfahrung zum beſten, die an ſeinem Platz jeder Narr machen kann. Patriotismus, meinte er, ſei eine Thorheit, weil ſie

vom Vaterland niemals belohnt würde, als etwa mit Undank; ſein eignes Leben enthalte den Commentar für die Wahrheit dieſer Behauptung. Und als die edle Marqueſa ihm erwiederte (denn hier zu Lande iſt die Unterhaltung weniger ausſchließlich als bei uns, wodurch zum Theil dem ſpaniſchen Karakter eben jener Zug der Artigkeit mag eingeprägt worden ſein), diejenige Handlung verdiene niemals patriotiſch genannt zu werden, die nur um Belohnung geſchehe, und es ſei alſo der wahre Patriotismus durchaus unabhängig von allem Dank oder Undank der Völker; da zählte der reiche Mann alle die Opfer auf, die er Spanien gebracht und von denen er kein einziges vergeſſen hatte. „Was liegt mir noch am Vaterland?“ rief er in gekünſtelter Extaſe aus: „Ubi bene ibi patria! Fort nach England, nach dem Norden, da lebt man frei und, fehlt Geld nicht, in Anſehen! — — Nur Eines fällt mir oft dabei ſchwer auf das Herz — der Nebel im Norden, davon haben Sie, Caballeros, gar keinen Begriff, der düſtere Wolkenhimmel ſitzt einem auf dem Kopf und drückt einen in die Erde nieder.“ — „Nicht überall im Norden, bemerkte ich, werden Sie, mein Ritter, von den engliſchen Nebeln gedrückt werden und es liegt nur an Ihnen, dieſen zu entgehen; in den Thälern Norwegens und Schwedens herrſcht die lieblichſte Friſche der Erde und die erhabenſte Hoheit des Himmels, doch auch Patriotismus in den Bewohnern; dorthin zu gehen, kann ich Ihnen bei Ihrer Sinnesart, den Vaterlandsliebe dumm dünkt, nicht anrathen, aber gehen Sie nach Lappland oder nach Kamtſchatka, da werden Sie ſich am beſten ſchicken.“ Der Marqueſe wurde das Geſpräch unleidlich und wir gingen nach dem Verdeck, auf das uns überdieß die ſtrahlende Nacht und die fröhlichen Sänger mit ſüßen Tönen lockten.

Welch eine entzückende Nacht! Die friſche Seeluft, die

uns lind kühl entgegenfächelte, der Glanz des Himmels, des hochgewölbten mit seinen strahlenden Sternbildern, das milde, sanfte Licht der Mondsichel, die weite Landschaft, wie von silbergewebtem Schleier umgossen, das sanfte, murmelnde Wellengeschaukel, abwechselnd durch die erhabene Stille der Nacht vernehmbar mit den reinen, lieblich hinfließenden Gesang der Italiener, alles dieß war geeignet, Herz und Sinne zu bezaubern und jene empfindsame Stimmung in der Seele anzuregen, in der man den Pulsschlag der Natur in sich wiederschlagen hört, sich mit Gott und seiner Schöpfung eins zu fühlen glaubt. Wir schritten, Arm in Arm, voll zärtlicher Befriedigung, das Verdeck auf und ab; in der Mitte ging oder schwebte vielmehr die schlanke Marqueſe, ganz Anmuth, ganz Zärtlichkeit, ätherisch umflossen von seidenem Gewand und weißer Mantillegaze, aus denen ihre reizenden Formen wie aufbrechende Knospen hervorschwellten. Konnte man nur diesen herrlichen Körperbau schauen, ohne den Wunsch brennend heiß zu fühlen, nie wieder den Blick abwenden, nie wieder etwas anderes sehen zu dürfen? in diese Formen die Seele zu stürzen und darin unsterblich zu bleiben? Konnte man in diese Augen schauen, ohne in Liebe zu zerschmelzen? Und doch, reicher, schöner noch war der Geist, der in diesem reinen Tempel wohnte, entzückender die Seele, die aus diesen Augen uns wieder zum Leben aufrief, das vor deren Glanz nicht bestehen zu können schien, die Seele, die uns, den Gesang, die Natur noch höher zu beleben, zu beseligen, zu vergeistigen schien.

Wer eine Nacht, wie diese, erlebte, rief ich, indem ich die Hand meiner schönen Nachbarin, die sie leicht auf meinen rechten Arm gelegt hatte, leise an meine Seite drückte, der kann nicht mehr zweifeln, daß die lieblichsten Mythen, das Götterleben auf Erden eine Wirklichkeit haben. Die Gärten der Hesperiden stehen nicht bloß im Gebiet der Fabelwelt,

es giebt ein Füllhorn der Amalthea, ein goldenes Vließ, ein arkadiſches Schäferleben! Ich bin in der Stimmung, Alles zu glauben, Alles für möglich zu halten, weil ich das, was dieſe Nacht mir offenbart, nicht für möglich gehalten hätte. „Iſt nicht Alles möglich, was ſich äußern kann?“ ſagte der Marques. „Und ich bin auch der Meinung,“ die Marqueſa, „daß die Mythen wirklich Erlebtes ſind und nicht bloß dichteriſche Erfindungen müßiger Köpfe.“ — „O, Sennora,“ rief lachend der Marques, der den Ovid mit großer Vorliebe zu ſeinem Studium gemacht zu haben ſcheint: „ſchöne Sennora, die Müßigkeit ſcheint doch mit den ſüßeſten Mythen in genaueſter Verbindung zu ſtehen:

Venus otia amat. Qui finem quaeris amoris
Cedit amor rebus, res age, tutus eris!

Wer Mythen erleben will, darf den holden Müßiggang nicht fliehen; denn Thätigkeit verſcheucht ſie.“ — „Freilich, Amor findet im Müßiggang die Herzen am wenigſten vor ſeinen Pfeilen bepanzert, und wer ihn fürchtet, arbeite.“ — „Ich weiß nicht, von welchen Mythen Ihr ſprecht,“ ſagte die Marqueſe: „Ich habe nur die im Sinne, die nicht dem wollüſtigen Müßiggang, ſondern der Kindheit, der Unſchuld angehören, und ſonſt kenne ich keine. Auch dünkt mich, Ernſt und Thätigkeit ſeien der wahren Liebe zuträglicher als Lockerheit und Nichtsthun.“ — „Es war nur eine Abſchweifung des gelehrten Marques, ſeinem göttlichen Ovid zu Liebe.“ — „Und der iſt anderer Meinung, rief dieſer; ich mit ihm, und um zu zeigen, wie ſehr ich ihn verehre, will ich nur geſtehen, daß ich große Sehnſucht ſpüre, mich niederzuſetzen und der Ruhe zu genießen. Weiß Gott, wo man hier Unterkommen findet, die Cajüten liegen ſchon dicht voll. Ich wünſchte, wir wären ſchon in Cadiz, trotz der herrlichen Nacht — Tum denique nos quieti dabimus, dulcique otio fruemus. Wenn ich nicht Muße gefunden hätte, zu ſtudiren,

ſo würde ich auch nicht mehr Latein verſtehen als andere Leute.“ — „Das iſt allerdings der ganze kleine Unterſchied, mein Herr Gelehrter!“

Der Marques ließ ſich ſeinen Mantel umwerfen und in einem Winkel des Verdecks ein karges Lager bereiten, auf dem er ſich, nach allen möglichen Entſchuldigungen und uns einladend, bald ſeinem Beiſpiele zu folgen, ausſtreckte. Die Marqueſe behauptete, die noch wenigen übrigen Stunden der herrlichen Nacht nicht verſchlafen, ſondern mit frohem Herzen genießen zu wollen, und da es mir ebenfalls unmöglich geweſen wäre, ein Auge zu ſchließen, ſo ſetzten wir beide unſern Spaziergang fort. Unterdeß war es auf dem großen Dampfboote bereits ſtill geworden, die meiſten Sänger und übrigen Reiſenden ſchliefen, ungeachtet des anfänglichen Vorſatzes, zu wachen, nur hier und da lag noch auf dem Verdeck eine halbwache Geſtalt und nur einzelne Stimmen, wahrſcheinlich angeregt durch ſüße Betrachtungen, ließen ſich noch mitunter in ſehnſüchtigem Lied vernehmen.

„Sie halten alſo davon, mein beſter Freund,“ hub die ſchöne Marqueſe an, indem ſie ſich ſanft an meine Seite ſchmiegte: „das die paradieſiſchen Gärten, das goldene Zeitalter, die in Unſchuld glückliche Kindheit unſeres Geſchlechts, mehr als bloße geliebte Träume ſeien, umgeben von dem hohen Zauber, worin uns die holden Tage eigner Kindheit erſcheinen, wo uns, noch unbekannt mit dem Ernſt des Lebens, Scherz und Freude umgaukelten und das Farbenſpiel der Seifenblaſen unſere Thränen trocknete?“ — „Sie mögen es nur immer Träume nennen, inſofern damals die Menſchheit noch gewiſſermaßen im Traume dahin wandelte, in dem Zuſtand gleichſam der unbewußten und unſchuldigen Kindheit, und im Wiſſen auf der niedrigſten Stufe ſtehend, denn das Wiſſen beginnt erſt mit dem Kampfe verſchiedener Prinzipien, mit der Verwirrung und dem Auseinandergehen

von Gott und Menſchheit. Sogar lebt das Glück, das wir jenem Zuſtand beimeſſen, erſt ſpäter in unſerer Vorſtellung auf. Wenn wir zu fühlen beginnen, daß die Tugend allein glücklich macht, dann beginnt unſere Sehnſucht nach einem Gottleben, das wir in der Vergangenheit als Unſchuld, in der Zukunft als Freiheit, in der Gegenwart als Kampf ſehen. In den Mythen ſpiegelt ſich gewiß das Bewußtſein der Menſchheit ab, ohne Schuld aus Gott hervorgegangen zu ſein, das mit der Sehnſucht nach Gott innig zuſammenhängt, uns nämlich als freie, in ihm immanente Weſen zu wiſſen." — „Da wir alſo in die Kindheit nicht zurück, die ganze Freiheit aber nicht erlangen können und Kampf unſer Loos iſt, ſo iſt vollkommenes Glück für uns hienieden unerreichbar?" — „Gewiß! Unſer Glück beſteht einzig nur in dieſem Kampfe, der ſich auf unſere Hoffnung, unſern Glauben oder unſer Wiſſen ſtützt." — „Und doch mein' ich, Alles müſſe ſchon hier in harmoniſcher Einheit zuſammenſtimmen und vollkommene Befriedigung gewähren, wenn, wenn" — — „Wenn wir die Herrlichkeit Gottes ſchauen! Oder auch, ſchöne Sennora, wenn wir wähnen, ſie aus ſeinem Ebenbild hervorleuchten zu ſehen — ſo lange wenigſtens, als eine ſolche Täuſchung währt, ſie giebt Befriedigung, vielleicht nur um uns nach ihrem Entfliehen deſto grauſamere Qualen zu hinterlaſſen."

Die Marqueſe blickte mich mit unendlichem Liebreiz an. Sie ergriff meine Hand und führte mich in den Vordertheil des Schiffs, hart an deſſen Rand, wo wir den Strom, der immer breiter und majeſtätiſcher dahinwallt, je näher er der Umarmung der See kömmt, ungeachtet er ſich hier mehrfach geſpalten hat und zwei Inſeln bildet, die große und die kleine Inſel genannt, in ſeiner ganzen Pracht überſchauen konnten. „Blicken Sie jetzt," ſagte ſie, indem wir uns über das dichtverplankte Schiffsgeländer lehnten, „tief in die Wellen

hinab, die für unſere leiblichen Augen ſo dunkel und unergründlich ſind, wie Zeit und Zukunft für die der Seele; der Himmel mit ſeiner Sternenpracht ſtrahlt Ihnen aus demſelben entgegen, ſein ſchönes Bild: wie, wenn dieſes mich nun anzieht, mich entzückt, ja meinen trunkenen Sinnen vergeſſen läßt, daß es nur der Abglanz des Himmels iſt; warum ſollte ich das Täuſchung nennen, warum jemals Reue, Qual darüber empfinden? Nein, Liebe iſt keine Täuſchung, wie ſie nie täuſchen kann; und könnte ſie ſelbſt aufhören, was meinem Gefühl unmöglich dünkt, meine Seele würde noch in den Erinnerungen ſchwelgen, wie früher in der Unmittelbarkeit der Empfindung. Liebe giebt völlige Befriedigung und da nun dieſe Liebe keine Täuſchung iſt, ſo giebt Liebe auch ſchon vollkommenes Glück hier auf Erden." — „Mein Herz, nicht mein Verſtand, Sennora, ſpricht zu Gunſten Ihrer auf Gefühl beruhenden Behauptung — was ſag' ich — ſpricht? es ſchlägt, ſtürmt, brennt für die Wahrheit deſſen, was Sie ausgeſprochen. Ach, wenn ich in Ihre Augen blicken, wenn ich nur in Ihrer Nähe ſein kann, fühl' ich mich ſo unausſprechlich glücklich, Vergangenheit und Zukunft eilen flugs aus den Gedanken; ich lebe voll, ganz im Augenblick, Fülle des Glücks durchrieſelt mich, die Fülle unmittelbaren Glücks, ich glaube, nein ich bin ein Seliger. Aber, Sennora, andere Stunden folgen; nur ſo lange Ihr ſchönes Bild noch lebendig in meinen Augen lacht, ich Sie gleichſam von Ihnen weg ganz in meine Klauſe trage, dauert die Befriedigung, der Wunſch der Seele, die Seligkeit, und ſowie ſich jenes Licht aus den Augen entwindet, tritt trübe Düſterheit ein und die Reflexion, die zuerſt ihr Arzt ſein will, wird ihr Todtengräber." — „Und doch iſt dieſe Qual und Pein der Liebe und als ſolche ſüß, und wäre ſie auch bitter, ja millionenmal bitterer als ſie unendlich ſüß iſt, ich wollte darum ihr nicht das Gefühl der Liebe opfern. Dem Glücke, wo

wir es in ſeiner ganzen Unmittelbarkeit fühlen, Dauer zu geben, das würde demnach unſere Aufgabe. Blicken Sie in die Wellen hinab — was fühlen Sie, mein Freund — o mich durchglüht's — — wenn wir in dieſem Gefühl, in dieſem Glück, wenn wir jetzt, uns umſchlingend, in dieſen Wellen durch den leiblichen Tod Vereinigung ſuchten, würden wir dann dem ſeligen Zuſtande nicht ewige Dauer bringen?"

In dieſem Augenblicke bog ſich die Marqueſe mit der ganzen wunderbaren Schwungkraft ihres ſchlanken Körpers ſo weit über die Baluſtrade in den Strom hinaus, daß ich plötzlich vor Schrecken, die Heftigkeit ihrer Empfindung möge ſie den Gedanken, den ihre Worte eben ausſprachen, bis zu dem gefährlichſten Verſuch verfolgen laſſen, ihren Leib umfaßte und von dem Geländer zurückriß und die ſchöne Unbändige feſt an meine Bruſt ſchloß. „Ach," rief ſie, wie gewöhnlich meinen Vornamen, doch jetzt mit auflöſender Zärtlichkeit aushauchend, „ach hier klopft es doch höher, iſt es doch unendlich ſüßer, an deiner Bruſt als dort in den kalten Wellen. Zweifelſt Du noch an der Dauer des Glückes? Sprich, kann dieſe Stunde jemals vergehen? Ja, eine neue ſchlägt, aber nicht für unſere Herzen, die vor der Zeit nichts wiſſen! Berühren ſich in dieſem Augenblick nicht zwei Ewigkeiten, beide ihn verewigend, in dieſem Augenblick, da unſre Lippen ſich vereiniget finden? — — — Kein Traum! Oder doch? O, iſt der Traum ſo ſüß, will ich ewig ſo träumen! Ja, bleibe, bleibe zurück in meinem Vaterlande, du trägſt ja doch keine großen Hoffnungen in das Deinige zurück! — — — Nicht möglich? Wie ſoll ich die Trennung ertragen! Du nimmſt mein Leben mit hinweg und ließeſt das deinige zurück, ſo ſind zwei Leben verloren: iſt es nicht beſſer, ſie bleiben zuſammen in einer Seligkeit vereinigt? — — Ich bin ſchwach, dieſe Spanierin an deiner Bruſt iſt ganz Schwachheit, aber meine Liebe iſt ſtark, glaube mir, o,

unveränderlich, ewig! O Gott, Dir gehörte ich ſchon, als ich Deinen Kampf bemerkte, in Madrid, der Dich bewog, mich zu meiden; aber ganz und immer war ich Dein, als ich bei dem räuberiſchen Ueberfall, aus der Ohnmacht erwachend, mich in Deinen Armen und Dich von Räubern umringt erblickte. Sieh, was Du damals thateſt, wie könnt' ich's Dir anders lohnen, als mit der zärtlichſten, mit unendlicher Liebe? Wie unnennbar mich das beglückte! Denn konnte es einen höheren, einen rührenderen Beweis Deiner Liebe für mich geben, die ſonſt keine Sprache zu finden wußte? Komm', Geliebter, komm', lege Deine Hand an meine Seite, da, wo die Wunde war, die Du verbandeſt, und wo jetzt, ja ſieh, nur noch eine leichte Narbe. Sieh, ich zerreiße mein Kleid — — ſo, ganz ſo iſt es nun, wie Du es damals zerriſſeſt — das rothe Blut quillt nicht mehr, aber mit dem Blut haſt Du mein Herz gewonnen, für ewig, es iſt Dein — o, Gott, dieſe Bruſt, die für Dich nur athmet, iſt noch ſo rein und keuſch, als Du ſie ließeſt — nur von Liebe zu Dir, von unſäglicher Liebe angefüllt — — — o, Himmel, dieſer Augenblick! — — Liebe, ewige Liebe!" — —

Verſtummend lag ſie lange in meinen Armen. Eine ſanfte Stimme, deren Geſang vom andern Theil des Schiffs vernehmlich zu uns herüberſchwebte, weckte uns aus der ſprachloſen Entzückung. Das Lied beſtund nur aus einem Gedanken, der ſich immer wiederholte; aber in dieſem Gedanken hauchte ſich die ganze Sehnſucht eines liebenden Herzens aus, ebenſo auch in der Melodie und in dem Ton der Stimme. So war er gefaßt:

Maria de los Dolores
Se llama la mi querida;
Ha ¡ quando me llamaré yo
De los Dolores maria!

Die Marqueſe wurde ſo gerührt, daß ſie in Schluchzen ausbrach. „Die Worte wollen mir die Seele aus der Bruſt winden, Sie erinnern mich an den Schmerz, der dieſe bald zerreißen wird; wenn Du, mich zurücklaſſend, über die blaue See hinziehſt; — an den Schmerz der Sehnſucht, den niemals zu ſtillenden, in den ich zerfließen werde. Ach, vergeblich werde ich den Furchen nachſehen, auf denen Du fortgezogen, den nächſten Augenblick wird das Meer ſie verwiſchen, ohne eine Spur zu laſſen, auf der ich Dir nachweinen kann, Nichts, Nichts wird mir von Dir bleiben — uns trennt das Meer, das ſtumme, grabestiefe Ungeheuer mit dem furchtbar gähnenden Rachen, der alle meine Hoffnungen zumal verſchlingt. Maria de los Dolores, ſo mußt Du mich fortan nennen, Du, de los Dolores maria!“ — — Ich führte ſie auf eine Ruhebank, hüllte ſie in ihren Mantel, denn die kalte Seeluft ſtrich gegen den anbrechenden Morgen immer empfindlicher über das Schiff, machte ihr ein Kiſſen zurecht und ſtützte ihr Haupt an meine Bruſt, auf die ihre Thränen hinabfloſſen. Ich ſchweige von den Empfindungen dieſes Augenblicks: jeder Strich würde ſie entfärben.

Allmälig ſenkte der Schlaf ſich auf ihre ſchönen Augen nieder. Meine Bruſt blieb das Kiſſen ihres Hauptes, mit Entzücken fühlte ich den warmen Hauch ihres Mundes, die tiefen Athemzüge, die ihre Bruſt hoben. Jetzt bleichte ſich der Himmel über den öſtlichen Bergen, ein goldener Saum malte ſich auf den Spitzen derſelben ab, immer mehr röthete ſich das Firmament, heller und heller ward es im weiten Thale des Guadalquivir, der aus Mondduft gewobene Silberſchleier ſchob ſich in die Ferne zurück. Alles verkündete einen lichtverklärten Tag und noch ehe dieſer Gedanke gedacht, erloſch er bereits vor der Wirklichkeit — eben blitzte der erſte wunderherrliche Feuerſtrahl über die Gebirge auf, als

ich meinen Mund über ihre Lippen bog, ihren Namen hauchend. Die lieblichſten Vorhänge der beiden ſchönſten Sterne erhoben ſich und zwei Augen blickten mich innig und beſeligend an. „Guten Morgen, mein lieber Freund!“ lispelte ſie mit der ſüßeſten Stimme. Ich dankte, indem ich ihr die Hand küßte, die ſie mir reichte. Schnell erhob ſie ſich, da ſie am Himmel das herrlichſte Schauſpiel gewahrte. Eben flammte die Sonne über den Bergen auf, ſchwimmend in goldner Fluth, und goß eine ſolche Lichtfülle und ſolches Feuergefunkel über das Thal, den breiten Strom und ſeine Melonen bewachſenen Ufer, deren aromatiſchen Duft wir tranken, über die ganze Landſchaft aus, daß wir uns geſtehen mußten, alle Pracht der Nacht verſchwinde doch vor dem Glanze und der Herrlichkeit des Tages. Schon hatten wir das hehre Schauſpiel geraume Zeit betrachtet, ehe ſich nach und nach die übrige Geſellſchaft den Armen des Schlafs entwand und es auf dem Dampfſchiff wieder rege ward.

— Auf beiden Seiten des Guadalquivir bis zur Mündung bilden die Ufer mehre Meilen landeinwärts faſt eine vollkommene Ebene, die Marisma, die, wenn auch ſeit der Maurenzeit vernachläſſigt, doch überaus fruchtbar an Getreide und Oel iſt, wie denn überhaupt die reichſten, ausgedehnteſten Olivenwaldungen Andaluſien bedecken. Die Bodencultur befindet ſich hier, wie in andern andaluſiſchen Diſtricten, in Aufnahme, Lagunen werden ausgetrocknet und neue Anpflanzungen leben auf. Sodann beginnen an beiden Ufern Salinenwerke, beſonders bei San Lucar, das auch viel Soda aus Seepflanzen brennt. Weſtlich (in welcher Richtung nur noch eine halbinſelartige Spitze den Guadalquivir vom Meer ſcheidet) und nördlich entſchwindet alles Gebirge dem Blick; öſtlich und ſüdöſtlich hingegen ſieht man in die Marisma die weſtlichen Abhänge der langen

Gebirgskette ablaufen, welche mit ihren Verzweigungen und Geklüften den ganzen andaluſiſchen Süden, zwiſchen dem Becken des Guadalquivir und ſeiner Nebenflüſſe und dem Meer von Cartagena bis San Lucar, ausfüllt und in ihren verſchiedenen Theilen auch andere Namen führt, unter welchen öſtlich die hohe Sierra nevada, weſtlich die reichere und bevölkertere Serrania de Ronda am bemerkenswertheſten ſind. Noch immer ſehr anſehnliche Verzweigungen laufen von den Schenkeln der letztgenannten Sierra in weſtlicher Hauptrichtung in das Thal des Guadalquivir und hart gegen die Küſte aus, die Thäler mehrer Flüſſe und Bäche umziehend, unter welchen der weinbekränzte Guadalete, die reiche Provinz von Cadiz mitten durchſtrömend und beim Eingang in die Bucht von Cadiz ausmündend, der bedeutendſte und berühmteſte iſt.

Noch ehe man die Provinz Cadiz erreicht, die der unterſte Theil des Stromes von der weſtlichſten andaluſiſchen Provinz Huelva ſcheidet, ſieht man in weiter Ferne öſtlich die Höhen bei las Cabezas de San Juan (Sierra Algodonales genannt), über welche die große Straße von Sevilla nach Xerez de la Frontera und weiter nach S. Fernando und Cadiz führt. Auf dieſer Höhe, die alles umliegende Land ſtromauf bis Sevilla, ſtromab bis zu dem bald noch eben ſo entfernten Meer beherrſcht, erblickt man, von Norden kommend, zuerſt Cadiz, wie es mit ſeinen weißglänzenden Häuſern auf der ſchmalen, weit vorgeſtreckten Landzunge der gaditaniſchen Inſel aus der blauen See auftaucht. Und dort war es auch, wo der eben ſo großſinnige als tapfere Riego im Beginn des Jahres 1820 an der Spitze eines Bataillons vom Regiment de Aſturias die Conſtitucion von 1812 ausrief, wo er jene merkwürdige, durch keinen Makel befleckte Laufbahn begann, die, wie einſt das Leben des edeln Padilla, auf dem Blutgerüſte des abſoluten Königs enden ſollte. Sein

Ausruf schlug elektrisch durch die ganze Halbinsel und entzündete alle Herzen: siegreich zog Riego in Madrid ein. Wie ganz anders kaum drei Jahre später, als Riego und Mina, die letzten, für die Sache der Freiheit im Felde stunden! Und auch Cadiz mußte die Auferstehung dieses Kindes am 12. März theuer bezahlen: fast schien es, wie es die Wiege der Constitucion gewesen, auch ihr Grab zu werden — in Uebereinstimmung mit seinem Wahlspruch:

Constitucion o muerte
Esta es mi suerte.

Wenn die Arme des Guadalquivir, in die er sich gespalten, sich wieder vereinigt haben, so fluthet er bald in der Breite einer Legua zwischen seinen Ufern prächtig hin, gleichsam einen tief ins Land eindringenden Meerbusen bildend. Das Wasser wird salzig und man spürt in der Nase den unangenehmen, nassen Meergeruch, der erste Anstoß zur Seekrankheit. Ueberaus reizend prangt der lebhafte Hafen San Lucar de Barrameda mit seiner schönen weißen Stadt von 20,000 Seelen, seinem großen königlichen Duanensitz, seinem Einschiffungsplatz Bonanza, seiner alten Burg in der Ferne, von der aus man eine prachtvolle Aussicht genießen muß, seinen hübschen Landhäusern und Alameda's in der Nähe, hingestreckt am reichduftenden Fuße mild abfallender, rebenbekränzter, lieblicher und lichter Höhen, gerade da, wo der seebreite Strom einmündet in die Bucht von San Lucar. Die schon vom offenen Meer umgürtete Stadt blüht zusehends auf, das Anwachsen Sevilla's, auch die vermehrte Zusprache von Cadiz sind ihr günstig; * vor allem aber, daß sie zu dem directen Handel mit den Colonien berechtigt ist. Viele aus Sevilla besuchen hier die Seebäder, Andere trinken das

* Von Bonanza (San Lucar) dauert die Ueberfahrt in Dampfschiffen gewöhnlich 8½ Stunden nach Sevilla und 4 Stunden nach Cadiz. Wir hatten 9 Stunden gebraucht.

feine, heilende Waſſer aus zweien ihrer Quellen. Die Sardellen von San Lucar werden für die ſchmackhafteſten gehalten und friſch oder geſalzen nach Xerez, Sevilla, Puerto, Cadiz ꝛc. verführt. Die Umgegend iſt an Producten reich, an Seepflanzen, Fiſchen, Salz, Oliven, Melonen und vorall am edelſten Wein.

Den berühmten Scherrwein bringt der Boden zwiſchen Xerèz de la frontera am Guadalate, San Lucar und dem Puerto Santa Maria (dem nächſt Cadiz bedeutendſten Hafen an der Bai von Cadiz) hervor, alſo der Landſtrich zwiſchen der Mündung des Guadalquivir und des Guadalete. Das Gewächs von Xerez iſt das ſtärkere (namentlich die dunkelfarbigen vinos generosos der Pajarete ꝛc.), das von San Lucar das feinere, wie der blaſſe geſunde Manzanillawein. Der natürliche Scherrwein, der bei der Ausfuhr mit Branntwein, Malaſſe und Eidottern zubereitet wird, hat eine helle Goldfarbe und iſt ſo alkoholhaltig, daß er im Polarkreiſe nicht gefriert; lange aufbewahrt, verliert er an Stärke, wird aber ſo balſamiſch, daß man ihn um keinen Preis verkauft, höchſtens nur zu Geſchenken vorbehält, und der Preis von 100—200 Thaler für's Faß ſteigt auf 1000 Thaler. Die Ausfuhr des Xerez allein beträgt 14—16000 Faß (botas) zu 30 Arrobas (im vorigen Jahrhundert rechnete man überhaupt die ganze Weinproduction um Xerez nur auf 12,000 Botas, ein Beweis, daß der Weinbau bedeutend geſtiegen), und die ganze in Puerto Santa Maria, dem Hafen von Xerez, einregiſtrirte Ausfuhr etwa 25,000 Faß, ungerechnet was San Lucar direct ausführt. Man ſchlägt den reinen Gewinnſt, den Xerez nach Abziehung ſämmtlicher Ausgaben jährlich bloß an Wein bezieht, auf 800,000 Thaler an. Dazu kommen noch die herrlichen Früchte, Zitronen, Orangen, Punſcheſſenz ꝛc.; denn die Natur hat dem bevorzugten Erdreich des reichen, von großen Weinmagazinen ſtrotzenden

Xerez Alles gegeben. Das Getreide von Xerez, außer vielleicht dem harten Getreide (trigo duro) von Eſtremadura, findet nicht ſeines gleichen. Das Vieh iſt groß und ſtark, die Pferde zeichnen ſich außerdem durch ſchönen Bau, graziöſe Bewegung und Gelehrigkeit aus; nichts Niedlicheres als die Hacas, die Damenpferdchen (die ausdauerndſten andaluſiſchen Pferde ſollen die von der Loma de Ubeda ſein).

Bei großer Hitze erzeugt der weiße Kalkboden einen unangenehmen Staub. Der ſonſt in Cadiz und an der ganzen Südküſte ſo unbequeme Oſtwind, der „Levante", bringt nicht nach Xerez. * Die Xerezaner, ein kräftiger Stamm, ſind die Gascogner Andaluſiens und man erzählt von ihnen eine Menge Blunders. Die Stadt hat nicht 20,000, wie in den Geographieen gewöhnlich angegeben, ſondern 60,000 Einwohner. Wahrſcheinlich war ſie das römiſche Haſtaragia; jedenfalls zur Zeit der großen Mohrenſchlacht am Guadalete (714) ſchon ein beträchtlicher Ort; ihr alter Ruf, der katholiſchen Sache ergeben zu ſein, ſcheint heute keinen Sinn oder Grund mehr zu haben; viel Rühmens wurde ehedem von ihrer Karthauſe (Karthäuſer-Kloſter) gemacht. Merkwürdig iſt die Ausdehnung des Weichbildes von Xerez, das 7½ Meilen Länge von der Sierra Gibalbin bis zur Brücke Suazo, 14 Meilen Breite von den Bezirken von Ronda und Cortes bis an den von San Lucar, und 60 Meilen im Umkreis mißt, ohne daß man andere Oerter, als einige vor mehr als 50 Jahren gegründete Dörfer, wohl aber über 1000 Maierhöfe oder Bauernhäuſer in

* Dieſer Umſtand iſt um ſo außerordentlicher, als doch die alte, in ihrem Schutt noch manches römiſche Denkmal beſitzende, jetzt auch wieder aufwachende Stadt Medina Sidonia, deren hohe Lage zwiſchen Xerez und Gibraltar rings das ganze Land bis zum Meer beherrſcht, oft von dem Levante wüthend heimgeſucht wird. Vielleicht ſchützen die Berge das Thal des Guadalete. Uebrigens wird Medina Sidonia trotz des Levante wegen ſeiner geſunden Lage ſogar von gewiſſen Kranken geſucht.

demſelben antrifft. Die Benützung iſt vielfältig: Getreidefelder, Weinberge, Oliven- und Fichtenwälder, Frucht- und Grüngärten, Viehweiden und Eichenwälder (mit eßbaren Eicheln, vorzüglich zur Schweinefütterung); von dem unbebauten Lande iſt nur weniges, das nicht mit Vortheil zu bebauen wäre. Ueberhaupt haben die meiſten andaluſiſchen Städte ſehr ausgedehnte und dabei oft unpaſſend vertheilte Weichbilder. Weiter aufwärts auf einer Anhöhe am Guadalete liegt die Stadt Arcos de la Frontera im Mittelpunkte des bevölkertſten Theiles der Provinz; indeß behauptet doch immerhin Cadiz, als feſter Platz und Seehafen, in Rückſicht der Intereſſen das Uebergewicht vor den übrigen Städten.

Unmöglich kann man einen Blick auf die Provinz von Cadiz werfen, ohne über deren Naturreichthum ſtaunen zu müſſen. Dennoch iſt ſie nicht einmal unter den drei Provinzen des Konigreichs Sevilla die größere, mißt etwa 300 ſpaniſche Quadratmeilen und hat etwas über 300,000 Einwohner, von denen beinahe ein Drittheil um die Bucht von Cadiz gruppirt iſt. Sie zählt allein, Gibraltar nicht mitgerechnet, acht Seehäfen. Der bedeutendſte davon iſt die innere Bucht von Cadiz, die von Norden nach Süden zwiſchen der langen, ſchmalen Erdzunge der gaditaniſchen Inſel und dem Feſtland hereindringt; auf dem am weiteſten in die See hinausragenden Ende jener Zunge ſteht Cadiz. Den übrigen breitern Theil der gaditaniſchen Inſel trennt ein ſchmaler Meeresarm vom Feſtland, den man den Fluß Santi Petri nennt, wie auch die Inſel heißt, die vor dem äußern Eingang zu demſelben liegt. An der andern Seite des Meerarms in der Bucht liegt die Inſel Carraca, wo das Seearſenal iſt, und andere mehr. Auch die Landzunge von Cadiz iſt durch einen befeſtigten Graben durchſchnitten und ſo zu einer eigenen Inſel gemacht. Auf dem andern Theil der gaditaniſchen Inſel liegt die Stadt San Fernando,

vordem die Villa de la Isla de Leon genannt, Sitz des Seedepartements, aber durch den Verfall der spanischen Marine von bald 40,000 auf 20,000 Einwohner herabgebracht; diese Stadt, wo verabschiedete oder invalide Seeofficiere jüngst die traurigsten Entbehrungen erdulden mußten, besitzt eine der besten Sternwarten und besteht fast nur aus einer wohl eine Stunde langen Straße; in der Nähe liegt der Ort San Carlos mit prächtigen Militärgebäuden, und befinden sich die großen labyrinthischen Salinen. Omnibus und Dampfböte unterhalten eine bequeme Verbindung zwischen Cadiz und San Fernando, welche beide Städte drei kleine Meilen auseinander liegen. Eine wegen ihrer Größe und Solidität merkwürdige Brücke, im Jahr 1225 von dem Alcalden Suazo, dessen Namen sie trägt (puerte de Zuazo), erbaut, verbindet die Insel mit dem Festland. Merkwürdig auch der Aquaduct de Tempal; ein Kanal bei hohem Meer 24′ tief. Zwei Meilen von der Isla de Leon, an der Bai auf dem Festland, liegt Puerto real, und noch zwei kleine Meilen weiter nordwärts Puerto Santa Maria, beides Seehäfen an der Bucht von Cadiz. Etwas südlich landeinwärts bei Chiclana befinden sich Schwefelbergwerke, Mineralquellen, eine liebliche Vegetation. Puerto real nimmt sich nach der Zerstörung durch die Franzosen wieder mit jedem Jahr auf; es treibt einen selbständigen Productenhandel und wird jetzt auch von manchen Gaditanern zum Aufenthalt gesucht. Bedeutender ist Puerto Santa Maria, das 20,000 Einwohner hat und wo früher der Generalcapitän der Königreiche Sevilla und Cordoba seinen wichtigen Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, um weniger abhängig vom großen Handelsleben und doch nahe den Verbindungen und Expeditionen nach Amerika zu sein. Dieser Ort ist noch immer der vorzüglichste Einbruchspunkt von Cadiz in das Festland; aber die Generalcapitanie (früher eine Art Paschalik, jetzt

nur noch ein Militärkommando) iſt nach Sevilla verlegt, keine Truppen werden mehr nach Amerika eingeſchifft, die alten großen Kaſernen ſtehen verlaſſen und ſtatt der Paraden ſieht man auf dem Campo de Guia Weinfäſſer in die vielen dort neugebauten prächtigen Bodegas oder Weinmagazine rollen. Doch auch das große, berauſchende Saiſon- und Badeleben hat in Puerto nachgelaſſen, obwohl noch immer viele reiche Einwohner von Cadiz und Xerez hier zweimal des Jahres die von dem ſauren Orangenwäldchen der Alameda wohlduftende Luft genießen und Seebäder nehmen, auch vom Mai bis zum October viele Beluſtigungen, Landausflüge nach den Fruchtgärten, nach der Piedad, in die Weinberge und zu dem weitberühmten Stierplatze ſtattfinden. Während der franzöſiſchen Invaſion hat die ſchöne Stadt, in der die Belagerungsarmee von Cadiz ihr Hauptquartier aufgeſchlagen, viel gelitten; die Franzoſen haben ſich mitunter wahre Barbarei zu Schulden kommen laſſen, in Spanien ſowohl als in Deutſchland. Eine ſich ſtündlich verändernde Sandbank am Ausfluß des Guadalete macht den Hafen und die Rhede von dem Puerto gefährlich, was jedoch eine gute Marineſchule abgiebt: Puerto hat die kühnſten Seefahrer; in kleinen Feluken, mit ungeheuren dreieckigen Segeln verſehen, ſchneiden ſie durch die wildtoſenden Wellen über die Sandbank und die Bai hinweg gen Cadiz, Sevilla, ja, während der Befreiungskriege ſogar nach Buenos Ayros und Lima. Auch ſollen Pläne im Werk ſein, dem Uebel zu ſteuern, und zugleich den Guadalete ſowie auch den Guadalquivir zu verbeſſern. Ferner iſt die Rede von einer Eiſenbahnverbindung zwiſchen Xerez, San Lucar und dem Puerto. In mancher Hinſicht intereſſant iſt die Umgegend. Die Anhöhe der buena vista eröffnet eine herrliche Ausſicht über das Meer und die Bai mit Cadiz und anliegenden Ortſchaften. Hier herum ſind die berühmten Steinbrüche, deren leicht zu bearbeitende

und an der Luft ſich verhärtende Producte die Bauten von Cadiz, Puerto und andern Städten erleichtern. Merkwürdig iſt auch der Sandſtrich, las Arenillas, vielleicht mehr als die fette Erde, die den Scherrwein erzeugt; man ſieht plötzlich ein tiefausgegrabenes Viereck mit Melonen, Kürbiſſen, Grünſpeiſen bedeckt, zwiſchen beweglichen Sandhaufen, Gärten von edelſten Fruchtbäumen, mit Aloë und Stachelfeigen dicht umzäunt, die köſtlichen Brevaz, Maulbeeren und anderes Obſt hervorbringend, und man muß die Geſchicklichkeit der Landbauer, den Sandboden mit Pflanzenwuchs zu bedecken und die Dünen feſtzuſetzen, bewundern, in der ſie ſelbſt die Holländer übertreffen ſollen. Einige Landhäuſer und Fichtenwäldchen, wohl auch Muſik und Geſang, der aus den Huertas heimkehrenden Züge, oft Nachts bei Fackelſchein, vermehren den gewiß unerwartet maleriſchen Anblick der Arenillas. In der Vega des Guadalete hat der Agronom Gelegenheit, den Fleiß des andaluciſchen Taglöhners zu bewundern, und der Jagdfreund findet in dem über eine Quadratmeile großen Coto (Jagdrevier) von Puerto, einem von Fichten, Maſtixgeſträuchen, Schlingpflanzen und Kräutern beſetzten, von Ziegen, Stieren, namentlich von Kaninchen und Zugvögeln belebten Sandboden, die angenehmſte Beſchäftigung, ſowie der Naturforſcher aus allen Reichen, Formationen und Gattungen in der Umgegend von Puerto, des Landes und des Meeres, die reichſte Ausbeute. — Noch liegen an der Küſte zwiſchen Puerto und Santa Maria und San Lucar die Stadt Rota mit 7000 Einwohnern, die nach Cadiz trefflichſte Grünſpeiſen und ſonſt auch den Tintillawein ausführt, doch mit San Lucar noch mehr Verbindungen unterhält; ſodann der Flecken Chipiona von 3000 Einwohnern, worunter berühmte Schützen, auf dem weſtlichſten Ausſprung der Küſte gegen die Mündung des Guadalquivir, viel beſucht von verwegenen Schleichhändlern,

wie der ganze einſame Küſtenſtrich. — Die Provinz Cadiz beſitzt im Oſten noch den alten Hafen Tarifa mit 10,000 Einwohnern, berühmt wegen ſeiner Fiſcherei, ſeiner Orangen und Stiere (ich würde nicht ſo unhöflich ſein, die ſchönen Frauen in jener Reihe mit anzuführen) und wichtig ſchon wegen ſeiner Lage an der ſüdlichſten Spitze Europas; ſodann das reizende Algeſiras, das im friſchen Aufblühen iſt, jetzt 15,000 Seelen zählt (3000 mehr als Gibraltar an Civilbewohner) und San Roque mit 3000 Einwohnern, beide an der prächtig eingefaßten Bai von Gibraltar, auch die Luſtörter der Engländer, welche Jagd, Wein, freiere Luft und Leben ſuchen. Gibraltar iſt noch engliſch, und das näher gelegene, vom Meer umdonnerte, Cap Trafalgar ſah die Seemacht Frankreichs und Spaniens zugleich in Trümmer gehen, deſſen Namen aber, wenn das ergrimmte Meer auch die Felſen wegſprengen könnte, die Worte Nelſons, da er ſeine Seehelden zum Siege führte, verewigen: „England expects every man to do his duty.“

Die Erzeugniſſe der Provinz ſind vorzüglich Getreide, Oel, Salz, Wein, Pferde, Holz und Vieh (letzteres in den öſtlichen Theilen); der Fiſchfang iſt der ganzen Küſte gemein. Das Klima iſt gemäßigt und geſund; endemiſche Krankheiten giebt es nicht. Ich habe die erhitzenden und exaltirenden Wirkungen des Oſtwinds, der ſich in einem Halbzirkel von Puerto, Santa Maria bis Malaga ausdehnen ſoll, und weder San Lucar noch Xerez erreicht, nicht kennen lernen. Landeinwärts, zumal in den Hohlwegen der Gebirge, iſt es heißer als an der Küſte; an dieſer fällt kein Schnee, doch erblickt man denſelben vom December bis März auf dem Gipfel des San Criſtoval in der Serrania de Ronda. Vom November bis Februar regnet es oft vierzehn Tage und noch länger hintereinander, obwohl es nicht an hellen Zwiſchenräumen fehlt; im Februar aber ſchon, heißt das Sprüchwort,

ſucht der Hund den Schatten; doch ſagt der hieſige Kalender: ein grüner März, ein regnichter April und ein windiger Mai geben ein blühendes und ſchönes Jahr. Vom halben Mai bis Ende September regnet es ſelten; auch geht, wenn die Regenzeit vor der Reife der Oliven eintritt, die Ernte verloren; ebenfalls heißt es: **agua per San Juan quita vino y no da pan.** Wind oder Unwetter wird immer zuerſt durch eine kleine, weißliche über dem Felsgipfel von Gibraltar ſchwebende Wolke angezeigt, weshalb man alsdann ſagt, der Fels ſetze ſeine Mütze auf. —

Der Ueberſichtlichkeit zu Gefallen hat vorſtehende Schilderung dieſer ſchönen Provinz der Erzählung vorgegriffen. Indeß bleibt mir von unſerer Fahrt nach Cadiz nur noch Weniges nachzuholen übrig. Sobald wir bei San Lucar die hohe See erreicht hatten und das große Dampfſchiff zu tanzen anfing auf den Rücken der Wellen, warf die Seekrankheit beinahe ſämmtliche Reiſende zu Boden oder trieb ſie an die Planken, dem Meere Libationen zu machen. „Künftig, ächzte der Marques, künftig werde ich die Reiſe nur bis San Lucar zu Waſſer und dann zu Lande weiter nach Cadiz machen, aber in der Ferne dünken uns die Uebel immer geringer, als wenn ſie wirklich da ſind.“ — „Sagen Sie vielmehr, überſtanden, dünken ſie uns nicht mehr ſo ſchlimm und unerträglich, als da ſie uns ergriffen.“ Es ſcheint in der That, der Anfall auf dieſer Reiſe ſei um ſo heftiger als der Unterſchied zwiſchen dem reinen, lieblichen Dufte im betiſchen Thal und der Seeluft groß iſt und ſchnell eintritt. Auch die Marqueſe litt. Dieß ſchmälerte den Genuß der lichten, mit Ortſchaften und einzelnen Fiſcherwohnungen reizend beſetzten, ſchimmernden Küſte, die man ſtets im Auge behält. Doch währte das Uebel nur einige Stunden. Bald nachdem wir die Spitze von Chipiona umfahren und die Höhe von Rota erreicht hatten, tauchte das helle,

leuchtende Cadiz aus der blaugrünen Fluth auf, ein herrlicher, zauberhafter Anblick! Man kann die Augen nicht mehr abwenden von dem maleriſchen Bilde, von der ſeeumgürteten, phantaſtiſchen Stadt, auf einem langen, ſchmalen, niedrigen Inſelſtreifen, von dem man nicht begreift, daß nicht längſt ſchon das brandende Meer ihn mitſammt den trotzenden, weißen Mauern, Häuſern und Thürmen weggeſpült hat; und ehe man's noch ahnt, fliegt das raſche Schiff bereits in den breiten, durch ſtarke Batterien geſicherten Hafen ein zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande und wirft inmitten eines Waldes von Maſten und Flaggen die Anker aus auf dem ſichern Grund der Bai. Alsbald umſchwirrten das Boot eine Menge Feluken und trugen alle ſchnell zum Leben wieder erwachten Reiſende an die Kai's von Cadiz hinüber. Ueberall Wiederſehen, Freude, Begrüßungen, Küſſe und Umarmungen.

Zweites Kapitel.

Cadiz; Fahrt nach Liſſabon.

20. Auguſt.

Als das vorderaſiatiſche Geſtade am Mittelmeer noch in demſelben Verhältniß zu Weſteuropa ſtund, wie ſpäter dieſes zu der neu entdeckten transatlantiſchen Welt, als die Phönizier hier, wie Spanier und Engländer nach mehr als zwei Jahrtauſenden dort Entdeckungen machten und zumal in dem reichen Spanien Niederlaſſungen gründeten: da war die gaditaniſche Inſel gewiſſermaßen das für die phöniziſche Ausbreitung, was Cuba ſpäter für die ſpaniſche und das phöniziſche Gades nahm insbeſondere die Stellung zu Spanien ein, was ſpäter die Havanna zu dem ſpaniſchen Amerika. Reichthum und feines, genußvolles Leben waren, wie überall, ſo auch in Gades die Folge des zuſammenſtrömenden Handels, in dem ſpäter nur Cartagena (das neue Carthago), das unter allen ſpaniſchen Seeſtädten die meiſte Aehnlichkeit mit Cadiz hat, an der ſpaniſchen Küſte wetteiferte. Die Zeiten haben ſich geändert, Völkerſtröme ergoſſen ſich über die Länder hin und her, und der Welthandel ſuchte neue Bahnen; aber die durch die Natur ſelbſt eingeprägten Züge ſind unauslöſchlich, die Wirkungen des andaluciſchen Klima und der kosmopolitiſchen Stellung der Bucht von Cadiz können ſich nie verlieren. Während der römiſchen und mauriſchen Herrſchaft iſt von Cadiz nicht viel die Rede, wiewohl

es immer einen beträchtlichen Handel trieb. Alfonso, der Weise, eroberte es im Jahr 1262 über die Mauren. Indeß schien die christliche Herrschaft seinen Handel nicht emporzubringen, selbst die Entdeckung der neuen Welt äußerte Anfangs nur geringen Einfluß, und wenn auch die ihm von Philipp II. im Jahr 1544 verliehenen Privilegien es in eine günstigere Lage brachten, so blieb doch Sevilla im vorherrschenden Besitze des schon auf alle Verhältnisse und die Thätigkeit der Halbinsel tief eingreifenden Verkehrs mit Amerika. Im Jahr 1596 wurde Cadiz durch die Engländer angegriffen; 1750 suchte es die große Meerumwälzung in Folge des Erdbebens heim, das Lissabon zerstörte. Um das Jahr 1778, in welchem der Verkehr der meisten spanischen Seestädte mit Amerika unter gewissen Regeln erlaubt ward, beginnt die Glanzepoche, „eine Zeit von Gold und Rosen," die zu Anfang der französischen Revolution ihre höchste Blüthe erreichte, aber in der seit 1810 bis zur Emancipation von Amerika sich schnell aufeinander folgenden Stürmen auch wieder rasch dahinwelkte. Noch bis Ende 1813 gaben der Aufenhalt der spanischen Regierung und der Cortes und aller zusammenströmenden Flüchtlinge Cadiz den Schein der Hauptstadt der spanischen Reiche; die Erscheinung des Freihafens im Jahr 1829 war vorübergehend, gleich einem Meteorschimmer durch die Nacht.

Die Gemahlin Carls IV. nannte Cadiz eine goldene und den Puerto Santa Maria eine silberne Schaale, die anmuthsvollen Gaditanerinnen aber hieß sie allesammt Königinnen. Letzteres kann man noch immer sagen; und wohl keine andere südliche Stadt hat das Trauliche, Niedliche, die Feinheit und Grazie erweckt mehr die Vorstellung von süßem Wohlleben als Cadiz, aber in der goldenen Schaale prunkt kein Gold mehr, das beständige Schaffen von Goldsäcken über die Bai hat aufgehört, und sehnsüchtig blickt

jetzt manches Auge auf die Schätze, die einst die Bucht von dem Ueberfluß verschlang. Die Stadt ist zusammengedrängt gebaut am Ende der felsigen Inselzunge, die so schmal ist, daß bei den Winterstürmen zuweilen die brüllenden Wasser des äußern Oceans (hier Mar del Sur genannt) und der Bucht über dem etwas eingesenkten Theil, dem Landwege nach der Isla, zusammenschlagen; die Gassen sind schmal und kurz, aber regelmäßig, hell, niedlich, in den bedeckten Rinnsälen verweilt kein Schmutz und auf den Trottoirs von großen Quadersteinen, die unausgesetzt fortlaufen, lernt die wohlgebaute Gaditanerin jenes anmuthige, selbstvertrauliche Gehen, das die Männer bezaubert; an den weiß angestrichnen, vierstöckigen, plattdachigen, wie zu einem Festtag geschmückten Häusern, unter welchen keines als Hütte oder Palast den Zusammenklang trübt, stößt Balkon an Balkon, einer zierlicher als der andere, nicht weit in die Straße vorspringend, in meist grüner oder perlartiger Farbe, oft von eisernen Gittern oder von Glasfenstern, auf der innern Seite von Holzthüren umschlossen, mit duftenden Blumen und noch schönern Farben und Sternen geschmückt, lieblich abstechend auf der reinlichen, mattweiß bemalten Mauer. Der mit Glasfenster geschloßne und mit Vorhängen bedeckte Balkon, der Cierro, geeignet, alles zu beobachten, was auf der Straße vorgeht und die Anbeter zu mustern, ist der Lieblingsaufenthalt der vornehmen Gaditanerin, die den Luxus liebt, weniger zur Ausstellung eines Kleiderstaats, als zur Erhöhung ihrer Reize. Sonst sieht man die schöne Welt auf dem Antoniusplatz nach der Messe, auf der Alameda (Allee auf einer der westlichen Basteien), auch wohl in der kleinen Vorstadt San José außer dem Landthor, wo Guitarre häufig und Tänze erklingen, in den Theatern, Kaffees, im Ballspiel, Stierplatz, vor allem aber auf den Bällen und in den Tertulias, wo würzhafte Freimüthigkeit im

Umgang ſich mit der edelſten Artigkeit und entzückender Liebenswürdigkeit vereint. Wohnen auch, da das Meer eine größere Ausdehnung hinderte, in den meiſten Häuſern mehre Familien, ſo doch in Stockgefach abgeſondert und im Innern der einzelnen Wohnabtheilungen hat jedes Gemach ſeine beſondre Beſtimmung. Vom Hausthor führt gewöhnlich ein reinlicher und ſchöner Eingang oder eine Halle zu der Thüre des Patio, die in Cadiz nicht mehr wie in Sevilla bloß ein leichtes, meiſt nur zur Hälfte der Höhe des Eingang aufſteigendes Gitter, ſondern maſſiv, wohlverſchloſſen und mit einem Hammer oder einer Glocke verſehen iſt, ſich anzumelden; die Patios ſind zwar hübſch viereckig, mit Quaderſteinen gepflaſtert und von einem Säulengang umgeben, aber die wahre Zierde, die ſchönen Springquellen mit der Marmoreinfaſſung, die Bäume, Blumen, Rebenlauben, der köſtliche Duft und die reizenden Bewohnerinnen fehlen ihnen, ſie ſind keine Wohnhöfe mehr, ſondern zumeiſt Magazine, wozu es ſich denn auch paßt, daß ſich auf der Gaſſenſeite eigene oder zum Vermiethen beſtimmte Läden befinden. In dem Stockwerk, das zunächſt auf dem Säulengange ruht, iſt die Familienwohnung oder vorher noch ein Entreeſaal für die Bureaugeſchäfte. In jener fehlt es nie an einem beſondern Speiſezimmer und an einem Saal oder Beſuchzimmer, wo die Hausfrau mit der Welt verkehrt und ſtets in der edlen Haltung (ſelbſt wo die Noth ſie dieſe in der zurückgezogenen Verrichtung gröberer Hausgeſchäfte ablegen läßt) und dem Range angemeſſen erſcheint, der ihrem Stand gebührt. Alle übrigen Zimmer haben einen beſondern Eingang von der Galerie, die rund um den Patio läuft und mit Glasfenſtern geſchloſſen iſt, und empfangen von hier aus oder von einem zweiten innern Hof oder Gärtchen das Licht. Ueber dem Hauptſtockwerk iſt noch ein anderes, das man Mirador (Belveder) heißt und häufig zu Magazinen

oder bei den Vornehmſten zu Wohnungen für die Bedienten und zu ähnlichen Zwecken verwendet wird; ohne dieſes Stockwerk würden die Häuſer, wie ſolide auch gebaut, von der Hitze und dem Regen bis in die Familienwohnung durchdrungen werden. Das glatte Dach (azotea) iſt zum Spazierengehen eingerichtet, mit niedrigen Ziegelmauern umgeben und durchſchnitten, oft beetartig mit Blumentöpfen beſetzt oder auch, freilich weniger angenehm, mit trocknender Wäſche behangen. Auch befindet ſich gewöhnlich auf dem Dache der Mirador oder eigentlich ein zweiter Mirador und wahrer Belveder, der aus einem oder zwei Zimmern beſteht und eine Terraſſe des Dachs bildet, von der man Stadt, Meer und die Küſte des ſpaniſchen Feſtlands überſieht. Ueber dieſer Terraſſe oder unmittelbar vom Dach aus ragt faſt an jedem Hauſe noch ein weißglänzendes Thürmchen empor, in mancherlei Form, oft auf der Spitze noch mit Laubwerk, oder mit Baldachinen und mit Flaggen geſchmückt, zu deſſen oberſten Sitzen gewöhnlich von außen eine zierliche Treppe führt. Die Häuſer ſind mit Ciſternen verſehen, wie in den holländiſchen Seeſtädten, deren Waſſer nicht angenehm, aber fein und ziemlich geſund iſt. Das beſte Waſſer wird vom Puerto Santa Maria, nicht ſo gutes vom Brunnen von San José herübergebracht; bei Belagerungen wird es ein Luxusartikel, in einer Stadt, wo ſonſt Gefrornes (das Eis kömmt von der Serrania de Ronda) nicht bloß den ſchönen Bewohnerinnen ſondern auch den gewandten, redſeligen, geiſtreichen, jungen Gaditanern, inſonders den Pillos graciosos, für ein Bedürfniß gilt, und wo vordem die Zuckerbäckereien, jetzt von denen in Sevilla und Madrid übertroffen, den größten Ruf hatten. Ueber die Ausführbarkeit einer Waſſerleitung vom feſten Land nach Cadiz, die ſchon der römiſche Conſul Lucius Ballus von einem Ort Tempan aus herſtellen wollte, ſind die Anſichten verſchieden.

Indeſſen nicht ganz Cadiz beſteht aus jenen ſchönen Häuſerreihen, es hat, wie alle Städte, auch ſeine häßliche Seite, der Wallgang von der Alameda gegen Süden gleicht einer Wüſte, von der einen Seite blickt man in ein Gewirr von unordentlichen, halbverfallenen Mauern und weiter in ein Labyrinth von engen, ſchmutzigen Gäßchen, von der andern in das Toben und Ziſchen des Oceans, deſſen mächtiger, donnernder Wellenſchlag allmälig die Feſtungsmauer durchlöchert. Der ſchönſte, höchſte und geſundeſte Stadttheil liegt gegen Norden, der reichbelaubte Antoniusplatz und Umgegend, auch der neue angelegte Minaplatz; die beſten Häuſer finden ſich in dem noch keine 80 Jahre alten, etwas einſamen Stadtviertel von San Carlos auf der Oſtſeite; alle Plätze, auch die neuen, ſind mit Bäumen bepflanzt; ich nenne noch den durch neun Schwibbögenreihen in zwei abgetheilte Ferdinandsplatz, wo die Medicin-Akademie und der kleine botaniſche Garten ſteht, den neuen Marktplatz und den alten, nach dem frommen Stifter der Armenſpitäler in Spanien, San Juan de Dios, benannte, am Seethore. Die öffentlichen Gebäude ſind nicht von beſondrer Auszeichnung. Das Meiſte in einem moderniſirten Style, nach der letzten, großen Verwüſtung. Aus den geſammelten Kloſtergemälden will man ein Muſeum bilden. Im Hauptaltar der Kirche der Kapuziner befindet ſich ein Gemälde von Murillo, les deposorios de Santa Catalina mit dem kleinen Jeſus in den Armen der Jungfrau, das beſonders als das letzte Werk des großen Künſtlers, worüber er ſtarb, merkwürdig iſt; auch noch andere Bilder von demſelben Meiſter. Eine der beſten Kirchen iſt die del Oratorio de San Felipe Neri de planta oval, die auch Murillo's Hand geſchmückt hat. Der ſchöne Hochaltar der alten Kathedrale iſt ein Werk des ausgezeichneten Bildhauers, Alexander de Saavedra. Einer beſondern Erwähnung verdient die neue

Kathedralkirche, ſchon darum, weil ihre bisherigen Beſchreiber bloß ihre Fehler hervorhoben, und weil ſie in einer Zeit des Verfalls und des kirchlichen Indifferentismus mit unſäglichen Anſtrengungen gebaut worden iſt, wo die Pracht ihrer Ausſchmückung eine Anomalie erſcheint. Vielleicht keine europäiſche Stadt darf ſich rühmen, im letzten Jahrhundert einen ſolchen koſtbaren Dom hervorgebracht zu haben wie Cadiz. Wenn man ſagt, die Kirche ſei zu überladen, ſo trifft dieſer Vorwurf nur den geſchmückten Bauſtyl, der korinthiſch iſt, und das dazu verwandte reiche Steinmaterial; der Tadel aber, ſie ſei viereckig, ſcheint mir eben ſo ungerecht und gerade ihre Eigenthümlichkeiten verkennend, als wenn man ſagt, ſie ſei zu niedrig, da ſie doch ein ſehr hohes Kreuz hat. Im Jahr 1722 wurde der Bau begonnen. Lange diente er dem Domcapitel zum Vorwande, große dazu beſtimmte Summen zu verzehren; bis 1770 hatte er ſchon 15 Millionen Reales de Vellon verſchlungen (freilich war auch dieſe längſte Zeit hindurch die Baukunſt in Spanien in Händen von Ignoranten), und man berechnete die Koſten bis zum Schluß mindeſtens auf zwei Millionen Peſos (harte Thaler). Erſt jetzt iſt der Dom durch ſeinen edlen Biſchof, der ſein eignes großes Vermögen aufopferte, und allenhalben Beiträge ſammelte, ausgebaut worden. Obgleich noch immer viele Arbeiter damit beſchäftigt ſind, kann man das Werk als ziemlich vollendet anſehen. Die ganze Kirche iſt bis zur Höhe der Kapitäle von dem herrlichſten weißen Marmor, prachtvoll glänzen die reichen korinthiſchen Marmorſäulen. Der Haupteingang führt ſogleich in das mittlere hohe Schiff, dem Hochaltar gegenüber; zu jeder Seite, neben dem Hauptthor, führt noch ein Eingang zu den beiden Seitenſchiffen; nach dieſen folgen zwei Thürme, auf jeder Seite einer, worin der ſchneckenförmige Aufgang der mauriſchen Giralda Sevilla's in geringern Dimenſionen

nachgeahmt iſt. Durch eine Kuppel, zwiſchen dem Hochaltar und dem Hauptſchiff, ſtrahlt das Licht ein; leider iſt ſie nicht nach dem urſprünglichen Plan ausgeführt worden und hat manches Verfehlte. Hingegen iſt es eine glückliche Idee, daß die Seitenſchiffe rings um das mittlere große Schiff zuſammt dem Hochaltar herumführen, um den letztern halbkreisförmig; ſo daß Hauptſchiff und der Raum, in deſſen Mitte der Hochaltar ſteht, ein Ganzes bilden und gewiſſermaßen von einem reichen Säulengang umgeben ſind, der nur in der Linie der mittlern Kuppel behufs der Kreuzesbildung nach oben erhöht iſt. Der ſchlanke Schaft der Säulen iſt gekerbt, und die langen Fugen ſowie die Kapitäle ſind mit den edelſten Steinen beſetzt; beſonders ſchön und reich iſt die Säulengruppe, die den Raum für den Hochaltar einfaßt; Marmor, Jaspis und alle Edelſteine ſind ſämmtlich dem vaterländiſchen Boden Andaluciens entnommen. Auch die Marmordecke des Fußbodens iſt beſonders reich in dem Halbzirkel des Hochaltars. Dieſer, ganz frei ſtehend, umgeben von den herrlichen Säulen, und zu dem rings einige glänzende Stufen hinanführen, kann von jedem Punkte der Kirche aus geſehen werden, ohne etwas zu verdecken, und verfehlt, obwohl nur in ſeinem Material reich, ſonſt einfach mit dem Kreuz geſchmückt, nirgend des guten Eindrucks. Um die Seitenſchiffe an den Mauern der Kirche ſind Kapellen angebracht, ſtets im nämlichen Styl. Der Plan des Ganzen iſt in der That wohlüberdacht, ein reicher Geſchmack und Pracht des Materials beherrſchen die Ausführung, und wiewohl einige Fehler in den Verhältniſſen und Mängel in der Conſtruction beſtehen, deren ſich jedoch an der gefeierten Börſe und der Magdalenenkirche zu Paris noch größere finden, ſo muß man die neue Kathedrale doch zu den ausgezeichnetſten Bauwerken rechnen, in denen der griechiſch-korinthiſche Styl angewandt worden iſt.

Von den übrigen Gebäuden wären noch zu erwähnen: die Akademie der ſchönen Künſte, an der der doriſche Styl der Lonja von Sevilla mit wenig Glück nachgeahmt worden; das Conſulat, das Rathhaus und das Zollhaus mit ſeinen bombenfeſten Magazinen, deſſen Feſtigkeit ſich beim Bombardement von 1811 vorzüglich bewährte; das Haus der fünf Zünfte (deren ſich eines in den meiſten ſpaniſchen Handelsplätzen vorfindet, indem die Deputirten der cinco gremios mayores, nämlich der Seiden-, Wolle-, Leder-, Tuch- und Goldarbeiter, eine Art permanenter Repräſentation des Gewerbſtandes ausmachten), iſt im Schnörkelſtyl, den man Churrigueresco nennt, aufgeführt; der Thurm von Tanira, der die ein- und auslaufenden Schiffe ſignaliſirt, das große Theater, außen gewöhnlich, im Innern ſchön, geräumig, bequem, und das kleine del Balon; unter den vielen Kaffeehäuſern, wo Winters beſuchte Bälle gegeben werden, iſt das mit einem Glasdach bedeckte del Comercio das eleganteſte.

Man lebt in Cadiz vortrefflich, wie in den meiſten Seeſtädten, denen alle Producte des Landes und der See aus erſter Hand zu Gebote ſtehen. Dem ſehr gemäßigten Klima von Cadiz bliebe nur eine ſich ſtets erneuernde Landluft zu wünſchen übrig. Die Gaditanerin iſt von zartüppigem Wuchſe, auch ungeſchnürt ſchlank, beſonders reizend aber iſt der Fall der Schultern und die Zierlichkeit der Füße, für deren ſtark ausgeſchnittene, ätheriſche Bekleidung nur gaditaniſche Schuhmacher Maaß und Begriff haben. Unter langen ſeidenen Wimpern und feinen, wohlgezeichneten Augenbrauen blitzen zwei große, glänzendſchwarze Sterne ſeelenvoll hervor. Das ſchwarze, dichte Haar iſt natürlich geringelt; die Stirn edel, hoch, offen. Dabei das Muskelſpiel, in dem jede Leidenſchaft erkennbar, der reiche Faltenwurf der Spitzenmantille mit Schleier, das enganliegende ſchwarzſeidene Kleid, der bewegliche Schlag mit dem goldenen

Fächer, ſelbſt der reizende Ton der Sprache — wer beſchreibt das Alles? Noch einmal ließ ich meine Augen die ſchönſte Weide betreten und ſich an dieſen ſpaniſch-andaluciſchen Geſtalten ergötzen, die jedenfalls zu den ausgezeichnetſten Typen des Menſchengeſchlechts gehören und ein Zeugniß von dem unermeßlichen Reichthum, der Mannigfaltigkeit, Fülle und Herrlichkeit der menſchlichen Form ablegen.

In Cadiz wird das Caſtilianiſche beſſer und ſelbſt von den gemeinern Leuten reiner und kenntlicher geſprochen als in den meiſten übrigen Theilen Andalucíens; es bleibt hier biegſamer als anderswo, und ſeine Weichheit ſteht im Munde wohlerzogener Frauen im Einklange mit deren übrigen Weſen. Den Mann ohne Zweifel kleidet die klare, kräftige Ausſprache des Caſtilianers ungleich mehr: das iſt auch die Meinung der Frauen. — Cadiz iſt nicht mehr das ſpaniſche Paris, nicht mehr Ton angebend im Geſchmack, Tracht, Kopfputz, Hauseinrichtung und öffentlichen Feſten: Madrid, wo die Blüthe der Jugend und der Weisheit ſich verſammelt, gewinnt in dieſen Dingen den Vorſprung vor den Provinzen und Sevilla vor Cadiz. Indeß weiht man hier dem ſchönen Geſchlecht noch immer jenen Cultus, der ſowie auch das Glück, das Viele machten, ſchöne Frauen und Mädchen aus allen Gegenden herbeizog. Hier ſieht man noch immer die ſtarke und hohe Tochter von Tariffa, die friſche Perezanerin, die im Fandango bewanderte Serrana aus dem Gebirge, die feine Dame von San Lucar, die wohllüſtige Abenteurin aus Malaga, die Amerikanerin mit den ſanften Augen, ſchlanken Körper und jener eben ſo fremdartigen als anziehenden Weichheit, die über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen liegt. Die andaluciſchen Frauen, obwohl ſie früh reif werden, denn man ſieht oft 12jährige Knaben und Mädchen, die mit den vollen Formen des Jünglingsalters alle den kindlichen Ausdruck ihres noch ſo kurzen und unſchuldigen Lebens

verbinden, veralten deshalb nicht früher als anderwärts in Europa und hören nicht bälder auf, Mutter zu werden als im Norden: häufig ist die Andalusierin, die mit 13 Jahren schon mannbar war, mit 20 Jahren noch mit aller Frische der Jugend begabt, mit 35 Jahren noch ein schönes Weib, ohne etwas an ihrer Grazie eingebüßt zu haben, und bleibt dieß bis an die fünfzig, während sie an moralischem Interesse so sehr gewonnen hat, daß sie nicht selten als Matrone einen größern Hof um sich vereinigt als das 20jährige Mädchen, und der Pater Salas, daher nicht ganz unrichtig von den Andaluciern bemerkt, que galantean à „sus madres.“ Der Egoismus des Handelsgeistes hat die gaditanische Galanterie nicht verhärtet, und die Verweichlichung in Folge des Reichthums ist nicht bis zum Sybaritismus ausgeartet. Das Chevalereske im spanischen Karakter äußert sich auch im spanischen Handel, der etwas Leichtes und Zutrauensvolles an sich hat, auf guten Glauben, der in vielen Fällen selbst die Untersuchung der Waaren erspart, gegründet ist, und keine Engherzigkeit hervorbrachte. Die Fremden, Holländer, Deutsche und andere handeln mit keinem Volk lieber als mit den Spaniern.

Ich habe eine Zeichnung vor mir liegen von der merkwürdigen Mauer, welche Cadiz südlich und westlich gegen das Andringen der atlantischen Wellen schützen soll, so wie zu deren, die Mauer wiederum sichernden, weit ins Meer vorragenden künstlichen Vorbauten, die eine feste, gegen die Mauer zu aufsteigende schiefe Ebene bilden, und vor die denn noch weiter hinaus Felsblöcke zum Schutze aufgelagert sind. Indeß scheinen diese riesenmäßigen Vorkehrungen auf die Dauer unwirksam zu bleiben. Die Insel, nimmt man an, hange selbst in ihren felsigen Theilen nicht fest mit Felsen zusammen, sondern sei auf Sand gebildet, so daß die anstürmenden Wellen sie immer mehr unterminiren müssen.

Seit Plinius Zeiten fehlt ihr von dieſer, der ſüdlichen und weſtlichen Seite, eine Meile, und ſchon hat das ſtets nagende Meer, welches auch einen Theil der Küſte vom Puerto Santa Maria bis zum Guadalquivir zerfreſſen, einen Theil der Mauer und das ſchöne, zum öffentlichen Gefängniß dienende Gebäude, das man durch vorgeworfene Steinmaſſen zu ſichern ſucht, halb untergraben. * Auf der andern, innern Seite findet gerade das Gegentheil ſtatt. Die eigentliche Meerenge, la Bahia, wird immer ſeichter, und das Meer äußert jetzt dort noch kaum einen Einfluß, wo einſt die größten Schiffe ſchwimmen konnten. Die furchtbaren Oſtwinde werfen von der feſten Küſte zwiſchen dem Puerto Santa Maria und Puerto Real ungeheure Sandmaſſen in die Bucht von Cadiz, woraus ſich die Sandbank des Puerto Santa Maria und viele Untiefen in der Bai gebildet haben; ſo daß, rechnet man die natürliche Verlängerung der Flußmündungen, des Guadalete und der Salado, hinzu, über Jahrtauſende vielleicht die ganze Bucht, die vor 2000 Jahren ſich bis zum Portal von Xerez ausdehnte, wird völlig ausgefüllt ſein und die Mündungen der genannten Flüſſe mit denen des Guadalquivir zuſammenfallen werden.

Die Bevölkerung von 75 bis 80,000 Einwohnern, die früher, während der Blüthezeit, auf der ſchmalen Landzunge in Cadiz zuſammengedrängt lebten, iſt jetzt vielleicht auf 60,000 herabgeſunken; aber da es jenen an Platz und Grün, an Luft und Waſſer fehlte, und ſie ſich daher vom Mai bis October über alle an der Bucht liegenden Orte ausgoſſen:

* Noch ſoll man, lautet die Sage, bei ſehr klarem Meere eine Meile abwärts tief unter dem Waſſer Mauerreſte und Ruinen von Gebäuden ſehen, zum Zeugniß, daß das Meer hier vorgedrungen. Die Inſel von Cadiz umfaßt heute 2 Quadratmiglien (Seemeilen). Sogar iſt, nach der Beſchreibung des Pomponius Mela, die Vermuthung ausgeſprochen worden, daß die gaditaniſche Inſel ſich einſt bis an die Meerenge von Gibraltar erſtreckte und einen Kanal mit der damals weiter gegen Oſten zurückſtehenden Küſte bildete.

ſo muß man die ſchönen Häuſer und Anlagen von Chiclana, Puerto Real, Puerto Santa Maria und zum Theil von San Lucar in Wahrheit das Denkmal nennen, das der ehemalige Reichthum von Cadiz zurückgelaſſen hat und das das Meer niemals benagen wird. Ob nun jetzt aber Cadiz noch weiter herabſinken werde? Gewiß nimmt es in dieſem Augenblicke nicht zu, wie Sevilla, wohin ſogar ſeine Arbeiter gehen, um Geld zu gewinnen. Daß bei dem beſtehenden ſpaniſchen Handel, nach dem Verluſte der großen Colonien, Cadiz, das ſich für den Umſchlag im Kleinen gar nicht eignet, weniger günſtig gelegen iſt als Sevilla, mitten in einer reichen Provinz und im weiten Kreiſe von vielen großen Städten umgeben, die auf ſeinen Markt angewieſen ſind, unterliegt keinem Zweifel und dadurch erklärt ſich hinlänglich eine gewiſſe Animoſität zwiſchen beiden Plätzen. In Bezug auf die bloß andaluciſchen Verhältniſſe hat Sevilla unbeſtreitbar Vorzüge vor Cadiz, ſelbſt als Hafen; dabei iſt es Andaluciens wahre Hauptſtadt, an dem größten Strom des ſüdlichen Spaniens gelegen, und durchaus ſpaniſch, während beinahe ein Drittheil der Bewohner von Cadiz Ausländer ſein ſollen.

Irgendwo macht Jemand die ſcharfſinnige Bemerkung, daß die Centralpunkte großer Volksintereſſen nur ſelten mit der Centralität des Seehandels zuſammentreffen, wie es in London geſchehe, und was eine der Urſachen ſei, warum England die erſte Seemacht Europas bilde. Mit Cadiz war dieß nicht der Fall, es verdankte ſeinen Flor einem durch die Geſetzgebung und die Umſtände privilegirten Colonialhandel und es ging ihm wie allen Handelsplätzen, deren Uebergewicht ſich auf ein Colonialſyſtem gründete: dieſes zieht alle Wichtigkeit auf die Seehäfen, mit ſeinem Verſchwinden aber tritt das innere Intereſſe des Landes hervor und die Seehäfen werden auf ihre natürlichen Vortheile

zurückgeführt. Seitdem Spanien seine großen Besitzungen auf dem amerikanischen Festland einbüßte und hernach sein volkswirthschaftliches System umzumodeln strebte, hoben sich die innern Hauptplätze in eben dem Maaße hervor, als Cadiz zurückfiel, und das erste diesen Wechsel beschleunigende Symptom war die Versetzung eines Theils der Bevölkerung von Cadiz nach Sevilla und in umliegende Plätze. Indeß kann das Zurückgehen von Cadiz nie weiter gehen, als die Wirkungen des Zufälligen und Veränderlichen in seiner Lage reichen, die sich zu seinem Nachtheil wie früher zu seinem Vortheil geltend machen; was davon unabhängig ist, nemlich „die Stelle, welche der Hafen von Cadiz in der Topographie des Erdbodens einnimmt, und der natürliche Reichthum seiner Provinz", das als sein Bleibendes, Wesentliches kann ihm nicht entzogen werden. Cadiz, in dessen Hafen recht eigentlich der Ocean mit dem mittelländischen Meer zusammenhängt, ist eine der allgemeinen großen Handelsniederlagen, welche die Natur selbst vorgezeichnet hat, einer der natürlichen Vermittlungspunkte der neuen Welt mit der alten, zumal mit allen Ländern, welche das Mittelmeer und dessen Buchten umgeben, einer der gelegensten Centralpunkte des großen Ost-Westverkehrs. In dieser Richtung tritt ihm indeß Gibraltar, das in den Händen der ersten Handelsnazion der Welt mit allen Punkten des mittelländischen Meeres Geschäftsverbindungen unterhält, gewissermaßen mit einem Handelszweige feindselig entgegen, denn die vielfache Concurrenz der Geschäfte zieht den Handel auf einen gewissen Punkt hin, zum Trotz selbst anderer Unbequemlichkeiten. Indessen ist die sich verallgemeinernde, freiere Handelstendenz unserer Zeit, die sich unter anderm in der Zunahme der zu Entrepots berechtigten Plätze in allen Ländern kund gibt, einer Lage wie der von Cadiz, sowie allen natürlichen Niederlagen des Welthandels, auf die Dauer günstig, ohne daß diese eines

beſondern Privilegiums bedürften. Und was noch wichtiger iſt, die jetzt im Innern Spaniens aufwachende Thätigkeit muß über kurz oder lang nach Außen zurückwirken, die Verbeſſerung der innern Zuſtände, die Vermehrung der eigenen Natur- und Kunſterzeugniſſe können über Erwarten ſchnell Cadiz eine neue Wichtigkeit verleihen. Ebenſo muß ſich auch bedeutende Vermehrung der Production in den Spanien verbliebenen Colonien mit der Zeit ſehr wohlthätig äußern. Noch immer iſt der Handel von Cadiz mit Cuba, Portorico und Manila von großer Wichtigkeit, es führt nach den Colonien vorzüglich Eßwaaren, Oel und Wein aus und bildet hinwieder das Hauptdepot der Colonialproducte (beſonders wichtig könnte der Zucker und der wohlfeile philippiniſche Tabak werden) für Madrid, was es auch für das Ausland, zumal für Trieſt ſein könnte, da der Kaffee und Zucker von vorzüglichſter Qualität und nicht theurer oft als anderwärts ſind, Cadiz aber auch zugleich Abſatz für die fremden Quincailleriewaaren, die in Sevilla, Madrid und auf der ganzen Halbinſel, nebſt Porzellan-, Glas- und Kryſtallwaaren meiſtens von Deutſchen, beſonders von Böhmen verkauft werden, für Leinwand, gewiſſe Liqueure, auch für Schiffbau- und Faßbinderholz gewährt. Es iſt in der That unverantwortlich, daß der deutſche Handel in den ſpaniſchen Häfen ganz verwahrloſt wird, die deutſchen Intereſſen hier nirgends Vertretung finden, und daß man zwei Länder, deren politiſche und commerzielle Intereſſen im Einklange miteinander ſtehen und die ſich unberechenbar nützlich ſein könnten, ſich, ſo zu ſagen, alle Mühe geben ſieht, einander zu vergeſſen, gleichſam nur um den Intriken anderer Mächte freies Spiel zu gönnen — alſo dem Anſchein nach mehr aus Gefälligkeit für dieſe als für das in Frankreich, Belgien und andern Ländern doch vielfach verletzte, in Spanien aber keineswegs beeinträchtigte Prinzip der Legimität.

An Bord des Dampfschiffs Don Juan, 22. August.

Schon tauchen die weißen Häuser, die weißen Thürme von Cadiz in die dunkelblaue See — — Leb' wohl denn, schönes Cadiz und deine schönste Tochter! ja, das letzte, lange Lebewohl! Dich vergessen, Cadiz? Wer vermöcht' es, der einmal dich und deinen Schmuck gesehen! Deine Schönheit möge nie verwelken. Dein Glanz sich nie verdunkeln, Du Freude Aller, die Dich erblickt! Bliebst Du nicht auch allein getreu, fest, standhaft, da Alles wankte? Du warst am südwestlichen Ende Europas die feste Burg, die allein dem gallischen Imperator und seinen Heeren trotzte, der letzte Fuß breit gebildeten Landes, der sich nicht knechten ließ, der sich frei erhielt! Und als Ströme Deines besten Bluts die Straßen rötheten, sahst Du nur Einen Verräther in Deinen Mauern, der des Eroberers Ketten ergriff: Alle bewiesen sich adelig, außer dem gefallenen Adel! Und so ward es im ganzen Volke, das, vom Könige verlassen, für den König focht, für die Freiheit kämpfte, die es nie genossen: die Häupter flohen und die Vasallen stritten — „Krieg, Krieg bis an's Messer!" war ihre Losung. Ihr seid erwacht, Ihr Söhne Spaniens! Ihr Alle erwarbt Euch das adelige Wappen, das Euer Adel verlor. Bleibt denn frisch auf der Bahn nach Vorwärts! Den Ruf Eurer alten Gottheit, des edlen Ritterthums, kennt und liebt Ihr noch; Ihr versteht sie und folgt ihrer Donnerstimme: „Erringt Freiheit! Bleibt standhaft ihrer Fahne!" — — — —

Cadiz — — es ist meinen Augen entschwunden! Noch schimmert dort ein Streifen der spanischen Küste, noch unterscheidet man an dem Melonen duftenden Gestade eine freundlich blitzende Stadt und auf dem fernen Höhenzuge das Gefunkel der Mittagssonne — aber immer weiter, weiter entrücket das Bord, mächtig arbeitet das Schiff dem entgegenpfeifenden Wind und dem wildbrausenden Meere zum Trotz!

Ich klammere mich feſt am Schiffsgeländer, jetzt hoch auf der Welle ſchwebend, dann tief in den Abgrund ſinkend, und ſuche den Augenblick zu erſpähn, wo ich noch einmal ſchnell das vom Wind aufgelöste Haar aus den Augen ſchüttelnd, hoch aus dem Wellenthal auffahrend, einen Schimmer von Spaniens Küſte entdecken kann. ——— Noch einmal, und dann nicht mehr, es war der letzte Gruß — ſie iſt entſchwunden!

So lebe denn wohl, Du liebewerthes Spanien, Du mit Recht berühmtes, noch romantiſches Land! Und noch einmal auch Du, ſchönſte unter Andaluciens ſchönen Töchtern! Ach, wer hat jemals ein Bild geſehen, eine Reizung erfahren, geſchickter als einer ihrer aus ſanftem Verlangen flammenden Blicke, Liebe einzuflößen? — — Ich ſtehe beiſeit, einſam, und blickend mit trübem Auge in das Silbergefunkel des Strahlenbüſchels, den die Sonne über das Meer zieht. Alles iſt weich um mich her, ſelbſt das Silbererz und das ſtrahlende Gold: hier zoll' ich dem Lande drüben meine Huldigung. — — — Giebt das Meer nicht das Bild der Geſchichte, des Lebens der Menſchheit? Wo beginnt es? wo bricht ſein mächtiger Wellenſchlag brauſend los? Wo iſt ſein Gipfel, ſeine Spitze? Wer hat ſeine Tiefe ergründet? Land, Klippen, Felsriffe ragen aus ihm hervor, wie einzelne feſte Punkte, aber umher ſchlagen die Wellen ohne Werden wieder zuſammen. Die Maſſe iſt Waſſer und folgt dem äußern Trieb und bleibt ſorglos in dem ewigen Wechſel der ungeſtalteten Geſtalten. Und wie leicht ſchlägt die Welle auch über den kühnen, trotzigen Segler und brennt ſeine Augen! O, du quälendes Bild, des ewigen Nichts, mit dem goldflitternden Ueberzug, mit dem funkelnden Kleide, du Bild des beweglichen Nichtwerdens, du Bild aller nackten Philoſophie, die zu keinem Wirklichen kömmt — du ungeheures, unergründliches Waſſerfaß, haſt du jetzt keinen Troſt für mich, kein

Waſſer, den Schmerz mir aus Augen und Bruſt wieder weg zu ſpülen? Kannſt du nichts als krank machen und herabdrücken, wie jene Lehre, deren Sinnbild du biſt?— — — — Sieh dort! in der Ferne taucht von neuem ein Geſtade aus der Fluth hervor, von der Abendſonne golden umlacht — es iſt Portugals Küſte? — — Ja, ja, Luſitaniens Land! Ach, ſo iſt es alſo nur zu gewiß, daß Spanien hinter mir liegt, daß ich dahin nicht mehr zurückkehren werde. —

Forget the land, the sons, the maids of Spain;
Her fate, to every freeborn bosem dear,
And hail'd thee not perchance without a tear. — — — —

O, daß nur die Stunde und ihr Herzeleid vergeſſen wäre, die Stunde des Abſchieds! Das Dampfboot lag im Hafen vor Cadiz, bereit die Anker zu lichten, und ſie bat mich zu bleiben, ach, und wie ſie bat! Daß ich nicht zerſchmolzen bin, daß ich noch lebe! Wer flößte mir die Härte ein? Ich war zu hart — — O, Gott, ich konnte ihr kein Wort antworten, ſie nicht bitten, mir zu verzeihn, kein Wort für ſie, als die grauſame That? — — Es war ſchrecklich, wie ich zum Abſchied ihr die Hand küßte, zum letztenmal dieſe edle Hand an meine Lippen preßte — — ich blickte in den Thränenſtrom, der aus ihren Augen quoll — und blieb gefaßt! — laut und heftig ſchluchzend, die ganze Welt um ſich vergeſſend, ſank ſie mir an den Hals — — ich fühlte ihre Kniee zuſammenknicken — — und ich? ich floh davon! — — O, verzeih', verzeih' mir, ich fühle die ganze Pein davon, ich bin gegen mich grauſamer geweſen als gegen Dich! Wirſt du nicht aufhören, mich zu lieben, daß ich ſo handelte? Und ich? — — Meer, ſende mir deine Wellen, daß ſie die Qual, den Brand meines Herzens ſtillen — — — Sprachlos eilte ich aus dem Hauſe, der Marques blieb mir ſtillſchweigend zur Seite — — ſprachlos packte ich im Gaſthofe meine Sachen — — ſprachlos

lief ich an den Strand des Meers — — der Marques umarmte mich, eine Zähre trat in sein Auge, mein Busen zerfloß in Mitleid, mit nassem Blick suchte ich die Feluke — — die See ging hoch, mich kümmerte es nicht, daß das kleine Boot auf den Wellen umherwirbelt, jeden Augenblick in Gefahr von ihnen verschlungen zu werden, daß meine Koffer beim Aufsteigen nahe daran waren, mit mir in den Grund hinabzupurzeln — — Gott tröste sie!

Lissboa, 25. August.

Gestern morgen mit Sonnenaufgang langten wir im Hafen von Lissabon an, nachdem wir, durch ungünstigen Wind etwas aufgehalten, zwei Tage unterwegs gewesen. Gegen den ersten Abend warf die Seekrankheit, von der verschont zu bleiben ich schon zu hoffen angefangen, mich auf eine unerwartet heftige Weise nieder, ich lag da wie halbtodt und vermochte kaum etwas anderes zu denken, als daß es für mich und noch eine andere Person besser sei, zusammenzubrechen als zu verderben. Indeß die herrliche Einfahrt in den Tajo am gestrigen Prachtmorgen hätte auch einem Halbentseelten wieder frisches Leben einhauchen und für noch größere Noth als die meinige entschädigen müssen. Die Reisegesellschaft auf dem Don Juan bestund aus Franzosen, die sich einbildeten, um so mehr in Portugal zu bedeuten, je weniger sie in Spanien gelten, aus Engländern (deren auch die Bemannung bildeten), aus Portugiesen, Spaniern, worunter der wenig gemeinsinnige Baske mit seinem goldgeschmückten Sohn, bekannt noch von der Fahrt auf dem Guadalquivir, und einem Deutschen aus Oesterreich, einem Uhrmacher, der sich in Algier niedergelassen, dort eine junge Spanierin aus Malaga geheirathet, und nun mit Frau und drei kleinen Kindern, und mit Hab und Gut auf

der Reiſe von Algier nach Liſſabon war, um hier ſeine Werkſtatt aufzuſchlagen, wo man ihm reiches Verdienſt in Ausſicht geſtellt hatte. Dieſe Familie campirte in ziemlich behaglichem Zuſtande auf dem mittlern Verdeck, über das ſie Matrazen ausgebreitet hatte, ihre Hoffnungen ſchienen ihr Alles leicht zu machen. Doch war das, was der Uhrmacher in den beiden erſten Stunden ſeines Aufenthalts zu Liſſabon erfuhr, ſo wenig ſeinen Erwartungen entſprechend und ſo abſchreckend, daß er ſich zur augenblicklichen Rückkehr nach Malaga oder nach Algier entſchloß und als er ſeine Habe auf ein dahin eben abgehendes Dampfboot umgeladen hatte, vor reiner Freude, alsbald dieſe Gelegenheit gefunden zu haben, die vergeblichen Reiſekoſten gänzlich verſchmerzt zu haben ſchien.

Von unſerer ziemlich ſtürmiſchen Fahrt ließe ſich mehr ſagen als von der Reiſegeſellſchaft, ſie war ungleich intereſſanter. Wir hielten Portugals ſchöne Küſte faſt immer im Geſicht, obwohl ſie uns meiſt auf 20 engliſche Meilen entfernt blieb, ausgenommen natürlich die herausſpringenden Kaps. Hohe, ſteile Felsufer, gegen die das Meer ſo donnernd ungeſtüm anſtürmt, daß die Geſtade weit hin davon zu zittern und zu wanken ſcheinen, aber dennoch bricht es an ihnen ſeine toſende Kraft und wie vor Zorn darüber ſchäumend, ſpritzt es ſeinen dampfenden Giſcht thurmhoch an ihnen auf. So ſieht die Küſte oft wie von Höhlen und Geklüften zerriſſen aus, in denen die brüllenden Waſſer ſich fangen wollen. In der Ferne treten lieblich geformte Höhenzüge dem Auge entgegen. Beim Umſchiffen des Kaps St. Vincent, der ſüdweſtlichen Felsſpitze von Europa, um die der atlantiſche Ocean ſich mit furchtbarer Gewalt zwiſchen Europa und Afrika der Straße von Gibraltar zudrängt, kam das kühne Dampfboot Don Juan, das zu den größten gehört, die noch gebaut ſind, und erſt auf ſeiner zweiten Fahrt von London

nach Oporto, Liſſabon, Cadiz, Gibraltar, Malaga und zurück begriffen iſt, der Küſte am nächſten. Dieß großartige Schauſpiel ward uns am andern Morgen nach unſerer Abreiſe. Es iſt der hohe Algarviſche Gebirgszug Monchique, der ſüdlichſte Portugals, der in das Felskap St. Vincent ausläuft und einen ſpitzen Winkel ſüdweſtlich weit in den Ocean ausſtreckt. Hoch auf der Spitze ragt ein ſtattliches Gebäu, von unaufhörlichem Gedonner umbrüllt; in der Nähe befindet ſich die Villa de Bispo, Sagres, noch einige kleinere Ortſchaften und weiter öſtlich auf der Punta de Piedad die Veſte Lagos mit Hafen. Vor der ſenkrecht aufragenden Spitze des Vorgebirgs taucht ein ungeheurer, zerklüfteter und zerfreſſener Felsblock, wie ihm zum Schutze, aus dem Meere empor: daran rast und bricht ſich die ganze Wildheit, die ganze Wuth der Brandung. Und doch wurde in der Nähe davon eine Seeſchlacht geliefert, und doch durchſchnitt unſer Dampfboot faſt in Büchſenſchußweite der Felsmaſſe die wildtoſende, Kanonen und Blitz überdonnernde See!

Welche Fortſchritte hat die Schiffskunſt gemacht, von den Ruderſchiffen der Alten an, bis zu unſern Linienſchiffen und Dampfbooten. Ohne Buſſole, bei bloßer Küſtenfahrt auf kleinen platten Schiffen, waren alle Rheden für dieſe Häfen, die Kunſt ihrer Führung gering. Mit Ruderbänken zu manövriren bedeutet nicht viel, große Schiffe mit ihnen umzuwenden, iſt ſchwierig, daher waren dieſe wenig tauglich, ſie waren damals, meint Montesquieu mit Recht, wie heute entmaſtete Schiffe — unbewegliche Maſchinen; die Perſer erfuhren dieß bei Salamis, Antonius bei Actium. Mit der Buſſole ſieht man die Küſten und baut große Schiffe. Das Pulver, daß der perſönlichen Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt nachtheilig war, das bloße Kriegshandwerk zum gemeinſten machte, hat die Kriegskunſt zu Waſſer außerordentlich vermehrt. Die Kraft der Flotten beſteht mehr als je in der

Manövrirkunst. Einst enterten sich sofort die kleinen Schiffe und man focht wie zu Lande: in den punischen Kriegen sah man Schiffsschlachten, wo auf jeder Seite 150,000 Mann stunden. Nach Einer karthaginiensischen Galeere schuf Rom einst binnen drei Monaten eine Flotte, die beim ersten Zusammentreffen die feindliche, bis dahin seeherrschende schlug. Rußland arbeitet seit Peter dem Großen mit ungeheuren Anstrengungen und doch bisher ziemlich vergeblich an Herstellung einer großen Seemacht; dieß ist vielleicht die einzige Sache geworden, die sich heute durch Aufwendung bloß von Geld nicht erreichen läßt. Deutschland besitzt die Elemente, die dazu gehören, Völker mit dem ächten Seesinn, ausdauernd, kühn, unternehmend, die das mit dem Streitroß ebenbürtige Seeroß zu tummeln lieben, auch, bei größerer Einigung und größerm Schutze seines Seehandels unter einer deutschen Vereinsflagge, sämmtliche nöthigen Mittel und Kräfte: aber in seiner Zersplitterung gelangt es zu nichts und es übt gar nicht den wichtigsten Theil der modernen Kriegskunst. Müssen wir uns doch sogar von dem halbbarbarischen, in den Ketten der Leibeigenschaft schmachtenden Rußland überflügelt, und in dieser Schwäche unsere Küsten und Flüsse jedem Einfall zur See bloßgestellt sehen! Wir haben in diesen Stücken nur uns selbst, unsere Trägheit, die wir an andern Nazionen zu tadeln uns nur zu sehr gefallen, anzuklagen; denn wir besitzen der geübten Seeleute in aller Welt genug, um eine treffliche Flotte zu bemannen. Vormals waren die Seeleute wenig wichtig im Verhältniß zu der schlachtbereiten Truppenzahl; heut zu Tage ist es umgekehrt, die Leute der Kunst bilden die Stärke der Marine. Die Schiffe mußten sich vergrößern, um Kanonenfeuer auszuhalten und Kanonen zu führen, und damit stieg die Kunst sie zu lenken. Die Dampfmaschine endlich hat die Manövrirfähigkeit der Schiffe, sie vom Winde unabhängig machend und ihre Schnelligkeit

beflügelnd, noch unendlich erhöht, aber darum nur auch um so gefährlicher für jedes Land gemacht, das deren entbehrt und dadurch nothwendig in ungeheuern Nachtheil und Blöße gegen die Marineländer gerieth. Die Dampfmaschine führt die Kriegskunst zu Wasser auf ihren Gipfel, bringt sie in noch näherer Verbindung mit dem großen Handel, steigert und vervielfältigt ihre Anwendung und Wirkungen, macht sie schneller, kräftiger, furchtbarer an den Küsten und auf den Flüssen. Die Zeit ist vor uns, wo selbst ein großes Land ohne eine tüchtige Marine weder auf Unabhängigkeit noch auf einen ausgedehnten, blühenden Handel Anspruch machen kann, und je länger man die wichtige Angelegenheit betrachtet, desto schmerzlicher fühlt man jenen Mängel für Deutschland, ohne dessen Beseitigung wir nimmermehr die Stellung einnehmen werden, die dem großen deutschen Volke gebührt. Nicht ungestraft kann sich ein Land, angeblich aus Ersparnissen (da doch die Herstellung eines Schiffs ebenso lohnt als die einer Straße, und man auf ganz unnütze Gegenstände Millionen verwenden sieht), der wichtigsten Waffe für friedliche wie kriegerische Eroberungen und der damit in Verbindung stehenden Bewegung entziehen. Es handelt sich hier um eine allgemein vaterländische Angelegenheit und nicht darum, ob man die Industrie und die Maschinen liebe oder hasse. Alles in der Welt hat seine schiefe Seite und die summenden und spinnenden Kasernen sind nicht eben anziehend; allein wir allein können uns den Erfindungen und industriellen Fortschritten, mittelst deren die Wirksamkeit der Arbeit zunimmt, nicht entziehen, ohne daß dadurch der allgemeine Wohlstand des Vaterlandes, dessen materielle Unabhängigkeit, daher auch dessen Selbständigkeit als Volk, ja sogar die persönliche Freiheit des Einzelnen, die doch auch eine materielle Grundlage erfordert, gefährdet werde. Oft tritt eine Erfindung erst nach

Jahrhunderten in ihre wahre Bedeutung ein, weil die Zeit dann erſt ihrer als einer Form bedarf, in die ſich ein Theil ihres geiſtigen Inhalts gießt; und es ſcheint zum weiſen Haushalte der Geſchichte zu gehören, dergleichen Schätze im Stillen vorzubereiten oder anzuſammeln. Welcher Staat ſie aber vernachläßigt hat, dem wird dann auch die Form fehlen, in der jener geiſtige Theil der Zeit zur Erſcheinung gelangen kann, und er wird alſo im Lauf der Dinge in den Hintergrund gedrängt werden. Freunde der Wiſſenſchaft ſind mitunter Verächter der Induſtrie, und doch iſt gewiß, daß ſie ohne die Ausdehnung dieſer jene nicht beſäßen. Alle Thätigkeiten im Leben ſtehen miteinander in Beziehung — tritt auch nur einer entgegen, weil ſie dir mißfällt, und du hemmſt alle übrigen mit.

— Es giebt von der See aus drei Haupteinfahrten in Portugal, die viel Aehnlichkeit mit einander haben: die in den Duero nach dem befeſtigten Hafen Oporto, die in den Tajo nach dem Hafen von Liſſabon, und die nach dem befeſtigten Hafen Setuval an der Bucht und Bai gleichen Namens, in welche letztere der ganz portugieſiſche Fluß Sado mit ſehr breiter Mündung eingeht. Die Einfahrt in den Tajo iſt die weit großartigſte, ſchönſte und reichſte, und wer ſie gemacht hat, mag auf die andern leicht verzichten. Das Gemälde, das ſie allmälig aufrollt, von dem Augenblick an, da man in die breite, ſich im Hintergrunde rund abſchließende Bucht eingeht, aus der man die Mündung des Tajo hervorbrechen zu ſehen noch vergeblich ſucht, und die ſchönen Berge von Cintra nördlich auftauchen, man nun dem freundlichen, hellen, mit Häuſern und Anlagen bedeckten Geſtade näher kommt, auf beiden Seiten die lieblichen Höhen, mit ihrem Fuße den Meeresſaum berührend, nach einander hervortreten und die Oeffnung bezeichnen, durch die der noch buſenweite Tajo herabwallt, dann in dieſe Oeffnung eindringt, immer

vorwärts zwiſchen reichbewohnten, romantiſchen Bergufern, nun Belam begrüßt, das ſich eine halbe Stunde im Thale lang zieht, in einer Art Enge zwiſchen dem Thurm von Belam und dem gegenüberliegenden Belha forteilt, bis da, wo man endlich Lisboa, eine gute Meile lang hingeſtreckt längs dem nördlichen Ufer und ſich über ſieben Hügel oder vielmehr Berge (Lisboa iſt die ſiebenbergige Uferſtadt) aufwärts ziehend, von deren Gipfel weithin Kirchen, Paläſte und Kaſtelle herabblinken, in aller Pracht und Herrlichkeit vor ſich ausgebreitet ſieht, gegenüber den heitern Ortſchaften Almada und Caſſilhas und andern freundlichen Häuſern am Fuß einer felſigen Höhe, um die der vorher nur eine Meile breite Tajo ſich plötzlich wieder meerweit ausdehnt — dieſes große, belebte Gemälde iſt das reizendſte und herrlichſte, das ich jemals geſehen habe, und ich könnte mit wahrer Luſt bei der Ausmalung deſſelben verweilen, wenn ich nicht wüßte, daß ich meine geſchicktern Vorgänger darin doch nicht erreichen würde. Da ſich der Tajo unmittelbar oberhalb Lisboa wieder ſeeartig erweitert, eine glänzende, herrlich eingefaßte Fläche bildend, das Waſſer hier überall ſalzig bleibt und Ebbe und Fluth ſich äußern, ſo gleicht der Tajo von Liſſabon abwärts bis zu ſeiner Mündung einer Meerenge, und man hat die Fahrt durch dieſelbe auch an Schönheit mit der durch den Bosporus in das Marmorameer verglichen. Ebenfalls ſtellt man häufig die Lage von Lisboa in Vergleich mit der von Neapel und von Stockholm. Aus Autopſie kann ich hier nicht folgen, nur ſo viel iſt gewiß: keine Stadt Europa's iſt ſchöner gelegen, beſitzt einen bequemern, geſundern und geräumigern Hafen und einen gelegenern Weltmarkt, als die Hauptſtadt Portugals.

Schon früher hatte unſer Dampfboot einen luſitaniſchen Lootſen aufgenommen und ſowohl von portugieſiſchen Mauthbeamten als von einem engliſchen Linienſchiff aus, deren

mehre im Hafen liegen, Beſuche erhalten. Erſt als es ſeine Anker ausgeworfen, empfingen auch die Reiſenden die erſte portugieſiſche Begrüßung, die aber auf Alle einen unangenehmen Eindruck machte und wirklich in widerlichem Contraſt mit der einladenden Landſchaft ſteht. Was konnte es anders in Portugal ſein, als daß Polizeibeamte kamen, um im Namen des Staats den Reiſenden einen Zoll abzunöthigen, für die bloße Erlaubniß, das Land zu betreten, wie einſt im goldnen Mittelalter Wegelagerer die Kaufleute zollten, für die Erlaubniß, eine Straße ungehindert paſſiren zu können. Die romaniſchen Staaten (und auch der ruſſiſche) zeichnen ſich überhaupt in Kneifung der Fremden aus; die germaniſchen ſcheeren mitunter zwar die eigenen Unterthanen, aber ſie ſind doch zu ehrgeizig, um auch die Fremden, die ſich zu ihnen begeben, auszuplündern. Als ich den franzöſiſchen Boden betrat, wurde ich gezwungen, einen franzöſiſchen Paß zu kaufen, für das Viſa nach Spanien mußte ich ſchweres Geld bezahlen. In Spanien bin ich noch am wenigſten geſchoren worden und dort ſcheint bei den Paßviſitatoren noch nicht alle Schaam verſchwunden zu ſein. Wegen der Kriegsumſtände iſt mein Paß in Spanien vielleicht fünfzigmal viſirt worden, und namentlich bei meiner Abreiſe aus Madrid vom dortigen Gefe politico und den Miniſterien des Innern und des Auswärtigen, aber nur einmal und zwar dem letztern hab' ich zwei Duros (Piaſter) bezahlen müſſen. * In Cadiz aber, wo ich freilich auch auf dem Ayuntamiento für das Viſiren etwas entrichten mußte, nahm das Plünderſyſtem bei den Conſuln ſeinen Anfang. Im Hafen von Liſſabon nahmen Polizeiagenten jedem Reiſenden einen Thaler ab für die Erlaubniß, ans

* Ein neuerer Reiſender erzählt, in Spanien ſei das Viſiren von Ort zu Ort mit Koſten verknüpft. Meiner Erfahrung gemäß, iſt dieß unrichtig. Wir Reiſegefährten gaben ſtets unſere Päſſe an einen Diener und dieſem eine Kleinigkeit für ſeine Mühe.

Land zu ſteigen, die nur ertheilt zu werden ſcheint, um innerhalb 24 Stunden, nach vorher noch eingelöstem Viſa beim eigenen Conſul, auf der Polizei für ſchweres Geld eine Aufenthaltskarte zu kaufen, die gleich theuer iſt, ob man ſich 2 Tage, 2 Wochen oder 2 Monate und noch länger in Liſſabon aufzuhalten gedenkt. Bei der Abreiſe, erzählt mir mein freundlicher Wirth und Landsmann, geht das Taſchenleeren von neuem los; wiederum ſind eine Menge Viſa's von allen Seiten zu bezahlen und endlich, wenn man glaubt, es ſei zu Ende, noch einen Staatsſtempel für nicht weniger als etwa drei ſpaniſche Thaler. Alles zuſammengerechnet giebt eine Summe, für die in Deutſchland ein rüſtiger Student gemächlich von einer Gränze nach der andern reist. Hier iſt es der Staat, von dem eine ſchaamloſe Parodie auf allen öffentlichen Anſtand geſpielt wird, und nicht um den zu opfernden Zoll, um ſolche öffentliche Miſere und Erbärmlichkeit thut es einem herzlich leid.

Doch ein kleiner Aerger mag an dieſem Orte nicht ſchaden, damit man mit um ſo größerem Wohlgefallen zu dem Großen, das er bietet, zu der herrlichen Natur, die ihn umgiebt, zurückkehrt. Ich bewohne eine hübſche Stube, mit einer Ausſicht, wie ſie nicht ſchöner ſein kann. Am Caes da Sodra, einem von der Fluth des Tajo begränzten Platze an den Kai's, wo Morgens um eilf Uhr die Liſſabonner Kaufleute ſich verſammeln und gegen Abend in der Regel mit ihren Familien luſtwandeln, hat ein ehrenwerther Hannoveraner eine Gaſtwirthſchaft und einen Mittagstiſch nach deutſchem Zuſchnitt eingerichtet, jedoch mit Bedienung von ſpaniſchen Galego's, die in Liſſabon die zahlreiche Corporation von Waſſerträgern bilden. Er arbeitete hier in einer Handlung, erkrankte und heirathete aus Dankbarkeit eine arme Portugieſin, die ſeiner mit Aufopferung gepflegt hatte. Aus den Fenſtern ſeines Hauſes, das mich gaſtlich

für einige Wochen aufgenommen, genieße ich die herrliche Aussicht südwestlich über den Hafen, den Tajo, da wo er sich aufwärts nach Aldeagalega meerbreit erweitert, nach dem jenseitigen Ufer; auf der gegenüberliegenden Höhe prangt Almada, darunter am Ufer das vielbesuchte Caffilhas, zwischen köstlichen Weinbergen; fünf Leguas weiter schimmert kaum sichtbar auf der Sierra de Arabida das lichte, befestigte Palmella, von dessen bedeutender Wasser-scheidender Höhe man die Häfen von Lissabon und von Setuval, das noch 2 Leguas von Palmella entfernt, die Thäler des Tajo und des Sado mit ihren Meerbusen, so wie das weite Meer zugleich übersieht — ein herrliches Land, am schönsten bei Setuval und Troia, wo sich überall auch römische Ruinen und andere Alterthümer zerstreut vorfinden. Und gerade in der Richtung über Palmella, aber noch weit, weit weg, schwimmt Cadiz auf der See und lebt das liebenswürdigste Wesen, das diese Erde verherrlicht! Wie mag ihr es ergehen? O, edle Frau, dein Liebreiz hier leuchtend, wäre diese Stube am Caes de Sodra ein Paradies für den, dessen Gedanken zu dir fliegen, wenn auch das Auge nicht so weit reicht.

Drittes Kapitel.

Zwiegespräch mit einem Kosmopoliten.

Die größte und volkreichste Stadt der pyrenäischen Halbinsel ist Lissabon. Ihr durch das furchtbare Erdbeben 1755 zerstörter Theil, der ziemlich in der Mitte der langgestreckten Stadt liegt und an den Hafen, d. h. an den Tajo anstößt, ist wahrhaft prachtvoll, fest und stark wieder aufgebaut worden. Nichts Imposanteres als der große Platz, den man zuerst, am Hauptlandungsort die breiten Treppen zum Kai aufsteigend, überblickt: seine Hafenseite ist frei und eröffnet die reiche Aussicht über den mastbedeckten, allwärts belebten Strom und das jenseitige freundliche Ufer; die gegenüberliegende Front bildet feste, große Häusermassen mit Arkaden, zu beiden Seiten stehen große öffentliche Gebäude, die Arsenäle mit der Werft, die ein großes Linienschiff auf dem Stapel trägt, Zoll- und Lagerhaus, und laufen die schön getäfelten, belebten Kai's am Ufer entlang, und in der Mitte des Platzes endlich die kolossale Reiterstatue. Von der gegenüberliegenden Front gehen mehre schnurgerade Straßen aus, die mit den rechtwinkligen Querstraßen den regelmäßigen Stadttheil bilden: mit Vergnügen betrachtet man die hohen, in kräftigem, karaktervollem Styl erbauten Häuser, wovon eines dem andern gleicht, und geht mit Ehrerbietung ihnen entlang, bis wo die Straßen aufwärts oder zur Seite in ältere Quartiere führen. Hier

beginnt Unſauberkeit auf den Gaſſen und ein Hautgout prikelt in der Naſe, dem man ſich, obwohl ſich das Uebel in Vergleich mit frühern Erzählungen bedeutend verringert hat, je eher je lieber wieder entzieht. Der altmauriſche ſtromaufwärts liegende Stadttheil, der in architectoniſcher Hinſicht Intereſſe erweckt, iſt der ſchmutzigſte, und hier ſoll noch vor 20 Jahren nur ein Leichtfüßiger eine freie, doch immer gefährliche Paſſage haben entdecken können. Hat man indeß die abſchüſſige Region erklettert, an welchem Punkte auch, ſo belohnen oben auf den Gipfeln der Höhen oder auf deren Vorſprüngen und Vorhängen ſtets die reizendſten Ausſichten, ſowohl in die Ferne über den Hafen als auch häufig, wahrhaft überraſchend, in ein Seitenthal oder über die Stadt, ihre Plätze und Alleeanlagen, deren ſich im Thal wie höher aufwärts vorfinden. Ungeachtet des Schmutzes in manchen Vierteln, iſt Liſſabon, das untere, das abhängige und das obere, vielhäuptige, mit den mannigfachſten Reizen ausgeſtattet, zumal mit denen reich wie keine andere Stadt überſchüttet, welche eine herrliche Natur verleihen kann.

Mit den Menſchen ſteht es anders. Es mag ungünſtig für die Portugieſen ſtimmen, wenn man eben erſt von dem friſchen, ſchwellenden Leben der Spanier umrauſcht worden iſt. Welche Verſchiedenheit hier und dort! Sollte man doch denken, Portugal ſei eine Provinz der Halbinſel, etwa wie Andalucien, und eine der beſſern und herrlichſten wegen ſeiner günſtigen Lage auf der meerbeſpülten Weſtkante Europa's. Nichts von dem. Der hieſige Menſchenſchlag iſt auffällig weniger wohlgebaut, kräftig und adelig als der ſpaniſche. Die ſpaniſche Grazie fehlt. Sogar die Kleidung iſt verſchieden, nicht bloß im Schnitt, ſondern auch durchaus in der Tracht, wie entgegenſtehend. In Spanien trägt und liebt man das enganſchließende Kleid, in Portugal das weite, bauſchige; dort ſucht man die Formen des Körpers in ihrer

ungekünſtelten, ſchwellenden Natur hervorzuheben, hier zu verbergen. Statt der zierlichen, faltenreichen, die edle Haltung des Haupts begünſtigende und doch bei aller Umfaſſung nicht das Mindeſte verbergende Mantilla haben die Portugieſinnen der untern und mittlern Stände ſich nur ein weißes Tuch über den Kopf gebunden, über einen hohen, abſcheulichen Kamm; der übrige Körper iſt Sommers und Winters durch einen langen dunkeln Mantel, wie deren auch die Männer tragen, verdeckt, ſo daß man von den Formen nichts ſieht als das nicht eben zarthautige Geſicht und die ſchwarzen blitzenden Augen. Möglich, daß ſolche Männermäntel den Weibern bequem ſind, manche Schwäche, und wär's nur Schmutz, darunter den Augen der Welt zu entziehen, auch dem ſtarken Wechſel des Klima's angemeſſen, da ſelbſt in den heißeſten Tagen mitunter eine kühle Seeluft über das Land bläst; gewiß aber, daß ſie ſehr häßlich kleiden. Einen merkwürdigen Anblick bieten die Frauen in den Kirchen, die ſie fleißig, die Männer aber beinahe gar nicht zu beſuchen ſcheinen. Die Kirchen haben, was in Spanien nicht der Fall iſt, lange Reihen Bänke zum Sitzen und Knieen; hier ſieht man beim Eintritt in die Kirche Hunderte von Frauen, das Angeſicht dem Altar zugewandt, wie unbeweglich knieen, eine vollkommen gekleidet wie die andere, die Spitze des blendendweißen Kopftuchs hängt hinten auf den Kragen des dunkeln Mantels herab, der auch die Füße der Knieenden noch bedeckt. Man könnte, da man in die ſchwarzen weltlichen Augen nicht blickt, denken, eine zahlreiche Verſammlung von Nonnen derſelben Regel ihre Andacht verrichten zu ſehen. Die vornehmen Frauen tragen ſich wie die Engländerinnen und Franzöſinnen, die hier wohnen, und leben, der ſpaniſchen Sitte und Franqueza ganz entgegengeſetzt, halb eingeſchloſſen. Nirgends jener ſchwellende, unnachahmliche Gang hiſpaniſcher Schönen, keine

plaſtiſchen Formen, keine draſtiſche Wirkung! Alle Anmuth beim Gehen ſcheinen die vornehmen Portugieſinnen durch unangenehmes Hüftenwackeln erſetzen zu wollen. Welch' ein Contraſt, gegen Abend ein Spaziergang im Prado zu Madrid und einer in der Alameda Lisboa's, wie Tag und Nacht, Winter und Frühling.

Und nun die Sprache! Das Portugieſiſche hat weder die Reinheit, Klarheit, Kraft und Fülle, noch das Melodiſche, Schwunghafte und Angenehme des Caſtilianiſchen; es klingt gegen dieſes gemein, breit, näſelnd, etwa wie das ſtockjüdiſche Handelsdeutſch gegen das reine Hochdeutſch. Obwohl dem Caſtilianiſchen nahe verwandt, hat es doch auch viele franzöſiſche Ausdrücke, Formen und Wendungen angenommen, was ſich ſchon ſeit den einwandernden franzöſiſchen Rittern und Herzögen herzuſchreiben ſcheint. Auch überraſchen die vielen mauriſchen und jüdiſchen Ueberbleibſel und deren ſichtbare Einwirkungen. Die Mauren (Maurufier) ſollen aus Syrien ſtammen und ſich nach Afrika gezogen haben, als die Hebräer, ebenfalls Syrier, unter Moſes nach Syrien (Aram) zurückkamen, einen Theil davon einnahmen und die Aramier vernichteten, die nicht entflohen. Dazu kommen allerdings auch viele mauritaniſche Juden in Portugal, und die portugieſiſchen Juden ſind bekanntlich, nächſt den polniſchen und deutſchen, am häufigſten in der Welt zerſtreut. Nicht zu verwundern daher, daß ſich viel Syriſch-Orientaliſches hier in Anſehen, Haltung und Gebräuchen vorfindet. Die ſpaniſche Nationalität ſtieß die fremdartigen Beſtandtheile entſchiedener und kräftiger von ſich. Dieſe Richtung äußert ſich noch heute in manchem Brauch. So hatte ich oftmals in Spanien beim Mittagstiſch, wenn ich das treffliche Schweinefleiſch, das die Spanier zu kleinen Stücken, wie Fett durch die Gemüſe gemengt, faſt jeden Mittag eſſen, unberührt vorübergehen ließ, weil ich es nicht liebe, die

Frage zu beantworten: ob denn in meiner Heimath die Chriſten wie die Juden kein Schweinefleiſch äßen? Dieſer Brauch iſt alt und ſchon in dem Geſetz der Weſtgothen findet ſich das mehr grauſame als lächerliche Requiſit, daß die Juden alle Speiſen mit Schweinefleiſch zubereitet eſſen ſollten, wenn ſie nur nicht dieſes ſelbſt aßen. Eine ſolche Grauſamkeit ließ ihnen von ihrem Geſetze nur das Zeichen, ſie daran zu erkennen. Hat aber, wie nicht zu bezweifeln, die entſchiedene Ausſtoßung der Mauren und Juden aus Spanien und die Tüchtigkeit, Kraft und Schönheit der ſpaniſchen Nazion günſtig eingewirkt, ſo kann man nicht umhin, dieſe Maaßregel, ſo hart und barbariſch ſie ſein mag, für Spanien eine glückliche zu nennen.

Wenn man bei genauer Unterſuchung am Schädel vieler Spanier (um nicht zu ſagen am ſpaniſchen, denn die ſpaniſche Ehrlichkeit gilt zumal im Handel ſprüchwörtlich) den Diebsſinn angezeigt finden dürfte, ſo ſcheint das mit den Portugieſen doch in weit höherem Maaße der Fall zu ſein. Man behauptet, in Liſſabon werde Ehrlichkeit für ziemlich einerlei mit Dummheit gehalten und als ſolche verſpottet; viele Gerichts- und Advocatenſtuben, Zoll- und Acciſehäuſer, ſogar Miniſterien, ſeien, nachdem Klöſter und Sacriſteien dieſes Vorrecht eingebüßt, zu priviligirten Raubhöhlen herabgeſunken, und zu den ehrlichen Leuten gehörten nur noch die fleißigen Landbewohner und der einfache Gelehrte. Allen Ernſtes hätten in Liſſabon nur gewiſſe Caſas, deren Faulgeruch ſonſt jeder ordentliche Menſch wie die Peſt flieht, dieſe bockſtinkigen Häuſer alſo den Ruf, hier gerade diejenigen Orte zu ſein, wo man der Beraubung am wenigſten ausgeſetzt wäre. Dieſer Ruf der portugieſiſchen Hetären brennt Lisboa ein Mal auf die ſchöne Stirn.

Noch ſah ich hier keinen recht ſchönen Mann, kein wahrhaft ſchönes Weib. Schwärzlich bleich, und queckſilbern

erſcheint die Farbe der Geſichter, wie aus verkalktem Kopfe blitzen die Augen und zuckt das bewegliche Muskelſpiel. Vergebens ſuche ich nach den Zügen eines Viriatus und ſeiner tapfern Freunde, und faſt möchte ich Byron nicht mehr für partheilich halten, für beſtochen durch die Anmuth einer Andalucierin, wenn er in ſeinem Childe Harold die Portugieſen eben ſo heftig herabſetzt als er den Spaniern brennendes Lob ſpendet, obwohl jene inmitten der edelſten Szenen geboren ſeien, und der Natur die Frage vorwirft, warum ſie ihre Wunder an ſolche Menſchen verſchwende; wenn er endlich, nachdem er jeden ſpaniſchen Bauer ſo ſtolz als den edelſten Herzog genannt hat, zu dem harten Ausrufe kömmt:

„Well doth the Spanish hind the difference know
Twixt him and Lusian slave, the lowest of the low.“

Doch fügt Byron dieſem Ausſpruche die mildernde Bemerkung bei, es ſei evident, daß ſich die Portugieſen ſeitdem veredelt und dieß zum mindeſten in Beweiſen von Muth während des Unabhängigkeitskriegs bethätigt hätten, daß ſich überhaupt ihr Karakter zu verbeſſern ſcheine. Was im gegenwärtigen Augenblick, wo ſich die Anhänger der Karte und die Conſtitution in offenem Kampfe gegenüberſtehen, unter meinen Augen vorgeht, beſtätigt jene Bemerkung vollkommen, das portugieſiſche Volk hat offenbar moraliſch einen Aufſchwung genommen, von dem man viel Gutes erwarten kann. Doch iſt die Frage oben noch nicht erſchöpft, wie es komme, daß das portugieſiſche Volk gegen die Friſche des ſpaniſchen wie verblichen erſcheine? Da ein Geſpräch mit dem ehemaligen ruſſiſchen Officier S., jenem Polyglotten und Kosmopoliten zu Madrid, hierauf Bezug hat, ſo will ich daſſelbe an dieſem Ort einſchieben.

S..., der viele Jahre in Lisboa lebte, hatte Portugal lieb gewonnen und er wußte mir nicht genug die Reize der

portugiesischen Hauptstadt zu rühmen. Einst kam er bei seinem russischen Lieblingsthema, nämlich der Herstellung eines Weltreichs mit Einigung aller Länder unter einer Sprache, Kirche und Verwaltung, auch auf Portugal zu sprechen. „Dieses Land, sagt er, ist reif, einem Weltreich anheimzufallen, und in diesem Sinn ist es viel weiter vorgeschritten als Spanien. Vous verrez cela. In Portugal ist mehr Civilisation als in Spanien, obschon dieses eine kräftigere Volksthümlichkeit hat. Die größern Fortschritte der Civilisation in Portugal müssen theils den fremden, gebildetern Nazionen in seinen Häfen, theils dem Umstande beigemessen werden, daß von seinen 3½ Millionen Einwohnern mehr als die Hälfte größere Städte bewohnt."

„„Mich dünkt, erwiederte ich, dieß sei ein unglückliches Mißverhältniß zwischen der Land- und Stadtbevölkerung. Denn die erstere kann dabei unmöglich ihre Selbstständigkeit behaupten, sie sinkt zur gemeinen Taglöhnerin der Städte herab, die überhaupt schon wegen ihrer Concentration ein natürliches Uebergewicht über das Land haben. Es ist eben nur noch eine Entwicklung des Städtelebens möglich, nicht mehr des Landlebens; und kann nun jenes für sich auch noch so Tüchtiges, Großes, Herrliches hervorbringen, sein allein herrschender Einfluß auf das Land ist stets verderblich, knechtend, die Sitten, Gesundheit, Frische, Geist und Körper des Landvolks zerstörend. Also halt' ich ein richtiges Verhältniß zwischen Stadt und Land für ein großes Glück, und ziehe die vielen Weiler, Dörfer, Landstädte und Pueblos Spaniens weit der gedrängtern Wohnorte in Städten vor.""

„Mais, Monsieur, la civilisation? y tambien la libertad? Gewiß, amigo, in den Städten wohnt die Bildung. Betrachten Sie Paris — que serait la France sans sa capitale?"

„„Freilich in Frankreich beherrschen die Städte das

Land und die Hauptſtadt die Provinzialſtädte. Aber Niemand wird es darum beneiden, der den Zuſtand ſeiner Landbevölkerung kennt. Gewiß, Städte ſind die Sitze der Bewegung, der Wiſſenſchaften und Künſte; aber ſie bilden doch immer nur die eine Seite eines großen Volkslebens, in die alles Andere nicht aufgehen ſollte. Ruhmlos, fieberhaft, prozeßmäßig wird die Bewegung, ihr fehlen Haltung und Größe; das flüſſige Gold, das für Städte iſt was der feſte Acker für's Land, wird allherrſchend, und die natürlichen Elemente der Stabilität, das Landvolk und der Grundbeſitz bilden nur noch der Städte niedrigen, aber langen Schweif. Scheinbar allerdings fördert herrſchendes Stadtleben die Civiliſation und bei den Alten kannte man eben nur herrſchende Städte und dienendes Land — die Treibhausluft der Städte entwickelt raſcher und auch die blaſſen, verwelkten Geſtalten können friſches Blut von dem Lande ziehen, das ſie auszuſaugen einmal das Privilegium haben. Doch gewiß hat die Nazion eine größere Zukunft, welche auf die freie Geſtaltung und Entwicklung des Landlebens einen nicht minder hohen Werth legt als auf die der Städte; jedenfalls hat ſie dann eine ſittliche Grundlage, die ſich in Zeiten der Noth als unerſchütterlich feſt und unwandelbar beweiſen wird, während entgegengeſetzten Falls das Landvolk nichts anderes zu thun weiß als knechtiſch dem Verderbniß und dem ganzen Beiſpiel der wankenden Städte zu folgen.""

„**Il vous plaira en Portugal**, obſchon hier die Sitten verdorbener ſind, **c'est vrai**, als in Spanien. Doch dürfte dieß auch andere Urſachen haben als der Einfluß großer Städte und die ſtarke Vermiſchung mit fremden Volksbeſtandtheilen."

„„Ganz ohne Zweifel; der Despotismus muß voran geſtellt werden.""

„**Mais pour quoi**? Mindeſtens haben Despoten oft

gute Zucht gehalten. Mon dieu, les pauvres rois! Schmeichler und Feinde nennen ſie furchtbar. Horaz aber ſagt:

Pallida mors aequo pulsat pede
Pauperum tabernas, regumque turres.

Beſuchen Sie die Königsgruft des Escurial, die prächtigſte der Welt, oder gehen Sie von Lisboa über Cintra nach dem großen Mafra, das doch nur eine geringe Nachahmung des Escurial iſt, und ſehen Sie die Beherrſcher Spaniens und Portugals modern: was iſt ihnen geblieben von ihrer Herrlichkeit? Was können Despoten von ihrer Macht feſthalten, bis über das Grab hin?

Or call with truth one span of earth their own,
Save that wherin at last they crumble bone by bone?

Zudem war der Despotismus nicht minder in Spanien als in Portugal heimiſch.“

„„Aber Spanien war fünfmal ſo groß als Portugal und fünffach verſchieden. Die Wirkungen des Despotismus durchliefen in Spanien einen fünfmal größern Kreis und wurden immer ſchwächer, je weiter vom Mittelpunkt entfernt, wie die Schwingungen, die ein fallender Körper im Waſſer erregt immer ſchwächer werden, bis ſie ſich ganz verlieren.

In kleinern Ländern üben die Höfe und die Beamtenwelt verhältnißmäßig den verderblichſten Einfluß auf die Sittlichkeit aus. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Sittlichkeit in den vier deutſchen freien Städten, wo doch großes Handelsleben treibt, weniger geſunken iſt als ſelbſt in den kleinern deutſchen Reſidenzſtädten; daß in jenen verhältnißmäßig mehr Ehen geſchloſſen und weniger uneheliche Kinder gezeugt werden als in dieſen. Das merkwürdigſte Beiſpiel bietet aber der ſittliche Gegenſatz zwiſchen den beiden weſtphäliſchen Nachbar-Kreiſen Altena und Berleburg; jener, wo eine ſehr reiche Induſtrie blüht, ſteht hinſichtlich der Sittlichkeit unter allen Kreiſen des preußiſchen Staats obenan;

dieſer, der gar wenig Gewerbfleiß und kaum eine große Landſtraße hat, hingegen untenan, ja er hat verhältnißmäßig mehr uneheliche Kinder als ſelbſt Berlin. Wie iſt dieß zu erklären? Nun, der Kreis Altena gehört zur blühenden Grafſchaft Mark, welche ſtets große Freiheiten und Rechte behauptete und ſeit vielen Jahrhunderten keinen Hof kannte; wohingegen Berleburg ſtets die Reſidenz eines kleinen Hofes war, der jetzt mediatiſirt iſt. Keinen andern Grund giebt es für jene merkwürdige Erſcheinung. Um auf die Halbinſel zurückzukommen, ſo ſtrömten in dem großen Spanien, aus ſeinem weiten Gebirgslande, aus ſeinem naturgroßen Norden und Süden immer neue erſetzende Säfte in den Mittelpunkt und verbeſſerten das ſchlecht gewordene Blut, die verdorbenen, kranken Stoffe konnten noch ausgeſchieden werden durch den lebensfriſch gebliebenen Organismus des Ganzen, wenn auch zuletzt nur in fieberhafter Thätigkeit. Im kleinern Portugal mußte das ſchlechte Beiſpiel ſich ſchneller über das ganze Land ausbreiten, der Luxus, die Sittenloſigkeit, die Verderbniß des Hofes und des großen Handelſitzes alsbald in Fleiſch des Volks übergehen, ohne daß eine beſtändige Erfriſchung der Säfte und des Bluts zu erwarten ſtund. Dazu kam noch, daß eine verkehrte Staatswirthſchaft und Colonialpolitik die Leute in die Städte, namentlich in die Häfen der langen Küſte trieb, und während daheim Ackerbau und Gewerbefleiß verfielen, eine Hand voll Leute das Gold aus unermeßlichen Colonien ſaugte. Kein Wunder daher, daß die Sitten verfielen, und Portugal lange ringen muß, ſich wieder zu erheben.“

„Ihre Deduction paßt ganz zu meiner Anſicht von einem Weltreich. Jawohl, die kleinen Reſidenzen, Höfe und Anhängſel ſind den Sitten gefährlich; darum nichts Vortrefflicheres als Ein Hof, Eine Herrſchaft, une monarchie universelle — —“

„„Nein, nicht ſo ſchnell geſchloſſen, ſonſt laufen Sie Gefahr, aus einem Extrem in das andere zu fallen. Beſſer jeder Stamm eines großen Volkes, beſſer jede kleine Provinz habe ihren eigenen, angebornen Fürſten als einen Satrapen oder Präfecten, der nichts repräſentirt als den Willen ſeines Herrn, und wäre dieſer Herr auch nur der allgemeine Weltſtaat.““

„Pah, ich wüßte nicht, was die kleinen Fürſten anders nützen könnten, als einen den allgemeinen Fortſchritt der Menſchheit hemmenden Lokalgeiſt auszubilden. Bleiben wir bei Portugal ſtehen, das ſich in ſeiner jetzigen Abgeſchloſſenheit nimmermehr wieder erheben kann. Darf es ihm noch beifallen, mit den andern großen Seemächten rivaliſiren oder von neuem eine große Handels- und Colonialmacht bilden zu wollen? Da die großen Staaten in die Concurrenz getreten ſind, traten die kleinen zurück, verſchwinden ſie allmälig als ſelbſtändige Einzelnheiten, oder ſpielen eine dürftige Rolle und bilden nur die Schatten ihrer alten Größe. Aus dem atomiſtiſchen, mittelalterlichen Chaos gehen alle Beſtrebungen, alle Zeitrichtungen unaufhaltſam und immer kräftiger auf Bildung großer Allgemeinheiten aus und die Fürſten erhielten ihre Macht eben dadurch, daß ſie die Repräſentanten dieſer allgemeinen Richtung wurden. Schon bildet Europa keine Republik mehr, ſondern eine ariſtokratiſche Pentarchie; Alles drängt nach der Einheit, bewußt oder unbewußt, Handel und Verkehr, Dampfmaſchine und Eiſenbahnen, Wiſſenſchaften und Künſte, Alles, Alles leitet die Menſchheit auf dieſes Ziel hin, wieder Eins zu werden, ein Weltreich zu bilden, von dem die Römer nur einen Verſuch im Kleinen machten, ein immer bewunderungswürdiges, nur zu frühzeitiges Experiment, den aber eine andere europäiſche Macht im Großen zu wiederholen und damit die Idee der Menſchheit zu verwirklichen berufen ſcheint. Mais je m'égare

toujours, restons à Portugal. Wie kann dieſes Land heute noch die Unkoſten einer großen Flotte, eines mächtigen Heeres, einer eigenen Regierung und deren ausgebreiteten Repräſentation, die in unſern Tagen ſehr außerordentlich koſtſpielig geworden iſt, daß ſelbſt mächtigere Länder ihre Noth damit haben, die Koſten des ganzen verwickelten Staatsapparats tragen? Und die Selbſtändigkeit der portugieſiſchen Nazion — es iſt lächerlich von ihr als ſolcher zu ſprechen — iſt ſie mehr als ein Phantom? Wenn England ſie beleidigt, kann ſie ſich rächen? Man ſpricht jetzt viel von der Neutralität der kleinern und mittlern Staaten; aber das iſt nur der Uebergang entweder zur Einverleibung in größere Staaten oder zur Knechtſchaft, und zwiſchen beiden Zuſtänden iſt die Wahl nicht zweifelhaft. Das iſt Rußlands ewige Regel zu ſeinen Nachbarn zu ſagen: Ihr ſeid Nichts ohne uns, mit uns Alles! Und glauben Sie mir, dieſer Satz, gut angebracht, thut auch ſeine Wirkung. — — — Sie reden von Sprache, heimiſcher Literatur und ähnlichen Dingen? Aber Sie müſſen wohl bedenken, daß das Hochdeutſche die andern deutſchen Dialecte als Schriftſprache nur deshalb überwunden hat, weil es am ausgebreitetſten war und die meiſten Schriftſteller hatte. Wenn der geiſtig wiſſenſchaftliche Verkehr nur in einer Sprache betrieben würde, ſo würde dieſe bald die alleinherrſchende werden; Niemand könnte ſich ihrer Allgewalt entziehen, die ſie durch den Gedanken und ſeine Bewegung ausübte, ohne nicht gleichſam aus der Menſchheit und deren Entwicklung auszutreten. Das Portugieſiſche iſt keineswegs blos ein caſtilianiſcher Dialect und es beſitzt herrliche Dichtungen, wie die von dem genialen Camoens, die denen keiner andern Nazion nachſtehen; aber es kann in der Zukunft, bei der ungeheuern Zunahme des wiſſenſchaftlichen Materials und des geiſtigen Verkehrs, für ſich nicht beſtehen; die geiſtigen Bedürfniſſe der Portugieſen

unmöglich befriedigen, weil zu Wenige portugiesisch reden und portugiesische Schriftsteller kein Auskommen finden."

„„Mich will bedünken, Sie vergessen, daß außer in Portugal auch noch in dessen Colonien, auf mehren Inseln und in dem weiten Brasilien portugiesisch gesprochen wird.""

„Cela ne suffit pas. Schon die Herausgabe einer kleinen Schrift in portugiesischer Sprache ersetzt selten die Druckkosten; an den Verlag großer, nützlicher Werke ist gar nicht zu denken. Es giebt niemals eine hinlängliche Zahl von Subscribenten oder Käufern. Jeder gebildete Portugiese (und sie haben ein außerordentliches, weil wie bei den Russen frühgeweckes Sprechtalent) kennt eine oder mehre fremde Sprachen und in deren Literatur sucht er Ersatz für den Hinfall und die Unfruchtbarkeit in der heimischen. Das kleine Holland erfreute sich lange Zeit eines regen literarischen Strebens, aber nicht in der holländischen, sondern in der lateinischen, französischen und deutschen Sprache, und sein literarischer Standpunkt ist nur noch ein untergeordneter, seitdem die erstere aus der modernen Literatur verbannt worden, die beiden andern Sprachen aber zu Hause einen freiern Wirkungskreis gefunden haben. Portugal verdankte die Möglichkeit einer heimischen literarischen Blüthe seinem ungeheuern Handelsaufschwung und seinem Reichthum. Wie diese aber nicht zurückkehren können, so auch jene nicht. Für Portugal, will es nicht in ganze Vergessenheit, Nacht und Elend zurücksinken, ist kein anderes Heil, als sich einem größern Staatskörper anzuschließen, und dieß ist natürlich kein anderer vorerst als der verwandte spanische. Y porque se ha à lloras eso? Je ne vois pas une cause, au contraire, wenn Europa nur ein Reich bildete und darin nur eine Sprache geredet würde, das erschien mir das beste, die höchste ventura."

„„Ich könnte kein größeres Unglück mir einbilden. Indeß

erſchreckt mich Ihr Steckenpferd nicht, das immer nur ein Spuck bleiben wird. So lange die europäiſche Menſchheit nicht durch und durch faul iſt, wird ſie auch in Völker und Sprachen geſchieden bleiben. Mich fröſtelt's ſchon beim bloßen Namen eines Univerſalreichs, eines Traums, den nur ruſſiſche Thorheit und Eitelkeit ausfüllen. Freilich der Lächerlichkeiten giebt es allerwegen genug, wir haben ein junges Deutſchland, ein junges Frankreich, ein junges Italien, eine junge Schweiz, ein junges Europa, ja ſogar, ſcheint es, in Rußland ein junges Weltreich — Thorheiten im Ueberfluß überall, und die Eitelkeit macht die Menſchen am blindeſten in Bezug auf alles, was ſie ſelbſt betrifft, — ſchon im Gedicht von der Roſe aus dem Altfranzöſiſchen des Guillaume de Lorris heißt es:

So eitel wird die alte Erd',
Daß ſie ein neu Gewand begehrt.

Aber der Gedanke Eures einigen und freien Weltſtaats überbietet doch die Abſurdität ſelbſt. Nennt den großen Despoten an der Spitze Eures vielarmigen Ungethüms einen Weltrepräſentantenkörper oder wie Ihr wollt, wenn ſeine Rieſenköpfe und Hände ſich in Bewegung ſetzen, ſein Arbeiten beginnt, ſo hat keine Laune, kein Geſang, keine Fröhlichkeit, kein Witz, kein Glück mehr Raum daneben, keinem Menſchen könnte es noch wohl werden, nur ein am Stumpfſinn gränzender Ernſt, ein in ſeine Hohlheit verſunkener Eigennutz, abſolute Gleichgültigkeit, eine unbedingte Gleichförmigkeit, welche das oberſte Geſetz werden müßte, als allein jede Störung am Gang jener Rieſenmaſchine hindernd, kurz die ganze ekelhafte chineſiſche Glückſeligkeit würde dann auf der Erde herrſchen.""

„Vous marchez trop vite — pardonnez, Monsieur, bei der vorhandenen Weltintelligenz, bei dem befreiten Denken, zumal in Ihrem Vaterlande, wo ja ein großer Staat ſich

bereits rühmt auf Intelligenz zu beruhen, wo der beredteſte Schüler Hegels behauptet, die Geſchichte ſelbſt habe ſich heute zur Philoſophie der Geſchichte erhoben, läßt ſich gar nicht annehmen, daß die Menſchheit auch wieder ſich zur menſchlich-ſtaatlichen, wirklichen Einheit hinaufbilde, nämlich als freie und daher ganz verſchieden von ihrem urſprünglichen Zuſtande einer noch ungebrochenen, natürlichen und unbewußten Einheit, aus deren Auflöſung die Völker erſt hervorgingen, alſo zu einer Subſtanz aber mit befreitem Bewußtſein hinaufbilde, ohne in ſich ſelbſt Garantieen in Fülle zu tragen, die von Ihnen berührten möglichen Nachtheile zu vermeiden. Ich will übrigens dahingeſtellt ſein laſſen, ob jener Gedanke im Kopfe eines unpraktiſchen Gelehrten oder gewiſſer patriotiſcher Staatsleute entſprungen iſt, die ihn niemals aufgeben und auf ihre Nachfolger verpflanzen dürften. Ich für meine Perſon halte feſt am Weltbürgerthum, nicht an jenem ideologiſchen, das ſich im Reiche der Träume bewegt, ſondern an dem wirklichen, ſtaatlichen, dem die Zukunft gewiß angehört und das alle Menſchen und nicht bloß Träumer beglücken wird. Seien Sie aufrichtig, iſt Ihr Patriotismus auch ſo ſpröde gegen eine ſolche Idee als Ihre Zärtlichkeit für das Nazionale? Denn Deutſchland ſcheint allerdings am meiſten geeignet zu ſein, jenes Univerſalreich hervorzubringen. Die romaniſchen Sprachen ſind zu weit auseinander gegangen, um ſich bald wieder vereinen zu können, und einzeln zu unkräftig; Frankreich und Italien haben nicht Boden genug, Spanien's Gebiet ſcheidet das atlantiſche Meer. England, das ewig gründende, coloniſirende, wie es urſprünglich ſelbſt eine deutſche Colonie geweſen, hat eine große Lebenskraft und verjüngt ſich überall in entfernten Welttheilen; aber ſeine Wurzel ſteckt in Deutſchland und ſeine ganze Thätigkeit kömmt zuletzt nur dieſem zu Gute, denn es germaniſirt überall und

im entſcheidenden Fall lebt doch der Kern und die Kraft der Germanen in Deutſchland. Dieſes alſo (da wir Rußland vorläufig auf Aſien hinweiſen), das Herz Europas, der Wohnplatz eines großen, tüchtigen, kompakten Volks, das nach allen Seiten in die benachbarten Reiche wichtige Glieder ausſtreckt und alſo in dieſen phyſiſchen und moraliſchen Einfluß ausübt, deſſen Stammgenoſſen ſogar die ſchönſten und blühendſten Provinzen von Frankreich wie von Rußland bewohnen, außerdem Holland, die Schweiz, England, Dänemark und Skandinavien, das Elemente ſogar über Ungarn nach Siebenbürgen, ja an die Geſtade des ſchwarzen Meeres geſtreut hat und (mittels der Donau) die vier wichtigſten Meere und durch England alle Welttheile berührt: dieſes Land iſt zu der großen Rolle, eine Weltmonarchie zu ſtiften, berufen. Eh bien, mon ami?"

„„Sie täuſchen ſich, wenn Sie glauben, Sie hätten meinem Patriotismus geſchmeichelt. O hören Sie, ſeine Hoffnungen blitzen viel weiter, als die Farben Ihres Gemäldes. Kein Zweifel, läg' ein Weltreich im Plan der Vorſehung, Deutſchland würde zu deſſen Herſtellung am geeignetſten ſein, denn bei innerer Einheit hat es das größeſte mächtigſte, ſtärkſte Volk der Erde und die Kraft des deutſchen Geiſtes wiegt mehrfach alle ſonſtige materielle Macht auf, ſelbſt Rußlands Armee von einer Million wohlgeübter und blind gehorchender Soldaten. Wir erinnern uns wohl des germaniſchen Baumes, der deutſchen Völker ſtolze Eiche, die, auf Europas Hochgebirgen wie gewurzelt, dieſe Wurzeln weit nach Weſten und Oſten verbreitet, in Deutſchland ihren kräftigen Stamm hat, ſich dann in weiten Aeſten ausdehnt über Holland und England nach der Atlantis und an der andern Seite an der Oſtſee entlang, und ihre ſchöne Krone endlich im ſkandinaviſchen Norden entfaltet; ja und wir ſind der Meinung, alle übrigen edlen europäiſchen

Gewächse dürften im Schatten dieſes mächtigen Baumes noch immer am fröhlichſten und gedeihlichſten fortleben, wenn ſie des Emporwachſens im freien Sonnenlichte nicht ertragen könnten, wovor Gott ſein wolle. Aber was größer iſt als die Macht, die wir entwickeln könnten, iſt das Maaß, das wir uns ſelbſt zu geben wiſſen. Erkennen Sie dieſe welthiſtoriſche Miſſion, die eine höhere iſt, als die Welt zu erobern? Bei uns iſt Kraft und Freiheit im Bunde und das Erzeugniß davon iſt das „Sich ſelbſt Maaßgeben.“ Aber wiſſen wir uns Maaß zu geben, ſo wiſſen wir auch Andern zu gebieten: Maaß zu halten. Erkennen Sie dieſe welthiſtoriſche Miſſion von Deutſchland, die nicht von geſtern iſt wie der ruſſiſche Spuck, ſondern ein Jahrtauſend der Ausübung zählt? Hat das deutſche Element nicht die altrömiſche Welt erfriſcht, die vermorſcht war, hat es nicht den Hauptbeſtandtheil geliefert zur Bildung der neuen Völker, hat ſein Einfluß ſich nicht überall geltend gemacht, bewegt und treibt es nicht in allen Ländern und Welttheilen? Und wie lange hat der deutſche Kaiſer das Richteramt geübt in Europa! Unſer Reich war das der chriſtlichen Menſchheit, und wir haben auch die Feinde der Chriſtenheit wie der Bildung zurückgeſchlagen, wir bildeten ſtets das feſte Bollwerk der Freiheit, an unſerer Kraft brach das Römerſchwert, der Araber und Sarazenen Wuth, der Mongolen und Türken Wildheit, des herrſchſüchtigen Corſen Ehrgeiz, an unſerer Kraft wird auch Rußlands Sinnen nach Weltherrſchaft zu Schanden werden. Erkennen Sie dieſe Miſſion, die einem edlen Volke geworden iſt, das ſich ſelbſt Maaß zu geben weiß? Wir haben unſere Kraft nicht mißbraucht, wir haben Eroberungsgedanken als unſerer unwürdig verworfen, dafür aber redlich auf der Bahn der Geiſtesfreiheit vorgekämpft und auch unſers Blutes zum Wohl der Völker niemals geſchont, wir haben Streitigkeiten geſchlichtet, aber nur das

Recht behauptet und niemals unſere Siege zur Erweiterung unſerer Herrſchaft ausgebeutet, niemals einem Phantom oder der ſogenannten Einheit der Sprache, Kirche und Verwaltung zu Liebe, die Nazionalitäten zu zerbrechen geſucht und das Heiligſte mit Füßen getreten, wie's von Rußland in ſeinen polniſchen und deutſchen Gebieten geſchieht. Wir hatten die Anlage, und haben ſie wahrſcheinlich noch, ein Weltreich zu bilden, zum Schutze der Nazionalitäten und des Völkerrechts; gerade entgegengeſetzt von Rußland, das die Anlage hat, ein Weltreich zu bilden, zur Zerſtörung der Nazionalitäten und alles Rechts, wenn dieſes denkbar wäre.""

„Fort bien, genug vorläufig, Sie ſind auf einem guten Wege zu einem Weltreich, das Sie nur Ihren patriotiſchen Ideen gemäß conſtruiren. Alſo können Sie ſich ein ſolches als möglich vorſtellen."

„„Nur nicht in Ihrem Sinn, mit Aufhebung des Volkthums.""

„Davon ſei natürlich nicht die Rede. Eh bien, Vous vous êtes déjà tranquilisé. Vamos! Sollen wir nun noch einige Vortheile unſeres Weltreichs aufzählen? Einerlei Maaß, Gewicht, Münze, Bequemlichkeit im Handel und Verkehr —"

„„Ei, dieſe Vortheile könnten ja auch durch bloße Uebereinkunft der verſchiedenen Nazionen erreicht werden.""

„Bien! Alle Handelsſchranken würden fallen — welche Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht!"

„„Das könnte ebenfalls durch Uebereinkunft geſchehen.""

„Die größten und wohlthätigſten Unternehmungen, die erſtaunenswürdigſten Werke würden mit Leichtigkeit von der Geſammtheit ausgeführt werden. Welche rieſenhafte Denkmale zeigt uns Aegypten, Indien, ſchon in den rohſten Zeiten durch Zuſammenwirken vollbracht! Denken Sie an

die entſtehenden Verbindungswege, welche die Menſchheit zu einem gleichmäßig pulſirenden Körper machen würde, an die Leichtigkeit des Reiſens, die Beförderung der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften." — —

„„Und wie das Reiſen ſeinen Reiz und ſeine Nützlichkeit zugleich verlöre, mir überall dieſelben polizirten und verflachten Menſchen zeigte, dieſelbe Sprache, die nämliche Staatsverfaſſung finden ließe, keinen Gegenſtand zur Vergleichung, der zum Nachdenken oder zur Verbeſſerung, keinen Gegenſtand der Liebe als ſich ſelbſt, keine Freude befriedigter Wißbegierde, kein Vaterland als die Erde oder das Grab, oder das Vaterland der Zeit, das Jahrhundert, dem man angehört, und auch die Jahrhunderte nur *eine* Langweiligkeit. Beflügelt das Reiſen, nur nicht auf Koſten der Nazionalität.""

„Hungersnoth wäre fernerweit unmöglich, die gute Ernte hier glich die ſchlechte dort aus, die Gaben der Natur würden ſich gleichmäßig vertheilen, die unbebauten Strecken ſich mit Menſchen ausfüllen aus den bebauten, Ruhe und Frieden die im Ueberfluß lebenden Bürger beglücken, kein Krieg ihre Felder und Saaten verwüſten, ihre Scheunen niederbrennen." —

„„Und die Menſchen würden nichts als faſeln. Was für ein Schlaraffenland wollen Sie aus dieſer ſchönen Gotteserde machen? So lange der Menſch Menſch bleibt und ſeine Leidenſchaften behält, iſt Ihr ewiger Friede unmenſchlich. Sie rauben ihm nicht nur die Freiheit, ſondern —""

„**Non, Monsieur, la liberté avant tout!** Nur beſtreit' ich, daß menſchliche Freiheit durchaus nicht zu trennen ſei von der Nazionalität. Gerade weil die Menſchen der größten Freiheit genießen, ſollen ſie, bei gehöriger Aufklärung, die Nazionalität vergeſſen."

„„Wenn Sie die menſchliche Freiheit von Volk und

Vaterland abſtreifen, ſo bleibt nichts übrig als entweder Beſtialität, die ebenfalls ohne Volk und Vaterland iſt, oder ein leerer Begriff, und es iſt Aberwitz, zu glauben, ein Volk könne jemals aus Liebe zu dieſer abſtracten Freiheit ſeine wirkliche aufgeben. Ich gehe, leben Sie wohl.““

„Hombre, no soy vencido. Bleiben Sie doch. Der Menſch meines Weltbürgerthums iſt der Menſch mit befreitem Bewußtſein; alſo muß aus innern Gründen in meinem Weltreich die größte Freiheit, deren der Menſch fähig iſt, erreicht werden.“

„„Sie werden niemals die Freiheit auf den Ruin der Freiheit begründen. Wenn Sie aber ein Volk auflöſen, d. h. ihm ſein Weſen nehmen, das es zum Volke macht, ſo würden auch die freiſten Formen ihm dieſes niemals erſetzen können, es würde ſeine Freiheit unerſetzlich verloren haben.““

„Wir ſind von den Vortheilen eines großen Reiches abgekommen. Denken Sie an die Sicherheit nach Außen.“

„„Die Geſchichte lehrt, daß übermäßig ausgedehnte Reiche am eheſten zu erſchüttern ſind. War Rom ſtärker als die erſte Stadt Italiens, oder als die Beherrſcherin der Welt? Und überſteigt nicht eine wilde Horde die Mauern des unermeßlichen Chinas und ſtürzt deſſen alte Ordnung?““

„Wie leicht wäre bei einer Sprache die Verbindung, der Handel und Verkehr unter allen Menſchen! Jedes Buch, jede Idee, jedes Neue könnte bei allgemeiner Verſtändniß im Augenblick Eigenthum der ganzen Welt werden. In hundert Sprachen können Werke, und zwar die beſten, nützlichſten, gar nicht verbreitet werden, weil ſie den ruiniren, der ſich damit abgeben wollte. Aus dieſem Grunde iſt in Portugal der Mangel an Büchern, d. h. an portugieſiſchen Büchern (und andere weiß die große Maſſe nicht zu leſen) ſo groß, daß es dort Perſonen giebt, die Geſchriebenes, aber

nicht Gedrucktes lesen können; und die Unwissenheit in Religionskenntnissen so groß, daß die Meisten, die schon mit 8 bis 10 Jahren die christliche Prüfung bestehen, zur Beichte gehen und das Abendmahl empfangen, sich mit dem Pater noster, dem Ave Maria, dem Credo, den 10 Geboten mit den 7 Todsünden und dem Bekreuzigen begnügen. Gälte Eine Sprache, so würde die Unwissenheit verschwinden. Viele, viele Geister, die jetzt schlummern, würden in den Weltkampf treten, überall sich Aufmunterungen und regere Bestrebungen finden. Welches große, ideale Zusammenleben und Wirken dann! Eine Welt in gemeinsamem Ringen, in gemeinsamem Vorgange — — welch ein großartiges Schauspiel!"

„„Ja, eine grandiöse, steife Parade, ein hohles, leeres Einherschreiten auf Stelzen! Schade, daß Sie die Welt nicht geschaffen haben, Sie würden wohl den lieben Herrgott weit übertroffen haben. Doch mit Verlaub, Gottes Schöpfung gleicht einem unendlich reichen Gemälde, die Ihrige würde jener nackten Wand gleichen, ohne Farbe, Glanz, Leben, ohne Mannigfaltigkeit, Schönheit und Poesie.““ —

„Im Gegentheil, ich würde die schönsten Farben, die reichste Sprache wählen."

„„Auch die reichste, bildungsfähigste Sprache für sich allein würde sich überglätten und innerlich erschöpfen. Heute zündet sich die Literatur der einen Sprache an der der andern an, und die gewordenen Meisterwerke in allen bleiben der Menschheit. In jeder Sprache und Literatur lebt ein eigenthümlicher Geist; ihre Kenntniß ist eine Erweiterung unsers eigenen Seins, eine neue Offenbarung, und wer sollte sich nicht freuen ob der reichen Entfaltung und all' der Herrlichkeit! Wie die erste Liebe eine neue Welt eröffnet und die Seele von vielen niederhaltenden Banden befreit:

ſo erweitert ſich auch der innere Blick, das ganze Bewußtſein über die alten Gränzen hinaus, ſind wir in das innere Heiligthum einer Sprache eingedrungen und haben wir von dem ſchönen Dufte ihrer Blüthen genoſſen. Ohne die Kenntniß ſeiner Sprache ſehen wir ein Volk nur wie hinter einem Vorhange, und erſt wie wir ſie erlernen, zergeht ein Faden nach dem andern und wird das Gewebe immer dünner, bis wir von der Binde befreit mit Entzücken in die Tiefen der darin offenbarten Wahrheiten ſchauen. Mit der Verſchiedenheit der Sprachen und Völker rauben Sie der Kunſt die Jugend und Schönheit, dem Leben den Reiz und die Friſche, dem Geiſte die Nahrung und Fülle.“

„Ecoutez, je vous prie, je ne suis pas babillard, ich bin nicht aus Babel und papple nicht; ich möchte vielmehr die Sprachverwirrung, die ſich von dorther ſchreibt, wieder aufheben. Doch ſprechen wir ernſthaft. Die revolutionären Uebertreibungen, davon bin ich überzeugt, ſind die gewöhnlichſte Urſache des Falls der Republiken. Die Extreme berühren ſich und ein Exceß führt unausweichlich zu dem entgegengeſetzten. Die Jakobiner waren ſtets die wirkſamſten Förderer des Königthums, wie die Schmeichler der Könige eben ſo oft die blinden Förderer der Republik. Wenn die Menge der Souverän iſt, ſo heißen die Schmeichler dieſes Souveräns Demagogen. Alle Fanatiker, auf welcher Seite auch, ſtehen einander nahe — ſie beherrſcht ein moraliſcher Wahnſinn. Die Aufrichtigſten ſind oft die Gefährlichſten: Höflinge, gewöhnt, Alles durch das Prisma der abſoluten Gewalt zu betrachten, beten den Herrſcher als ein Weſen höherer Art an, und die Demagogen berauſchen ſich durch Volksgunſt zu Verbrechen. Alſo die meiſten Republiken verſchulden ſelbſt ihren Fall, ebenſo wie die meiſten Dynaſtien; und beide Parteigänger ſind mehr oder minder in denſelben Irrthümern befangen. Von dieſen müſſen ſich diejenigen befreien, die frei daſtehen

wollen. Ich nenne sie Kosmopoliten, die allerdings an Männer von Herz und Glauben festhalten, allein sie auch ohne Schonung und Rast, ehrlich bekämpfen müssen, so ihr Fanatismus die allgemeine Gesellschaft zu benachtheiligen droht. — Von diesem weltkörperlichen Standpunkt aus, ohne nazionale Vorurtheile und Haß, erklär' ich Ihnen, daß ich während der vielen Jahre, die ich in Diensten Rußlands und nicht gerade in untergeordneten Verhältnissen gestanden, aus der gründlichen Kenntniß dieses Landes und Europas die Ueberzeugung geschöpft habe, daß wir einer russischen Weltherrschaft entgegengehen. Der Gedanke erschreckt, es ist wahr. Mich trieb er, mehr für die Sache der Menschheit als meines Vaterlands, zu den Nazionalfahnen. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen: Polen ist verloren. Die ganze Politik der schlauen russischen Staatsmänner, ihr Einfluß bei den Nachbarmächten, tausend Maaßregeln gehen darauf hinaus. Die russische Kirche wird zur herrschenden, zur allgemeinen erhoben, aus gemischten Ehen erzeugte Kinder müssen immer, unter furchtbaren Strafen des Entgegenhandelns, slavogriechisch erzogen werden; die Priesterschaft der slavogriechischen Kirche (der geistliche Stand derselben zählt mit den Familien 504,000, während der der übrigen im Reich tolerirten Religionen nur 35,000 Personen beträgt) ist völlig dem Interesse des Staats unterjocht, in ihr keine Spur von dem freien Geiste der abendländischen Kirche. Alle Patrioten sind verbannt, ruinirt, oder in Sibirien. Den Zweifelhaften sagt die russische Regierung: ich bedarf zu dem oder dem Zweck deiner Güter, ich muß hier ein Pulvermagazin oder eine Militärstraße anlegen, ich gebe dir zum Ersatz ein schöneres Gut im innern Rußland — und der zweifelhafte Pole vergißt dort seiner Herkunft. Konfiskationen sind an der Tagesordnung und die konfiszirten Güter werden an russische Große verschenkt (durch einen Ukas

allein hundert Majorate), mit der Bedingung, daß die Besitzer nur griechischer Confession sein dürfen — die Beraubten sind noch glücklich, wenn sie um ihr täglich Brod betteln können. Andrerseits begünstigt man die Edelleute gegen die Bauern, um sie an das russische Interesse zu fesseln. Noch mehr wird das Aufkommen der Bauern durch Verbreitung des Branntweintrinkens verhindert, das der Regierung zugleich das meiste Geld einbringt, Andere zu bestechen. Der polnische Adel, aus mehr als 100,000 Personen bestehend, wurde im Allgemeinen wegen seiner lebhaften Theilnahme am letzten Krieg auf diejenigen reducirt, welche noch wirklich adelige Güter besitzen, auf Wenige also. Die Schläch̨zy, die ihren Adel nicht documentiren konnten, sind in die Klasse der Gemein-freien oder Freigutsbesitzer, Odnodworzy, gestellt und der Conscription unterworfen; weshalb schon die polnischen Flüchtlinge niemals zurückkehren können. Die Schulen werden geschlossen oder verderben, und nur gelehrt, was der Autokrat will. Die allgemeine Demoralisation wird auf jede Weise gefördert. Die Kadetten in Warschau leben unter der strengsten Aufsicht, dürfen kein Theater, keine öffentlichen Orte, keine Gesellschaften besuchen, wo sie das Wort Vaterland hören könnten, sie sind von allem abgeschlossen bis auf das Bordel — — — — ja, das Bordel ist ihnen nicht verboten und die entnervende Lüderlichkeit wird mit Nachsicht, mit Zuvorkommen behandelt. Solche Maaßregeln sind der scheußlichsten Zeit der venetianischen Oligarchie entlehnt, wo man die öffentlichen Häuser mit lüsternen Dirnen füllte, um die Jugend dem Gedanken an das Vaterland zu entwöhnen. Also der Bauer wird unterdrückt und verthiert, der Edelmann verdorben und bestochen, das Land geplündert, alle Literatur verpönt: wo ist da noch Rettung, noch ein Hoffnungsstrahl? — Und alles, was ich sah, überzeugte mich mehr und mehr, daß Rußlands Macht unaufhaltsam

anwachſe und die Unabhängigkeit aller Völker bedrohe. Ich bebte auf, verſtört, unglücklich, verzweifelnd an einer weiſen und gerechten Vorſehung. Doch endlich war mir, als ginge ein troſtreiches Licht mir auf: der Gedanke durchzückte mich, daß nach einer ewigen Fügung durch Rußland der Weltſtaat zum Heil der Menſchheit vorbereitet werde. Dieſe Idee ward mir immer klarer, inniger, eigener, je mehr ich ſie in Betrachtung zog. Auch mochte mich ſchmeicheln, daß eine ſlaviſche Nazion die große Zukunft, das Geſchick der Menſchheit in ihrem Schooße trage. Die wohlklingende, ſchöne, neuruſſiſche Sprache, die eigentlich erſt mit Peter dem Großen anhebt, iſt ganz geeignet, Wörter, Begriffe, Formen der andern Sprachen in ſich aufzunehmen, wie ſie deren bereits eine Menge enthält, ſie iſt nicht ſpröde, bornirt, ſie iſt eine Weltſprache. Ferner geben der Grund und Boden des Landes und Volkes, die Verfaſſung, die Entwicklung, das Leben und der Geiſt Rußland die größte Anlage zu einer dauernden Weltherrſchaft, und wenn eine ſolche, wie Sie meinen, ein Unglück ſein ſollte, dann bricht dieſes nur zu gewiß herein. Ihre herrliche germaniſche Eiche wird dem ruſſiſchen Sturme nicht widerſtehen, dem Andrang von Millionen blind gehorchenden Bajonetten. Griechiſche Wiſſenſchaft und Begeiſterung vermochten dem kraftvoll geführten kurzen römiſchen Schwerte und der ſchlauen Politik des römiſchen Senats nicht zu widerſtehen. In dem zerſplitterten Deutſchland fehlt der einige, feſte, ſtarke Wille, der in Rußland die Geſammtheit beſeelt und lenkt nnd den der Zar, der Gott auf Erden, repräſentirt. Die deutſche Politik kann nur ſchwach ſein, weil ſie von verſchiedenen aufeinander eiferſüchtigen Hausintereſſen beherrſcht wird, kein Haus aber ſich völlig mit Deutſchland identifizirt, wie's in Rußland und auch in England und Frankreich der Fall iſt. Ihre Patrioten ſelbſt ſind verblendet genug, ſich in tauſend Richtungen

anzufeinden, der Brandenburger den Oeſterreicher, der Franke den Sachſen, der Proteſtant den Katholiken; ärger noch wie es einſt in Polen geſchah, da man auch in der Vollgültigkeit des freien Veto das Heil der Republik ſah. Wahrlich es iſt zu befürchten, daß, wie deutſches Blut ſchon gar häufig die Siege fremder Fürſten und Eroberer entſchied, ſo auch die ſchlaue ruſſiſche Diplomatie ſich der deblen deutſchen Politiker bemächtigen und daraus eine Hauptwaffe zu deſſen eigenen Bezwingung ſchmieden werde. Wie meiſterhaft ſpielt es im deutſchen Norden ſeine Rolle, die deutſche Stellung an der Weichſel zu ſchwächen, die allerdings der waffenkräftigſte deutſche Staat bewacht! Wie fein hat es ſeine Fäden ſchon über ganz Deutſchland ausgeſponnen! Wie beherrſcht, nein, wie unterdrückt es bei Ihnen bereits die öffentliche Meinung, die Freiheit Ihrer Preſſe, die Sprache aller Ihrer Zeitungen, die unfrei ſind zu ſeinen Gunſten! Wenn die deutſche Nazion das empfände, was ich vermöge meiner Kenntniſſe ruſſiſcher Zuſtände und Zwecke als gewiß annehmen muß, ſie würde ſich bei Zeiten vorſehen und wappnen und nicht harmlos den Augenblick abwarten, wo Rußland die Frucht zu pflücken für reif hält."

„„Sehr verbunden für Ihre Theilnahme an meinem Volk. Indeß halte ich die polniſche Sache und Nazionalität ebenſowenig für verloren als eine ruſſiſche Weltherrſchaft für gewiß. Freilich hat Rußland bereits ſeine alten Nachbarn entweder geſchwächt und ungefährlich gemacht oder ſich völlig unterworfen, und unter allen ſeinen neuen Nachbarn iſt ihm nur noch Deutſchland an Macht gewachſen. Schweden iſt über das Meer zurückgeworfen worden, die Oſtſeeprovinzen und Finnland mit ſeinen 1½ Millionen Einwohnern ſind ihm entriſſen; die Tatarenfürſten ſind dem ruſſiſchen Reich einverleibt, das alte mächtige Polen iſt bis auf kleine Stücke dem großen Moskowitenlande zugefallen, das

morſche, baufällige Reich der Osmanli iſt weit nach Süden über die Donau und den Kaukaſus zurückgedrängt worden und hat die Herrſchaft des ſchwarzen Meers verloren. Wirklich eine ſolche Erweiterung, eine ſolche Anſchwellung nach allen Seiten bis hart an die deutſchen Marken in umfaſſender Stellung auf der ganzen europäiſchen Front, in der Mitte und auf den Flügeln, hat etwas Furchtbares. Indeß wir ſehen doch auch junge Staaten im Entſtehen, wie die der Griechen und Serben, die gleich den Ungarn, den Skandinaviſchen Ländern, den Polen und Litthauern, ihrer eigenen Intereſſe wegen ſtets im Bunde mit uns ſtehen werden, wenn Deutſchland, dann gewiß in ſich einig, endlich den großen Kampf um europäiſche Völkerfreiheit auszukämpfen hat. Mir erſcheint das ruſſiſche Staatsgebäude ſtark und für lange Zeit gegründet; aber nicht, um eine Weltherrſchaft hervorzurufen, ſondern um die Vermittlung zwiſchen europäiſcher Bildung und mittelaſiatiſcher Ungezähmtheit zu vollbringen und Aſien in den Kreis der Civiliſation einzuführen. Zu dieſem Werke gehörte vielleicht eine halbaſiatiſche, aber feſte Grundlage, ſodann auch die Durchdringnng des ruſſiſchen Körpers mit deutſcher und polniſcher Bildung. Seiner Ausführung iſt der Hinfall des türkiſchen, perſiſchen, chineſiſchen Reiches günſtig. Dort nach Aſien hin drängen die Ereigniſſe Rußland, dorthin weiſt es der Lauf ſeiner großen Ströme, dort wird der Schauplatz ſeiner größten Wirkſamkeit ſein.““

„Und Sie ſchmeicheln ſich mit ſolcher abgedroſchenen Theorien? Ja wohl, Rußlands Ströme weiſen auf Aſien hin, es wird vom kräftigen, unangreifbaren Norden aus ſeinen Einfluß über dieſen unermeßlichen, menſchenreichen Welttheil immer weiter ausdehnen, dadurch den ganzen Handel Europa's beherrſchen und aus den unerſchöpflichen Vorrathskammern der Menſchheit immer neue Heere ziehen, die alle ſeine Verluſte, alle ſeine verlornen Schlachten, alle

im Weſten entſtandenen Lücken ſofort wieder ausfüllen! Und Sie wollen ſich wegen deſſen beruhigen, was nur Ihre Gefahr vergrößert? Ich bitte, halten Sie Folgendes feſt. Die Meinung, Rußland ſei bereits übermäßig ſtark, iſt allerdings im Augenblick unbegründet; es arbeitet gleichſam noch in einem heftigen Völkerverdauungsprozeß, der eine größere Thätigkeit nach außen annoch verhindert. Rußland iſt noch nicht übermächtig (ſonſt würde unſere Discuſſion gar nicht ſtatt haben), aber es hat die Anlage es zu werden, und in einer Menſchengeneration können auch dem Ungläubigſten die Augen darüber geöffnet ſein. Die Meinung, die Größe Rußlands ſei eben ſeine Schwäche, iſt grundfalſch. Mit dem römiſchen Reiche, das nur einen kleinen Kern hatte und deſſen Weltausbreitung, nach den Kämpfen mit Karthago, dem damaligen England, wie mit einem Schlage erfolgte, iſt das ruſſiſche in dieſer Hinſicht nicht zu vergleichen. Dieſes hat einen großen, ſtarken, kompakten Kern in den mittlern, eigentlich großruſſiſchen Gouvernements. Je näher dieſem Kern, deſto ruſſiſcher ſind die Provinzen; die erſten, nach allen Seiten den Nachbarn entriſſenen Provinzen um denſelben ſind bereits nationalruſſiſch. Rußland geht dabei äußerſt langſam und vorſichtig zu Werke. Es ertheilt anfangs, wie aus Freundſchaft, Hülfe, Schutz, verſpricht dann Rechte, Freiheiten, Privilegien und ſogar freie Verfaſſungen — ſo an Polen, Livland, Kurland, Finnland, Moldau und Wallachei, ſelbſt an Griechenland. Bei dieſen äußerlichen Verſprechungen untergräbt es innerlich die Einigkeit, den Wohlſtand, den Aufſchwung, die Sprache, den ganzen Staat, und dringt unter den Zerwürfniſſen mit ſeinem Plane immer weiter vor, kein anderes Recht kennend, als das einige Staatsintereſſe. Polen war ſein einziger ſlaviſcher Nebenbuhler; iſt dieſes erſt ruſſifizirt, dann ſind alle ſlaviſchen Gebiete, auch die deutſch-ſlaviſchen, unwiederbringlich in

seiner Gewalt. Dann wird es sich nicht begnügen, die slavischen Völker von nicht slavischer Herrschaft befreit zu haben, es wird immer weiter vordringen, denn sein Reich, wie die Erfahrung zeigt, beherrscht mit derselben Leichtigkeit die verschiedensten Völker, und endlich wird das Russenthum den reinen Gegensatz alles Volkthums bilden, bis sämmtliche Völker in der russischen Menschheit aufgehen. Denn bedenken Sie, um einen solchen Kern von 60 bis 70 Millionen Slaven, in der Mitte zwischen Europa und Asien, sind beide Welttheile wie natürlich anzureihen. Die Slaven waren das letzte, das jüngste Volk, das sich aus der ursprünglich einigen, dann sich zersetzenden Menschheit herausbildete: warum sollte der Gedanke so fremd und seltsam sein, daß in eben diesem jüngsten und frischesten Volk auch die Kraft liege, die Auseinandergegangene wieder zur Einheit, zur einigen Menschheit, zu der verheißenen Bestimmung zurückzuführen?"

„„Sie spotten aller Religion mit Ihrer Verheißung. Der verheißenen Einheit werden wir nicht auf dem Wege zugeführt werden, den Sie vorzeichnen, durch die wilden Horden Mittelasiens, durch Unrecht, Bosheit und List, durch schlaue Staatskünste und Völkermord! — Sonst verkenn' ich die Gefahr keineswegs, die uns aus dem Osten droht, und ich kann die europäische Politik nur höchst kläglich und elend nennen, welche der Verschlingung Polens, einer edlen, friedlichen, großherzigen europäischen Nazion, durch Rußland das Siegel äußern Rechts aufdrückte; auch bin ich fest überzeugt, daß aus dieser ungeheuren Uebelthat noch eine alle Throne erschütternde Drachensaat aufsprießen werde. Was denken Sie von den innern Fortschritten im russischen Reiche? Stehen nicht Unruhen und Zerwürfnisse im Innern dieses ausgedehnten Landes zu erwarten?""

„Sie täuschen sich, in dieser Hinsicht Hoffnungen zu

hegen. Das ruſſiſche Reich iſt kompakt. Der Kern iſt zu mächtig, als daß die Schaale rings herum zerſtörend auf ihn einwirken könne; und doch iſt die Schaale auch wieder kräftig genug, um den Kern in Spannung zu halten und ihm jede innere Theilung oder Schwächung abzurathen. Sie haben Conſpirationen, die ſich um Perſonen drehten, aber keine einzige, die gegen das wahre ruſſiſche Staatsprinzip gerichtet war. Daß aber von der Entwicklung freier Zuſtände nichts zu erwarten iſt, werden Ihnen ſchon folgende Zahlen beweiſen. Das ruſſiſche Reich mit allen zugehörigen Ländern hat ungefähr 63 Millionen Seelen. Davon gehören dem Bürgerſtande mit Einſchluß der verabſchiedeten Soldaten nur 450,000 (die Zahl der temporären Ausländer berechnet man außerdem auf 38,000), dem Erbadel aber 600,000 (nach andern Berechnungen ſogar 900,000 Perſonen in 220,000 Familien, bloß im europäiſchen Rußland, nämlich aus dem 61ſten Theil der Bevölkerung, wo denn noch 13,000 vom deutſchen Adel an der Oſtſee, nämlich einen Adeligen auf 125 Einwohner, und in den aſiatiſchen Provinzen noch 200,000 Adelige hinzukommen), dem Dienſtadel allein 200,000, dem ſtaatsergebenen griechiſch-geiſtlichen Stande 505,000, der geſammten regelmäßigen und irregulären Heeresmacht endlich ſogar 2 Millionen beider Geſchlechter an, die auch in allen obigen Angaben genommen ſind. Die Städtebevölkerung aus den mittlern und niedern Klaſſen beträgt 4,500,000 Individuen, worunter der Handelsſtand 252,000, die Gewerbezünfte 2,800,000; die Volksmenge des platten Landes aber im europäiſchen Rußland 46 Millionen, wovon 22 Millionen Kronbauern und 24 Millionen herrſchaftliche Leibeigene. Sie ſehen alſo, daß hier die Städte noch in einem Jahrhundert nur geringen Einfluß auf den Staat haben werden. Die Krone, der höchſte Biſchof, der Zaar, die Regierung, der Staat (das alles iſt in Rußland einerlei)

hat die Allgewalt unmittelbar in den Händen, den Dienstadel, die Geistlichkeit, 22 Millionen Kronbauern und ein Heer von 1 Million Soldaten, die im Dienst ergraut sind, keine Familienbande mehr kennen, nichts als blindlings zu gehorchen wissen und in allen Beschwerniſſen, im Felde und in Lagern geübt sind. Neben der Macht der Krone kommt nur noch der Adel in Betracht. Dieser erfreut sich aller der Rechte und Privilegien, die er sich nur wünschen, ja als möglich vorstellen kann; und dennoch ist der Edelmann wiederum nichts, wenn er zu keiner der Dienstklassen des Staats gehört. Von ihm ist keine Neuerung zu befürchten, die nur seine eigenen Vorrechte schmälern würde; und wollte ein menschlicher Kaiser ihm diese rauben, so würde bald ein anderer Zaar den Thron der Reußen besteigen. Bei Peter I. theilte sich der Adel in zwei Klassen, die Knäs und Dworjäne, die Fürsten und Vasallen. Jene lebten auf ihren Gütern, ohne Zweifel mit gefährlicher Macht. Peter nöthigte sie an den Hof, um sie zu ruiniren (welche Politik gegen die übermäßig reichen russischen Pairs vom Kaiser bis auf den heutigen Tag befolgt wird) und entzog ihnen das Vorrecht, die ausschließlichen Räthe und Großbeamten der Krone zu sein. So wurde diese Aristokratie aus 30 oder 40 Familien vernichtet, dagegen eine andere, der allmächtige Dienstadel, geschaffen, durch die Bestimmung, daß Civil- oder Militärdienst zum Adel, d. h. zu dem Adel führen könne, der zum Eintritt in die hohen Staatsstellen berechtigt ist. Auch der russische Fürst hat durch seine Geburt noch keinen Grad dieses Adels, sondern nur durch den Rang, den der Dienst ihm giebt, und ein zum Stabsoffizier emporgestiegener Bauerssohn hat persönliche Vorrechte (wie beim Vorspann ꝛc.) vor dem Fürsten, der nur Lieutenant ist. Peter I. schrieb 1722 die Klassen vor: die vier ersten, nämlich vom Generalfeldmarschall, Großadmiral, Reichskanzler,

Oberkammerherrn, welche die erſte bildete, bis zum Generalmajor, Contreadmiral, Kammerherrn, wirklichem Staatsrath, welche die vierte bildete, geben den Titel Excellenz; die acht erſten, nämlich bis zum Major und Collegienaſſeſſor, geben den erblichen, und die 9te vom Capitän und Titularrath bis zur 14ten, dem Fähndrich, den perſönlichen Adel, d. h. Befreiung von allen perſönlichen und Eigenthumsabgaben, von gezwungenem Militärdienſt und Körperſtrafen. Der Großvater iſt häufig Leibeigener, der Sohn Bürger, der Enkel Edelmann; denn der ausgediente Soldat hat das Recht, ſich in einer Stadt als klaſſifizirter Bürger niederzulaſſen, und der Sohn eines Bürgers, der Doctor der Medizin wird, iſt für ſeine Perſon Edelmann. Die Rechte des Sohnes gründen ſich immer auf den Rang des Vaters im Augenblick der Geburt, ſo daß von drei Brüdern der eine ein geborner und beſtändiger Leibeigener ſein, der zweite Bürger und der dritte bei blos gewöhnlichem Glücke ſogar Edelmann werden kann, wenn der Vater erſt nach der Geburt des erſten Bürger geworden iſt. Peter III. gab dem ruſſiſchen Dienſtadel alle Rechte, welche der deutſche Adel in Livland beſitzt. — Der angeſeſſene Adel hat das Wahlrecht zu den Provinzialämtern und Juſtizſtellen, und bildet eine verwaltende Corporation, ein ariſtokratiſches Gemeinweſen in jedem Bezirk. In Betracht ſeiner im letzten Kriege gegen die Polen geleiſteten Dienſte wurden ſeine Vorrechte bei dem Provinzialregiment noch erweitert, er darf jetzt auch die Präſidenten der Provinzialtribunale und die Adelsmarſchälle wählen. Den kleinern adligen Eigenthümern iſt geſtattet worden, ihre Bauern zuſammenzuzählen, um die Zahl 100 leibeigener Seelen zu erhalten, was Eine Stimme bei den Wahlen giebt, und dieſes Stimmrecht auf Einen von ihnen zu übertragen; der große Grundbeſitzer hat natürlich nach demſelben Verhältniß mehr Stimmen. Der Adel beſitzt auf ſeinen

Gütern Alles, was über und unter der Erde, in der Luft und im Waſſer iſt, kann aber auch Leibeigene ohne Güter, d. h. Sklaven im ganzen Sinne des Worts haben. Sie ſehen, vom ruſſiſchen Adel, der allein noch einige Macht hat neben der Regierung, iſt keine Neuerung zum Beſſern zu erwarten, keine Erſchütterung; und wenn unter den hunderttauſenden Edelleuten ſich auch mitunter einer vorfindet, der von edlerer Bildung geſäugt, ſeinem Vaterlande einige ſtaatsbürgerliche Freiheit wünſcht, ſo gleicht eine ſolche Erſcheinung nur dem Aufblinken eines Irrwiſchs über einem weiten Sumpf.“

„„Alles beweist doch auch zugleich, daß ſich in Rußland die grellſten Gegenſätze vorfinden, die jetzt noch durch die äußere Gewalt zum Frieden gekettet, bei fortſchreitender Entwickelung ſich reiben und immer zerſtörender auf einander einwirken müſſen und möglicher Weiſe das Auseinanderfallen des Koloſſes beſchleunigen können. Oder dürfen Sie durchaus an einer edlern Civiliſirung Rußlands verzweifeln?““

„Wer, ich? Was nennen Sie Civiliſation? Mit der Knute regieren? ihre Herrſchaft auszubreiten? O nein, alle durch Rußland eroberten Völker, die Deutſchen, Finnen, Polen, ſelbſt die Kaukaſier und die Kirgiſen ſind edler in ihrem heimiſchen Weſen, als in dem ihnen aufgedrungenen ruſſiſchen Zuſtänden. Aber was gehen mich die Mittel an, die zu dem großen Ziel des Weltreichs führen? Es handelt ſich von dem thatſächlichen Anſchwellen der ruſſiſchen Macht. An innere Umwälzung iſt vorläufig gar nicht zu denken. Nicht zu denken daran, daß die große Maſſe von Kronbauern, die perſönlich ſchon freier ſind, bei paſſender Gelegenheit, während eines Kriegs etwa, nach größern Rechten verlangen könnten. Und wär's auch, was änderte das? Der vielgeklaſſete Bürgerſtand iſt dem Staat und auch dem Intereſſe des Adels völlig ergeben, obſchon er noch Prügel bekommen kann, ja eben dieſerwegen und weil rechtmäßige Kinder von

Edelleuten und einer Bürgerlichen Edelleute ſind, nicht umgekehrt. Freilich beſtehen fünf Siebentel der Bevölkerung aus gerichtloſen und beinahe rechtloſen Leibeigenen (denn dieſe haben keinen andern Richter auf Erden, als ihren eigenen Herrn); aber hierin liegt kein Grund innerer Entzweiung, alſo äußerer Schwäche. Die Leibeigenen ſind hülflos in ſich ſelbſt, knechtiſch gewöhnt, ſittlich herabgeſunken bei aller Gutmüthigkeit, ohne Bedürfniß größerer Freiheit — ſie wollen eben ſo wenig eine Veränderung als ihre Herren. Die Geiſtlichkeit aber iſt ganz in Händen der Regierung und ſonſt theils für das Intereſſe des Adels, theils vegetirt ſie völlig in dem indolenten Zuſtande der Leibeigenen. Die Vergrößerung und die Dauer eines Staats hängen von ſeinem Fundament, ſeinem Kern, ſeinem innern Bau, ſeinem Organismus, ſeiner Spannkraft und der Grundrichtung derſelben ab. Hinſichtlich dieſes allen iſt in Rußland die Anlage zur Herſtellung der monarchie universelle nicht zu verkennen; und hinzu kommen überdieß die günſtigſten äußeren Verhältniſſe, wovon ich nur der Zerſplitterung Deutſchlands, der ehrgeizigen Verblendung Frankreichs, der Schwächung Skandinaviens, der ſlaviſchen Sympathie im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, der kirchlichen Sympathie im Reich der Osmanli, des Hinfalls des letzteren, ſo wie des perſiſchen und des chineſiſchen Reichs, endlich der durch unendliche Kämpfe, Liſten und Verrath von Rußland gewonnenen unüberwindlichen Stellung in ganz Aſien erwähnen will. Genügen Ihnen dieſe Argumente nicht? — Nun, ſo möge die Zukunft entſcheiden, wer von uns am klarſten in ſie eingeſchaut hat. Hören Sie meine feſte Ueberzeugung: es wird eine Zeit kommen, wo ſich das weſtliche Europa gerade ſo zu dem europäiſch-aſiatiſch-ruſſiſchen Reiche verhält, wie jetzt Portugal auf der äußerſten Weſtkante Europa's zu Spanien, und wie dieſes ſich Spanien einverleiben oder hinſiechen muß, ſo wird auch das weſtliche Europa, immer

mehr gedrängt und geängstigt, bei immer mehr beschränktem Verkehr, wie jetzt schon die preußischen Ostprovinzen empfinden, bei den immer unerschwinglichen Staatslasten, endlich übermüdet, erschöpft, keine andere Rettung als im Anschmiegen an das russische Reich sehen. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß es jetzt nicht noch Zeit sei, dieses Geschick abzuwehren; aber bei den Listen und der Gewandtheit der russischen Diplomatie auf der einen, bei der Getrenntheit, Aengstlichkeit, Unentschlossenheit, Furcht vor revolutionären Phantomen, welche die deutschen Zeitungen so überaus geschickt zu nähren wissen, bei der Sorglosigkeit und Trägheit auf der andern Seite läßt sich mit der größten Gewißheit voraussehen, daß man die noch günstige Zeit hinschlummern werde, bis es zu spät ist und der gebietende Riesenstaat die Macht gewonnen hat, seine einschmeichelnde Maske abzulegen. Ich habe alle Länder Europa's gesehen, auch den Orient, kenne alle europäische Sprachen und den russischen Staat durch und durch: auf diese Kenntniß stützt sich meine Ueberzeugung. Und da diese mich unglücklich gemacht haben würde, wenn ich in dem Weltreiche das Unglück der Menschheit erkennte, so war ich zu sehr Philosoph und waren mir mein Frieden und mein Glück zu lieb, als daß ich mich mit jener kosmopolitischen Idee nicht hätte aussöhnen sollen. Da haben Sie den Schlüssel zu meinem Weltbürgerthum. Wie soll ich die Völker betrauern, da sie es nicht besser haben wollen? Soll ich nicht lieber die Idee des Weltreichs annehmen als verzweifeln über verlorne Nazionalität? Gewiß, neue Hannibale werden erscheinen und auch untergehn gegen den neuen Weltstaat. Brutusse werden im Freiheitstraum den Cäsar morden, aber das Weltcäsarenthum wird stehen bleiben."

„„Ihre Grundansicht ist verwerflich, abergläubisch, phantastisch, gottlos; im Einzelnen mengen Sie Wahres und Falsches

durcheinander und ziehen daraus Trugſchlüſſe, gleich dem beſten Sophiſten. Ihre Warnung verdient Dank und wird nicht verloren ſein: meine Landsleute, im feſten, unerſchütterlichen Bewußtſein ihrer Kraft, werden den Sinn und vielen Sinn in Ihrem Syſtem nicht mißkennen, obſchon dieſes an ſich, mit Ihrem Verlaub, ſinnlos iſt.“ “

Viertes Kapitel.

Don Pedro und Don Miguel; ſociale Zuſtände, Kunſt in Portugal.

Lisboa, 30. Auguſt.

Es iſt keine ungewöhnliche Erſcheinung, daß berühmte, glanzreiche Familien, bevor ſie auslöſchen oder in Entartung verſinken, noch zuletzt einige hervorragende Karaktere aufzuweiſen haben, wie ein Licht nochmals aufflackert, ehe es erliſcht, oder wie der Tod ſich auf der verwelkten Wange gern durch eine täuſchende Röthe und ein Lächeln ankündigt. Die Familie, lange Jahre ruhig und ohne Widerſpruch das Erbe der Großthaten ihrer Ahnen genießend, verfällt allmälig in Unthätigkeit und Stumpfſinn, bis neue Intereſſen der ſie umgebenden Welt aufleben und wieder ihre letzten Kräfte anfachen, die jedoch nicht mehr ſtark genug ſind, um die neuen Verhältniſſe von neuem zu beherrſchen. Glücklich dann, im Kampfe mit denſelben noch ein mehr oder minder glorreiches Grab zu finden. So verlief es ſich auch mit den Königshäuſern von Spanien und Portugal. Zu lange im ruhigen Genuß der Herrſchaft, vermochten ſie die vermorſchten Stützen ihrer abſoluten Throne gegen den Anſturm neuer Verhältniſſe nicht mehr zu befeſtigen. Innerlich entzweit, verzehren ſie im Bruderzwiſt ihre letzten Mittel und beſchleunigen mit eigner Hand den Untergang ihrer Häuſer, obgleich gerade die ſchwierigen Umſtände der jüngſten Zeit wieder Kräfte in ihnen geweckt haben, welche man ſeit lange

nicht mehr zu ſehen gewohnt war. Konnte es traurigere, elendere Könige auf europäiſchen Thronen geben, als die in Dumpfheit entſchlafenen, durch ihre eigenen Weiber entehrten Könige Joan und Carlos? Sind in Vergleich mit ihnen ihre Nachfolger Don Pedro, Ferdinand, Miguel, Carlos, Criſtine nicht Größen?

Wie die Schickſale beider Länder ſtets gleichen Schritt hielten, ſo ſind jetzt auch noch merkwürdiger Weiſe die innern Zuſtände ihrer königlichen Häuſer die nemlichen. Auf den legitimen Thronen ſitzen Donna Iſabel II. und Donna Maria II., zwei Prinzeſſinnen, verſchieden an Jahren, aber noch ziemlich gleich an Einfluß und Geiſt: beider Väter, Fernando und Pedro, ſind nicht mehr, um ihre Rechte zu beſchützen, beide Königinnen von Parteien umgeben, die ſich unter ihrem Namen bekriegen. Die Anhänger des Eſtatuto real und der Carta ſtehen in beiden Ländern den beim aufgeklärten Theil der Völker mächtigern Anhängern der Conſtitucion gegenüber: Infantinnen führten in beiden Ländern die Regentſchaft: die älteſten Brüder ihrer Väter, die Infanten Carlos und Miguel, machen den jungen Königinnen den Thron ſtreitig, ſich auf Geſetze berufend, auf das bourbon'ſche Hausgeſetz Philipps V. und auf das Geſetz von Lamego, welche weibliche Nachfolge unter den vorhandenen Verhältniſſen ausſchließen. Der Lauf der Dinge würde auch ganz der nemliche geworden ſein, wenn nicht für Portugal die Unabhängigkeitserklärung des Kaiſerreichs Braſilien eine geringe Verſchiedenheit bereitet hätte. Die beiden Schwäger Miguel und Carlos (dieſer heirathete jenes Schweſter) ſtanden ſtets ihren ältern, ebenfalls verſchwägerten Brüdern Pedro und Ferdinand (deſſen zweite Gemahlin des erſtern Schweſter war) feindſelig gegenüber. Das Alter machte zwiſchen ihnen nur geringen Unterſchied; ihre Väter waren Nullen, ihre Mütter berüchtigten ſich durch ſkandalöſe Ausſchweifungen. Merkwürdig auch,

daß die durch Geist und Schönheit hervorragendsten Prinzessinnen die letzten Gemahlinnen von Ferdinand und Pedro waren, die Königin Cristine und die edle Kaiserin aus dem Hause Leuchtenberg; beide benutzten ihren wirksamen Einfluß über ihre hohen Gatten zum Heil der Völker, und obschon Wittwen, ist beider Rolle noch im gegenwärtigen Augenblick wichtig.

Der ausgezeichnetste und thatkräftigste Mann aus beiden Familien war Don Pedro. Je näher man ihn, auch in anderer Hinsicht seinen Bruder Miguel, kennen lernt, desto mehr gewinnen sie an Interesse. Beide Brüder hatten gute Anlagen und Fähigkeiten, waren feurig, eifrig, rasch. Auch waren sie Patrioten in ihrer, wenn auch sehr verschiedener, Weise. Schade, daß ihre erste Erziehung, unter dem Einfluß einer frivolen Mutter und eines stumpfsinnigen Vaters, vernachläßigt ward und in schlechte Hände gerieth. In Brasilien verwilderten die Knaben auf unbändigen Jagden, in wilden Stiergefechten, zwischen brutalen Menschen. Doch ein günstigeres Geschick begleitete den ältern Bruder. Während Miguel in Portugal seine wilde Lebensart, nach dem Nazionalkarakter gemodelt, fortsetzte, machte Pedro große Erfahrungen in dem sich mehr und mehr frei fühlenden Brasilien; im Verkehr mit bedeutenden, geschickten und gelehrten Männern nahm seine Geistesrichtung einen edlern Schwung, obwohl seine vernachläßigte Erziehung noch mitunter zum Vorschein kam, leidenschaftliche Ausbrüche eines heftigen, wilden Naturels blieben auch nach seiner Entsagung auf den brasilianischen Thron zu Gunsten seines ältesten Sohns, auch nach seiner Verheirathung mit der eben so klugen als milden und reizenden Leuchtenbergerin nicht aus, ja selbst von Mordversuchen will der Leumund ihn nicht freisprechen. — Don Miguel war ein Prinz, der sich in den rohesten Sitten und Gebräuchen seines Vaterlandes am meisten gefiel und gelehrte

oder höhere Bildung als fremdländiſch verachtete. Und hatte auch ſeine Verbannung aus Portugal (wegen eines Aufſtandes gegen ſeinen Vater, wobei die Königin vorgeblich die Triebfeder war), beſonders ſein Aufenthalt zu Wien ſeine Sitten etwas gemildert, ſo blieb doch nach ſeiner Rückkehr noch immer ſein größtes Vergnügen, Stiere zu bändigen und mit ihnen zu ringen, das ihm bald die ganze blutgierige Rauhheit ſeines Karakters und die Gewohnheit zurückgab, mit Menſchen umzugehn wie mit ſeinen Stieren und Hunden, vielleicht gar in dem Wahn, ſo verlange es das Wohl und Glück ſeines Vaterlands. Der wahre Muth übt ſich aber nicht in Gefechten mit Beſtien, die vielmehr grauſam und feige machen, er wächst nur im Kampfe mit der Welt und mit Menſchen. Einen ſolchen Kampf, der im Sieg wie beim Unterliegen veredelt, hatte Don Pedro öfter zu beſtehen. Und während dieſer mit einer liebenswürdigen Gemahlin und ernſten Staatsmännern einen bildenden, erhebenden Umgang pflegte, verdarben den andern, der mit Stallknechten zumeiſt verkehrte, vollends eine böſe Mutter, ſchändliche Intriguanten, ehrvergeſſene Prieſter, die miguelliſtiſche Partei. So mußte dieſe Verſchiedenheit der einwirkenden Verhältniſſe allmälig die Karaktere der beiden Brüder in den grellſten Widerſpruch treiben, die dann endlich die gegenſeitige Eiferſucht vollendete.

Hieraus erklärt ſich die furchtbare Blutherrſchaft Don Miguel's, bei deren bloßer Erinnerung den ſolcher ganz ungewöhnten Portugieſen Schauder überläuft, ſowie die entgegengeſetzte Don Pedro's, deſſen Wirken wirklich heilbringend war und der zu früh für Portugal ſtarb, vielleicht von ſeinen Feinden vergiftet.

Im offenen Kampfe zeigte ſich Don Miguel, der Stierbändiger, * feige, Don Pedro muthig, ſeinen Truppen voran.

* Er ſuchte in dieſer Kunſt wirklich ſeinen Ruhm, Illuminationen wurden

Für jenen war die Gunst der Umstände, eine mit Allem wohlversehene Armee von 80,000 Mann geübter Soldaten, und Spanien im Hinterhalt. Dessenungeachtet erkämpfte Don Pedro Portugal mit einer Handvoll Leuten, denen er seinen Geist und seine Tapferkeit einzuflößen wußte. Fast Abenteurer, geizte er (Napoleon war sein Gott) nach militärischem und politischem Ruhme und entsagte dem Brasilianischen Thron schon deshalb gern, weil ihn in Europa Thaten riefen, die seinen chevalereskeu Sinn anlockten. Während sich aus Miguel's Verwaltungszeit nicht das geringste Gute herschreibt (zu rühmen dürfte nur das sein, daß er der Erneuerung des englischen Handelskontrakts widerstand), wirkt aus der kurzen Regierungsperiode Don Pedro's noch Vieles fort. Freilich ging letzterer bei seinen Reformen häufig zu ungestüm zu Werke, so namentlich, als er sämmtliche Klöster des Landes aufhob und für die meist gehaßten oder verachteten Mönche keine geeignete Vorsorge traf. *

veranstaltet, so er einen Stier oder Hund mit Geschick getödtet, selbst dem Eintreiben der wilden Bestien aus dem Gebirg schenkte er seine Zeit, auch ließ er königliche Kampfplätze aufrichten. Uebrigens sind die Stiergefechte in Portugal ja minder gefährlich als in Spanien, da man die Stiere, ihre Hörner mit weichen Kugeln versehend, der Waffe beraubt. Man belustigt sich mit ihnen, setzt sich sogar zwischen ihre Hörner und läßt sich hin und her schwingen, bis sie müde sind; doch nicht Stiere noch Pferde werden getödtet, auch nicht die Hunde, die man auf sie hetzt; die Lanzen prikeln nur, ohne zu Tode zu verwunden. Unter dieser Form allein wird das Gefecht von den Cortes noch geduldet.

* Es ist auffallend, wie schnell und fast spurlos sich die Mönche, deren Zahl bekanntlich ungemessen war, verloren haben. Sie stunden sich nicht bloß gut mit den untersten Volksklassen, weil sie aus diesen hervorgingen und sie am besten zu behandeln wußten, sondern auch mit dem Despotismus. Die seit einer Reihe von Jahren Lissabon besuchenden Kauffahrteischiffe wissen von den Mönchen viel zu erzählen: wie sie früher zur Zeit der Herrschaft des Don Miguel regelmäßig nach ihrer Ankunft im Hafen von Bettelmönchen besucht worden seien, die alles Eßbare, das sie auf dem Schiffe gefunden, ohne Ceremonie in große Säcke eingepackt hätten und damit abgezogen wären, wie sie sich von ihnen Alles hätten gefallen müssen lassen, ohne die geringste

Er ſuchte die Verwaltung zu organiſiren — ein ſchwieriges Unternehmen, worin der Umſtand ihn unterſtützte, daß die Armee ihn liebte und wie auf Händen trug. Er ſorgte für beſſere Polizei und Sicherheit, die ganz verwahrlost war, er brachte in das Gefängniß- und das Armenweſen doch einige Ordnung. In der Caſa pia ſetzte er ſich ein bleibendes Denkmal. Auch kam unter der Leitung ſeiner Gemahlin manche wohlthätige Einrichtung, namentlich Erziehungsanſtalten für verwahrloste Kinder, in Aufnahme. Er arbeitete für Schulen und beſſern Unterricht, woran man ſeit Pombal nicht ernſtlich gedacht hatte. Zwar war in den zwanziger Jahren, beſonders auch unter der kurzen Herrſchaft der von Don Pedro verliehenen Charte von 1826, viel zum Beſſern geſchehen, von 1817 bis 1827 war die Zahl der Schulen von 8000 auf 24,000 geſtiegen, und es gab außerdem noch viele Seminarien und Kloſterſchulen, die jetzt leider eingezogen ſind, ſodann auch Marine-, Handels- und Militärſchulen. Das Meiſte wurde aber von Don Miguel wieder aufgehoben, der nichts Beſſeres zu thun wußte, als den alten Zuſtand zurückzuführen. Von neuem begann Don Pedro die Reformen, die jedoch noch nicht weit gediehen ſind. Zu beklagen iſt die doppelte Beſetzung der Lehrſtühle und die große Menge der Subſtituten, wodurch Staatsgelder verſchwendet und nur Trägheit der Lehrer erzeugt wird. Die Landesuniverſität Coimbra, noch völlig erhalten aus Pombals Zeiten, gewöhnlich von 12000 Studierenden beſucht, mit 41 Leates und 27 Subſtituten, hat keinen Lehrſtuhl für cameraliſtiſche Wiſſenſchaften, Staatsökonomie, Bergwerks- und Forſtwiſſenſchaft, höhere Baukunſt — für allen Unterricht, der auf das praktiſche Leben des Staats

Einſprache wagen zu dürfen. Der Weltgeiſtlichkeit ſelbſt, die in Portugal wie in Spanien im allgemeinen mehr der freien Verfaſſung als dem Despotismus zuneigt, war das willkührliche Schalten der Mönche verhaßt.

ſich bezieht und wirkt, woraus ſich dann auch zum Theil die üble Staatswirthſchaft erklärt. Die Schiffsbauſchule wird gerühmt und ſoll treffliche Schiffsbaumeiſter gebildet haben; die portugieſiſchen Schiffe ſind dauerhaft, zierlich, ſchlank, gute Segler, wie denn der Portugieſe überhaupt viel Geſchick im Praktiſchen bewährt. Seit dem Tode Don Pedro's verloren die Parteien den ſie mäßigenden Zaum, die Verwaltung an Einigkeit, Kraft und Energie und mit den Verbeſſerungen, die ſich auf allen Seiten kund geben, ſcheint es langſamer zu gehen.

Don Pedro verhielt ſich auf ſeinen Expeditionen nicht blos leidend ein Spielball der Parteien, wie Don Carlos in Navarra, ſondern war die Seele des Ganzen. Mehre deutſche Offiziere, die unter ihm dienten und die ich wiederholt zu ſprechen das Vergnügen hatte, machen ihm nur einen Vorwurf, den daß er, nachdem Liſſabon eingenommen und durch Befeſtigungen geſichert und Don Miguel aus der Umgegend vertrieben war, nicht mehr an der Spitze in eigener Perſon, wie früher, die militäriſchen Angelegenheiten geordnet, wodurch das Ende des Krieges hinausgeſchoben worden, und nur ſelten noch Lisboa, ſeine Gemahlin und, wie ſie meinten, die Ruhe verlaſſen habe. Ob man aber bei dieſem Vorwurfe nicht die Laſt der Staatsgeſchäfte überſieht, die er zu erledigen hatte? Ob nicht die Dringlichkeit, Alles neu zu ordnen und zu ſchaffen, ſeine Gegenwart erheiſchte? Mindeſtens geht hieraus doch ſeine perſönliche Wichtigkeit hervor Früher hatte ſich kein General einfallen laſſen, Eiferſucht auf einen Kameraden zu werfen: des Regenten Befehle wurden nur vollzogen. Als dieſer die Verfolgung ſeines Bruders nicht mehr in eigener Perſon leitete, geſchahen ſofort große Fehler, hauptſächlich wegen der Eiferſucht zwiſchen Saldanha und Terceira, der beiden Marſchälle, welche in dieſem Augenblick wieder vereint die Banner der Empörung zu Gunſten

der ehemaligen Charte aufgepflanzt haben und das Land in neue Verwirrung stürzten. Das Armeekorps des Einen blieb absichtlich unthätig, während sich das andere mit dem Feinde schlug, und daß hieraus keine verlorne Schlacht entstund, ist ein großes Glück. Don Pedro hatte dieß selbst wohl eingesehen und daher auch anfänglich Terceira, einen braven und tüchtigen Reitergeneral, aber einen heftigen, verwogenen Kopf, zurückgehalten und an Saldanha, der mehr Ruhe und Kenntnisse besitzt, aber jüngerer Marschall ist als sein Nebenbuhler, den Oberbefehl über die ganze Armee gegeben. Allein er mochte Terceira nicht kränken wollen, der bekanntlich mit wenigen Truppen Lissabon einnahm, nachdem die Hungersnoth in Porto ihn zu einer Expedition nach Algarvien gezwungen hatte, und dadurch — ein seltsames Walten des Verhängnisses! — den ganzen Krieg entschied.

Aus diesem Wenigen wird man in Don Pedro den hervorragendsten, fähigsten und kräftigsten Infanten der neuern Geschichte anerkennen müssen, der kühnsten Entschlüsse und Unternehmungen fähig. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Don Pedro, wie mich eine einsichtsvolle Person, die ihn sehr genau kannte und wohl zu schätzen wußte, versichert, den geheimen Plan lange Jahre genährt habe, in Voraussicht der heranstürmenden politischen Zerwürfnisse, die ganze Halbinsel unter Ein Kaiser- oder Königthum, das Iberische, zu bringen und demselben eine gute, freie Verfassung zu geben. Auch hätte das Glück dieß Unternehmen wohl krönen können, zumal dann, wenn er durch nähere Familienverbindung die Spanier zu gewinnen verstanden; denn nicht nur ist die freilich von der Verwirklichung noch entfernte Idee der Einheit der Halbinsel sowohl in portugiesischen als in spanischen Köpfen aufgewacht und schmeichelt mit den Hoffnungen auf die daraus zu gewärtigenden Vortheile der Größe, des Ruhmes und Glanzes die

südliche Einbildungskraft, sondern auch Don Pedro selbst hatte bereits großen Anhang in Spanien, wo sein Unternehmen gegen Don Miguel allgemeines Interesse und besonders die Hoffnungen aller Freiheitsfreunde erweckte. Vielleicht kann nirgend ein Mensch so bedeutend und wirksam eingreifen, als in diesem Lande, das eines großen Genius bedarf, um auf dem alten, langsam unterhöhlten und endlich zusammengebrochenen Staatsgebäude ein neues aufzurichten.

1. September.

Seit meiner Ankunft herrscht in Lissabon militärische Lebendigkeit und eine allgemeine Aufregung. Wie rasch haben hier die Uebergänge stattgefunden: vor fünf Jahren noch führten die Miguelisten das Regiment und schimpften die Verfassungsfreunde Malhados, d.-h. die Gefleckten, weil diese so gebändigt werden sollten, wie ihr König Don Miguel einen weißgefleckten Stier mit Martern zähmte. Aber die Malhados siegten, doch nur, scheint es, um sich selbst zu bekriegen. Die cartistische Empörung, angezettelt hauptsächlich durch Generale, wie mich dünken will, unter fremdem Einflusse, braust im Sturmschritt auf die Hauptstadt ein. Doch diese, die ehrenwerthe Bevölkerung, ist fest entschlossen, den Sturm abzuschlagen und die freiere Constitucion nicht mit einer aufgedrungenen Carte zu vertauschen. Dieß ist ein gutes Zeichen, ebenso auch das erwachte Mißtrauen der Portugiesen gegen die Fremden, das nur zu sehr begründet ist. Die Nazion wird nur mündig, so sie sich von äußern Einflüssen, die ihrer Freiheit schaden, befreiet.

Die Ausländer, namentlich die Engländer, genossen früher viele Privilegien in den Häfen Portugals, selbst vor den Eingebornen, und als dieß geändert und alle Fremde auf gleichen, immer noch begünstigten Fuß gestellt wurden, bekehrten sich alsbald manche Ausländer zu Miguelisten, weil sie anfingen, von diesen mehr Vorrechte zu hoffen. Don

Pedro hatte die Eingangszölle niedrig und für alle fremde Nazionen gleichgestellt, so daß der auswärtige Handel dabei zwar seine Rechnung, die inländische Industrie aber wenig Schutz fand. Als nach dem Tode des Kaisers die Hauptführer in Coterien zerfielen und das Aufkommen der Constitucion nothwendig geworden war, hatten die nach dieser versammelten Cortes die Klugheit, zum Schutze der heimischen Industrie die Eingangsrechte auf fremde Manufacturen bedeutend zu erhöhen und das Duanenwesen zu verbessern. Diese wohlbedachte patriotische Maaßregel verletzte das Interesse der Ausländer, die sie einen „Mißgriff, eine Thorheit" nannten, und machte sie, namentlich die Engländer und Deutschen, zu erklärten Cartisten, d. h. zu Anhängern des niedern Zolltarifs, der in Portugal keine Industrie aufkommen ließ. So sind denn auch meine lieben Bekannten und Landsleute hier Chamorros (der Spottname für Cartisten) mit Wort und That, aber im eigenen Interesse, und sie schimpfen weidlich über die Constitucionellen und das portugiesische Volk, das nur verdiene, von einem Don Miguel mit Stockprügel, Galgen und Garrdten behandelt zu werden. Andererseits sind die Bürger, zumal die Nazionalgardisten, auch den Fremden gram und diese müssen, an einem ihrer Trupps vorübergehend, nicht selten spöttische Bemerkungen und Sticheleien vernehmen. Persönliche Gefahr ist indeß für die hiesigen Chamorros nicht vorhanden; der von ihnen verachtete und bis an die Zähne bewaffnete sogenannte Pöbel, unter dem man auch mitten unter den Weißen rangirt, namentlich bei den Bataillonen des Marinearsenals, Schwarze sieht, breitschultrige, herkulische Gestalten, verübt auch nicht den mindesten Exceß. Der Feind, d. h. der Chamorros Freund, ist vor den Thoren und dennoch geht Jedermann allein, frei und unangefochten umher. Die englischen Linienschiffe liegen im Hafen vor der Stadt, diese beherrschend.

Saldanha naht ſich zu Lande mit den zur Rebellion verführten Linientruppen. Die Bürger aber verlieren nicht den Muth und bereiten ſich mit wahrhafter Begeiſterung zur Gegenwehr. Jeder waffenfähige Mann übt ſich in der Nazionalgarde, arbeitet Tag und Nacht an der Umwallungslinie, womit man das ausgedehnte Lisboa umgiebt, man ſieht Perſonen von jedem Alter, von jeder Farbe, Weiße, Braune, Schwarze, Perſonen von jedem Range neben einander die Poſten beziehen und Dienſte leiſten; wer kein Gewehr mehr auftreiben kann, bewaffnet ſich mit Säbel oder Lanze, und die Weiber tragen ihren Männern die nöthige Nahrung auf die Linie hinaus. Man ſieht es den Leuten an, daß es ihnen Ernſt iſt. Die Fremden verkünden natürlich den Cartiſten Sieg und Hülfe, und wo einer unter ihnen die Wahrheit ſagen wollte, auf den würden ſie allgemeinen Haß werfen. So verblendet die Menſchen das Intereſſe! Man nennt Saldanha und ſeine Freunde Patrioten. Iſt es aber Patriotismus, die Fackel der Rebellion und des Bürgerkriegs im Lande anzuzünden, weil man mit den Grundſätzen der Verfaſſung nicht ganz einverſtanden iſt, oder aus Neigung zu fremden Intereſſen? Das verwerflichſte aller Mittel wendet Saldanha an, um ſich den Sieg zu verſchaffen: Beſtechung. Laut bietet er allen Ueberläufern Gold an und er läßt es merken, daß es ihm hieran nicht mangle. Und woher nimmt der General all das Gold? — — Er will, ſo ſpricht er laut, jede Schlacht vermeiden, wo möglich kein Blut vergießen — er will durch den Teufel Gold nach und nach die ganze Armee verführen. Kann es eine größere Nichtswürdigkeit geben? Jedes Volk, jeder Staat iſt für alle Zeiten verloren, weil durch und durch verdorben, wenn es mit ihm dahin kömmt, daß ſeine Nazionalarmee ſich durch Gold beſtechen läßt. Und die hochgeſtellten Männer, die ſich alle Mühe geben, Portugal an

dieſen Abgrund zu führen, heißt man Patrioten? Nein, Verderber der Nationalehre ſind ſie, Verräther und Schänder, denen man den verlornen Hals mit dem geſchmolzenen Golde vollgießen ſollte, mit dem ſie die Nazion verderben wollen! Doch ſelbſt der größere Theil der Linientruppen ſcheint edler und patriotiſcher zu denken, als Saldanha und deſſen Gehülfen; die meiſten ſcheinen treu der Volksſache zu bleiben und mit den Bürgern zu ſympathiſiren. So wird das portugieſiſche Volk, nach ſeiner Abſchüttelung des Despotismus, die erſte Feuerprobe glücklich beſtehen und hierin eine größere Gewähr ſeiner Zukunft liegen, als ſelbſt in ſeiner Verfaſſung. Ich wünſche ihm von Herzen Glück dazu. *

2. September.

Man ſcheint hier in gewiſſen vornehmen Ständen bürgerliche Freiheit als abgelebte Frau zu betrachten, die Schürzenſtipendien austheilt. Das Volk aber denkt anders. Allerdings mag der Südländer im Allgemeinen die perſönliche Freiheit als bloße Ungenirtheit und als Gleichheit über die Maaßen lieben, und über der Gemüthlichkeit und den lieben Gewohnheiten wohl zu Zeiten auch die innere Freiheit des Vaterlandes aus den Augen verlieren; dieſe jedoch wie die Metze den Beiſchlaf zu lieben, iſt hier zu Lande den verdorbenen

* Bekanntlich wurden die Cartiſten ſpäter geſchlagen und genöthigt, ſich an die Großmuth der Conſtitucionellen zu wenden, die dieſe auch gewährten. Nun las man, wie gewöhnlich, in den Zeitungen ganz entſtellte Berichte: „Das Unglück der Chamorros iſt einzig der Leichtgläubigkeit Saldanha's und ſeinem chevalereſken Weſen zuzuſchreiben, womit er den Sieg von Campo do Feira über Bomfin nicht benutzte, und deſſen Verſprechungen traute, ihm die Truppen zuzuführen, wenn er das Blutvergießen einſtelle. Edelmuth von der einen, Betrug und Verrath von der andern Seite, und die Sache mußte verloren gehen.“ Und einige Zeilen weiter findet ſich ein widerſprechendes Bekenntniß: „In dem letzten Treffen von Ruivaes hatten die Cartiſten den Muth ſo verloren, daß ein großer Theil der Truppen ſchamlos genug war, ſein Heil im Uebergange zum Feinde zu ſuchen. — — War das Vorgefallene nicht Grund genug, das ganze Unternehmen (!) aufzugeben und einen ſo ſchmählichen Vertrag abzuſchließen?“ — Solchen baaren Unſinn laſſen ſich unſere beſten deutſchen Zeitungen aufbinden!

höhern Ständen überlaſſen. Die Liſſabonner Bürger wurden durch Don Miguel nachdrücklichſt belehrt, daß die perſönliche Freiheit nicht ohne die bürgerliche und nazionale geſichert iſt, und ſie haben angefangen, dieſe mit allem Ernſt und aller Keuſchheit zu lieben.

Aus dieſer Stimmung, aus den Verräthereien, Veruntreuungen, Nachſtellungen der Verfaſſung, aus dem Benehmen mancher Großen und aller jener Leute, die den Patrioten einen Narren ſchelten, der das gutmüthig aufopfere, was doch Andere wieder für ſich rauben würden, und die des Miniſteriums Campo's, das der Hälfte des Gehalts entſagte, und mehrer gleichdenkenden Deputirten und Officiere ſpotten — aus dem allem entſpringt allgemeines Mißtrauen, das je mehr wächst, je länger die bürgerlichen Unruhen dauern. Zudem iſt die ungebildete Menge der niedern wie der höchſten Klaſſen leichtgläubig, beſonders ſchenkt ſie dem Schlechten gern Gehör, das ihren Erfahrungen mehr entſpricht, da das Gute weniger eifrig verbreitet wird. Wo in einem Lande der wahrhaft gebildete Stand groß und einflußreich iſt, kann jener Leichtgläubigkeit leicht entgegengewirkt werden; wo aber nicht, verhallen die wenigen Stimmen, welche nach der Wahrheit forſchen, ehe ſie verurtheilen. Man hat die Leute hier gewiſſermaaßen daran gewöhnt, das Schlechteſte von den Nebenmenſchen, zumal von den Beamteten und den Großen zu denken. Darum iſt die größte Behutſamkeit in der Beurtheilung ſelbſt derjenigen Männer zu empfehlen, welche die öffentliche Stimme hier am lauteſten verurtheilt. Silva Carvalho, der als Finanzminiſter in kurzer Zeit ſoll Millionär geworden ſein, ſchildert man als einen Gold und Silber verdauenden Vogel Strauß; Herzog Palmella als Fuchs mit 50farbigem Pelze; Saldanha als Chamäleon mit 56 verſchiedenen Geſichtern, je nach dem Ort und der Partei; Rodrigo Magelhaes heißt der

Volksſpott einen nie ſatt werdenden Meerwolf und ſie Alle Betrüger. Obriſt v. Eſchwege (ich habe das Vergnügen, mit dieſem ehrenwerthen Landsmann, in der gelehrten Welt durch ſein Werk über Braſilien bekannt, im nämlichen Gaſthof zu wohnen) findet den Grund von der Nichtachtung und dem geringen Einfluß ſolcher Schimpfreden darin, daß es unter 100 Portugieſen vielleicht 99 gebe, die es für eine Unmöglichkeit halten, daß Jemand, der eine öffentliche Kaſſe in Händen hat, ein ehrlicher Mann ſein könne.

3. September.

Wo Lisboa am Tajo abwärts endet, fließt ein Bach zwiſchen hohen, zu Bergen anſteigenden Ufern in den breiten Strom. Das Schloß de las neceſſidades (jetzt von der Königin und deren Gemahl bewohnt), mit ſeinem Garten und Park, deckt zum Theil die dieſſeitige Anhöhe. Die ſteinerne Brücke über den Bach iſt verbarrikadirt; 4 Geſchütze flankiren den Bergabhang. Von dieſem unterſten Punkt aus zieht ſich die Vertheidigungslinie um alle ſieben Berge der Stadt, mit vorgeſchobenen Schanzen auf den ausſpringenden Gipfeln, in einem großen Halbkreiſe um Liſſabon bis zwei Leguas ſtromaufwärts, und die ganze Linie iſt innerhalb vier Wochen aufgeworfen und mit Bürgerſoldaten bemannt worden.

Auf der andern Seite jenes Baches laufen die Häuſerreihen ununterbrochen bis Belam, eine Stunde weit; der Spaziergang dahin gehört zu den angenehmſten, beſonders in der Kühle des Morgens, unter Bäumen und an oft reich, oft freundlich geſchmückten Paläſten portugieſiſcher Großen vorbei. Doch kann man auch Omnibus benutzen. Bei heißem Tage aber ſegelt man am beſten in einem ſchlanken Nachen auf dem herrlichen, der Fabel nach auch goldführenden Tagus hinab, ſtets den großartigen Anblick der reich bebauten Ufer und der mit Gebäuden gekrönten Höhen vor Augen.

Belam ist architectonisch interessant, und noch vor Kurzem, da es der Hauptsitz der Duane und der Geschäftsgang weniger einfach war, herrschte dort auch viel Leben. Das neue, doch unvollendete königliche Schloß, frei herrschend und prächtig auf einer Anhöhe gelegen, gewährt die reizendste Aussicht über den Tajo, die Meerbucht und deren Ufer. Unten im Belam steht das ältere Schloß mit freier Aussicht auf den Tajo, umgeben von duftenden Gartenanlagen. Hübsche Kais laufen am Ufer hin und ein seltsames Fort auf einer in den Tajo vorspringenden Landspitze dient in Vereinigung mit einem gegenüberliegenden Werk zur Vertheidigung der Einfahrt in den Lissabonner Hafen. Das Merkwürdigste von Belam ist jedoch das alte Kloster (jetzt eine Erziehungsanstalt) nebst einer großen Kirche, die von der Gemeinde als Hauptkirche benutzt wird. Das Ganze wurde im Anfang des 16ten Jahrhunderts vom König Manuel zum Gedächtniß der Entdeckung Indiens aufgebaut; im gothischen Styl, nicht ohne maurische Beiwirkung. Die schlanken, gewundenen Säulen im Schiff der Kirche steigen ohne Unterbrechung sehr hoch bis zum Kapital auf und tragen dann die hochgeschwungenen Gewölbe mit überraschender Leichtigkeit. Ihre Schlankheit und ihr weites Auseinanderstehen im Verhältniß zur Höhe verleiht dem Innern das Gepräge großer Kühnheit. Sehenswerth sind auch einige Gemälde und Alterthümer der Kirche. — Auf den umliegenden Höhen, schon bei den Windmühlen sieht man die schönen Berge von Cintra sich scharf und genau am Himmel abzeichnen.

Den 4ten.

Wie das Geschick doch mit dem Leben spielt! Ein norddeutscher Officier, mit Namen Müller, ein noch junger rüstiger Mann, der unter Don Pedro von Anfang an gegen Don Miguel zu Felde gestanden und niemals verwundet worden, der sich dann vor Kurzem in England verheirathet

hatte und nur für wenige Tage nach Portugal zurückgekehrt war, um seine Forderungen an die Regierung zu liquidiren, diesem fällt es ein, sich im Tajo zu baden, wie er früher schon hundertmal gethan — und er findet in den Wellen, wahrscheinlich in Folge eines Schlagflusses, den unerwarteten Tod. Mit allen Ehren, die dem tapfern Officier gebühren, ist er begraben worden.

Der meerartige Tajo ist bei Lissabon sehr launenhaft, selten oder nie sein Spiegel glatt, fast immer wellenbewegt, häufig tost er auf, schlägt wie im Zorn schäumend die Ufer, überrascht und verschlingt dann manches kleine Boot und manchen Mann. Die Schiffer haben großen Respekt vor ihm und der Volksaberglaube mißt ihm eigene Gelüste bei. So soll er alljährlich eine gewisse bedeutende Anzahl Opfer verlangen. Die Schiffer zählen die Ertrunkenen, bis die erforderliche Zahl voll ist; bis dahin vorsichtig, obwohl immer kühn, werden sie jetzt in allen Gefahren sorglos. Es ist, als wenn die Menschen einen Vertrag mit dem Menschenfresser Tagus abgeschlossen hätten, nach welchen sie ihm einen bestimmten Tribut entrichten müßten.

Da sich Ebbe und Fluth bei Lissabon stark äußern, so sind die unmittelbaren Ränder des Stroms schlammig, so daß man, um sich zu baden, jedesmal mit einem Boot eine Strecke hinausfahren muß. Die Strömung aber ist sowohl bei Ebbe als Fluth und bei übrigens günstiger Witterung so stark, daß sie den besten Schwimmer mit fortreißt. Man muß daher gewisse, sichere und ruhige Plätze aufsuchen, große Sand- und Kiesbänke, die sich zur Seite gebildet haben, von den Schiffern gekannt, aber sehr veränderlich. Ich bade mich jeden Morgen um sechs Uhr an einem solchen, wohl eine Stunde im Umfang messenden Platz. Man fährt dahin in einem der gewöhnlichen zierlichen Schwimmboote, worin man schon unterwegs zwischen herabgelassenen

reinlichen Vorhängen sich ungesehen auskleiden kann. Dieser Boote schießen eine Menge aneinander vorüber, in einen sitzen Männer, in andern Frauen und Mädchen, und nur wer ausgekleidet hinter den Vorhängen versteckt. Das verschiedene Geschlecht sucht natürlich voneinander entfernte Badstellen auf, wozu Raum hinlänglich vorhanden; indeß kann es nicht fehlen, daß der gute Schwimmer, in den dunklen Wellen verborgen, die durch den feinen Bademantel kaum versteckten Reize der Portugiesinnen zu erforschen Gelegenheit findet.

Das Schwimmen versteht man in Deutschland am besten. Wo gute Schwimmanstalten bestehen, werden sie von Deutschen geleitet. Im Süden hörte ich mitunter erzählen, in unserm Vaterlande bade man zwischen Eisschollen. In Coblenz halten sich englische Schiffscapitäne auf, bloß um Schwimmen zu lernen. Wir müssen diese Sitte hoch halten, das Wasser stärkt, erfrischt und macht den Kranken wieder gesund, das Schwimmen vollends stählt die Gesundheit mehr als alle sonstige gymnastische Uebungen. Der erste Schwimmmeister und Gründer der preußischen Schwimmanstalten, Generallieutenant v. Pfuel, hat sich um unsere Enkel verdient gemacht.

Den 5ten.

In Bezug auf Kunst und Wissenschaft wird hier Manches unternommen und begründet; aber nur Weniges noch ist zur Reife und zur Vollendung geführt worden, theils weil man das eigentliche Prinzip höherer wissenschaftlichen Institute, die Freiheit des Unterrichts, verfehlt, theils weil man aber mit diesen Anstalten begonnen hat, während für den Elementarunterricht zunächst am eifrigsten gesorgt werden mußte, theils auch weil alle Verbesserung, wie andere Früchte, der Zeit und einer günstigen Sonne zum Reifen bedürfen. Damit in dem kleinen Portugal doch möglichst Viele zu höherer

Bildung beisteuern, bedarf es eines um so umfassendern Unterrichts. Die alten Einrichtungen der Universität Coimbra sind abgenützt: die Professorenstellen, die stets der Staat und in zu großer Zahl vergab, wurden Pfründen, in deren Genuß man es sich wohl sein ließ in altem Schlendrian, bis die erforderlichen Dienstjahre eine dem Gehalt gleiche Pension abwerfen, die Collegien sind äußerst billig und die Lehrer werden bloß vom Staat besoldet. Unsere deutschen Universitäten sind unter äußerst günstigen Umständen gegründet worden, fern von allem flachen, gallicirten Wesen, und den kräftigen mittelalterlichen Einrichtungen verdanken sie den mächtigen Einfluß, den sie bis in der neuesten Zeit auf die deutsche Bildung und den deutschen Nazionalgeist ausübten. Unter allen Veränderungen im heiligen deutschen Reich erhielten sie sich Jahrhunderte hindurch als kleine, freie, geistesbewegliche und unantastbare Gemeinheiten, selbst zu einer Zeit, da sonst kein Recht in Deutschland mehr heilig schien. Die Raufereien, der eigene Ton, der corporative Bildungstrieb ist ihnen geblieben, dabei auch die Freiheit des Geistes, welche die Wissenschaft stets erfrischte und die Universitäten fortwährend zu Mittelpunkten des geistigen Lebens machte. Und wenn auch den deutschen Universitäten in unsern Tagen eine Veränderung bevorstehen, ihr Ton beamtenvornehm werden, ihre alten Rechte zur leeren Observanz zusammenschrumpfen, ihre alten Freiheiten in einen staatspolizeilichen hölzernen Panzer festgeschnürt, die Lehrstühle zu Staatspfründen, die Studenten zu uniformirten und wohldisciplinirten Rotten wie in Coimbra herabsinken sollten: so wollen wir hoffen, daß der deutsche Genius genug erstarkt ist, um nicht zu unterliegen, auch wenn seine viele Jahrhunderte alten Lieblingsstätten untergehen.

Portugal steht hinsichtlich der Kunst Spanien weit nach. Von seinen ausgezeichneten Malern und Bildhauern,

die es allerdings doch nur als Sterne zweiter Größe besaß, sieht man wenig. Die meisten Kirchen Lissabons sind geschmacklos, saalartig und im Jesuitenstyl ausgeschmückt; sie bestehen aus einem Schiff mit Chor und einem etwas schmälern, weit hinausgebauten und dadurch halbversteckten Hochaltar, so daß diesem zur Seite noch Platz für zwei Nebenaltäre übrig bleibt; an den beiden langen Seitenwänden sind noch Altäre und Kanzel angebracht; jeden Altar schmückt gewöhnlich ein Bild. So sehen alle neuen Kirchen aus, nur zwei thun sich etwas hervor, so wie die alte im Maurenviertel. Die Säulenschäfte an den Pilastern sind zu lang im Verhältniß ihrer Nähe, überhaupt löschen die Sünden gegen das architectonische Verhältniß alle Schönheit aus. Sehr prächtig und geschmackvoll ist der neue Palast der Cortes; doch dürften in den Madrider Cortes mehr Adel und weit größeres Rednertalent herrschen.

Ein großartiges Denkmal aus Pombals Verwaltung besitzt Portugal: die Wasserleitung, welche aus den Gebirgen bei Cintra vier Leguas weit, oft über ungeheure Schluchten und Thäler auf schwindelnden Bögen hinwegführend, bis nach Lissabon das herrlichste Quellwasser in nie versiegender Fülle leitet. Der große massive Wasserbehälter, in den der Aquaduct mündet und aus dem das Wasser in Röhren durch die ganze Stadt herabströmt, stets kühl und frisch, von ungeheuern Mauern eingefaßt, fest gegen alle Erdbeben überwölbt, unzerstörbar, ist ein wahres Meisterwerk kräftiger Baukunst. Unweit der Hauptstadt führt die Wasserleitung, von thurmhohen Pfeilern getragen und straßenbreit, über ein tiefes Thal; dort sucht man gern die Ansicht von dem Geländer hinab auf ein mildgeformtes Land, das mit hübschen in duftenden Orangenbäumen versteckten Landhäusern durchzogen ist. Doch wandte auch mancher Unglückliche seine letzten Schritte dahin, gehetzt während der blutgierigen

Herrſchaft Don Miguels, um alle ſeine Angſt, Noth, Qual, Schande, Verzweiflung durch einen Sprung von der Höhe der Waſſerleitung in den tiefen Abgrund zu enden.

Ich ſah geſtern in der italieniſchen Oper den Barbier von Sevilla. Das Orcheſter gut, die Sänger, das Spiel, die Chöre ziemlich. Das Haus etwas mit Zierrathen überladen, faßt viele Menſchen. Der Vorhang zeigt ominöſer Weiſe die Anſicht der Waſſerleitung an jener gefährlichen Stelle, wo ein unglücklicher Sprung unfehlbar zum Tode verhilft. Die Primadonna iſt eine Italienerin und die Frau eines Deutſchen, der in Paris lebt; Getriller iſt auch hier wieder die ſchwache Seite des Publicums. In den Logen ſucht man umſonſt die Blüthe und Friſche ſpaniſcher Mädchen, den edlen, würdevollen Anſtand, die ſchönen, adligen Geſtalten, die ſpaniſche Anmuth. Die Portugieſinnen haben häufig die reiche, ſchwarze Haarfülle wie ihre Nachbarinnen, intereſſante Geſichter, meiſt länglich, mitunter auch rund und dann eben ſo gefällig als fremd, lebhafte ſchwarze Augen, doch nicht ſelten ſchaut aus den ſchönſten die Jüdin, auch einen niedlichen Wuchs. Faſt allgemein lobt man an ihnen die Gutmüthigkeit.

Unter den reizendern Frauen im erſten Logenrang ſtach ein blaſſer Kopf hervor, den eine prächtige Fülle rabenſchwarzer Locken bis auf die Schültern herab umfloß; die Bläſſe deutete auf das reizbare Weib und erhielt durch dunkelfeurige Augen Beweglichkeit der Züge und eine edle Stirn, Leben und Ausdruck. „Wer iſt die intereſſante Frau dort?“ frug ich einen Landsmann. „„Die zweite Schweſter Don Pedro's, die Marquiſe Loulé, einſt mit ihrem Gemahl als das ſchönſte Paar in Portugal gefeiert. Zur Zeit als ihre ältere Schweſter die Regentſchaft des Reichs führte, fühlte ſie ſich durch den ſchönen Marquis in guter Hoffnung und verlangte daher von der Regentin den Heirathsconſens.

Als dieſe jedoch anfing, ihr Vorwürfe wegen ihres Betragens zu machen, ſoll ſie geantwortet haben: Du mußt ſprechen wie jener Moralprediger: Handelt nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken. So ich meinen Geliebten heirathe, werde ich eheliche Kinder zeugen und nicht uneheliche, wie Du deren drei.““ — „Und wie lebt ſie ſeit ihrer Verheirathung?“ — „„Die böſe Welt legt ihr noch manches Abenteuer bei, iſt ſie doch die ſchönſte Tochter einer Mutter, die nebſt den beiden Söhnen fünf für legitim erklärte Töchter und außerdem noch viele ausdrücklich für nicht legitim erklärte Kinder hatte.““ — „Sie ſitzt ja in der Reihe mitten zwiſchen andern Damen; iſt ihr die königliche Loge verſchloſſen?“ — „„Nein, das iſt hier gebräuchlich. Ueberdieß iſt der Marquis populärſüchtig.““ — „Und von Einfluß?“ — „„Wenn die Marquiſe mehr auszugeben hätte, würde ſie wegen ihres Geiſtes weit größern Einfluß haben. — — Bemerken Sie, die feurigen Augen des kleinen jungen Hofräuleins neben der Infantin haben es ſchon weg, daß wir auf ſie unſere Aufmerkſamkeit gerichtet.““

Ich ſah auch im großen Theater franzöſiſche Ballets, da die ſpaniſchen Landestänze hier fehlen. Wie immer Karrikatur, häßliches Herumſchmeißen der Glieder, die ekelhaften Beintriller. Ich halte den Tanz für die reinmenſchliche, natürliche, unbewußte, nicht in Tönen geſprochene, alſo der Zeit nach für die erſte Kunſt, die geübt ward, da es nur noch eine Sprache und Menſchheit gab. Darum iſt bei ihm das Natürliche, das durch natürliche Anmuth Gehaltene die Hauptſache und jede Uebertreibung häßlich. Das Feuer der ſpaniſchen Tänzer äußert ſich nicht bloß in den Beinen, in athemloſen Anſtrengungen, das Herz bleibt der Mittelpunkt ihrer Bewegungen, und welche Fröhlichkeit, welche Sehnſucht, welche Luſt hauchen ſie aus!

Außer der italieniſchen Oper giebt es noch zwei

portugieſiſche Theater in Liſſabon. Nach dem Siege Don Pedro's hatte ein franzöſiſcher Unternehmer das eine für franzöſiſche Comödien in Beſitz genommen und gute Geſchäfte gemacht; als aber nach dem Hinſcheiden des Regenten neue Wirren ausbrachen und nach der Erſetzung der den hohen Adel ſchmeichelnden Carte durch die Conſtitucion viele Familien Liſſabon verließen, und die gemietheten Logen aufgegeben wurden, konnte der Unternehmer ſich nur dadurch halten, daß er die franzöſiſche Bühne wieder in eine portugieſiſche umwandelte. Er ließ nun die meiſtverſprechenden franzöſiſchen Comödien in's Portugieſiſche überſetzen und ſie ſo abwechſelnd mit einheimiſchen aufführen, womit es ihm ſo wohl gelang, daß bald die zweite portugieſiſche Bühne das Feld räumte. Die Kunſt iſt hier mithin ſo zu ſagen franzöſiſch; kann ſie ſich aber auf eigenen Füßen nicht lange behaben, muß ſie ſich an eine andere anlehnen, ſo wäre dazu allerdings die nächſtverwandte, ſpaniſche, am geeignetſten. Zwar ſpricht man auch in Liſſabon von einigen jungen Mimen, Dichtern, Schriftſtellern, Malern und Bildhauern, allein der Aufſchwung in Spanien hat jedenfalls viel Höheres zu bedeuten. Mich will bedünken, dem ſelbſtändigen Wiederaufleben der Kunſt müſſe das Aufblühen des Gewerbfleißes, des Handels und der Nazionalmacht vorausgehen, und ſo lange dieſes nicht geſchehe, fehle die materielle Grundlage, deren die bildende Kunſt zu kräftigem Beſtehen am meiſten bedarf. Will man mir München entgegenhalten? So weiſe ich auf Athen, Florenz, Venedig, Genf, Sevilla, ſelbſt auf Cöln und Nürnberg, auf dieſe einſt herrlichſten Sitze des Geſchmacks, aber auch zugleich des Gewerbfleißes und des Reichthums. Rom wurde allerdings auch ohne großen Handel als Mittelpunkt der Chriſtenheit ein Glanzpunkt chriſtlicher Kunſt; doch Pracht liebende Fürſten ſuchten vergeblich in Dresden und andern deutſchen Städten, ſelbſt in

Paris, ungeachtet ihres Zuſammenhäufens von Kunſtſchätzen, die Kunſt, die wunderbare, zu erwecken, die in unabhängigen, freien Bahnen zu kreiſen liebt und die höfiſche Etikette am meiſten flieht. Uebrigens bin ich weit entfernt zu behaupten, Handel und Reichthum führe zur Kunſt, denn das Gegentheil davon liegt faſt eben ſo häufig vor und ich ſehe nicht anders als ihren Nutzen darin. Auch kann das durch einen großſinnigen Fürſten erweckte Feuer noch lange in der Zukunft fortglühen, ja wenn es in der Reſidenz an Glanz auch abnimmt, dann doch an andern Heerden, in blühendern, reichern Städten nur noch lebhafter aufflackern und weit entfernt alſo überhaupt zu erlöſchen, unter günſtigen Umſtänden zu einem großen vaterländiſchen Kunſtleben aufflammen.

Fünftes Kapitel.

Deutſche in Liſſabon; Neger; ein Naturforſcher; Briefe.

6. September.

In der Regel nehmen die Deutſchen im Auslande bald die herrſchenden Sitten und Gewohnheiten an, vermöge ihrer kosmopolitiſchen Anlage: nicht wie verpflanzte Blumen erſcheinen ſie im nächſten Frühjahr wieder in den alten Farben, ſondern ſie haben dann bereits den Deutſchen gegen den Fremden vertauſcht. In Lisboa machen ſie jedoch eine Ausnahme davon, vielleicht weil die Kluft zwiſchen ihnen und den Portugieſen zu weit iſt und der Deutſche hier zu laut an ſeine edlere Natur erinnert wird. Der Franzoſe fühlt ſich in Lisboa und Oporto noch am erſten zu Hauſe. Der Engländer, ſich in dieſen Städten wie auch in Gibraltar, Malaga, Cadiz am zahlreichſten von allen Fremden einfindend, bewahrt überall durch angewöhnte Abſchließung ſeine heimiſche Sitte. Der Holländer ſpricht hier gewöhnlich deutſch und hält und lebt mit dem Deutſchen; Stammsverwandtſchaft, in der Heimath vergeſſen, macht ſich in der Fremde geltend. Deutſche Familien, einſt böhmiſche Glashändler und Schweizer, leben hier wenige; die meiſten Landsleute ſind junge Kaufleute aus Hamburg und Lübeck, einige Aerzte, Naturforſcher, Lehrer, Militärs.

In meinem freundlichen Gaſthauſe am Caes de Sodré verſammeln ſich täglich, gegen drei Uhr Nachmittags, viele

Deutſche zum gemeinſchaftlichen Mittageſſen. Da man hier weniger arbeitet als im lieben Vaterlande, ſo ſind Nachmittag und Abend gewöhnlich dem Spazierengehen und dem Vergnügen gewidmet. Dann bewegen ſich die kräftigen Geſtalten mit den blutvollen Geſichtern, den blauen Augen und hellen Haaren durch die Straßen, wie Fremdlinge höherer Abkunft und doch wie geborne Herrn des Bodens, und manches portugieſiſche, flammende Mädchenauge ſchielt verlangend nach ihnen hin. Lachend und ſpottend der dürren Eingebornen, denen ſie über den braunen Kopf weg ſehen, erreichen ſie das Thor oder den Hafen. Nun wiegt man ſich auf den Wellen des Tajo oder man erklettert die Höhen der Stadt, erſteigt das alte, auf einem der höchſten Gipfel über der Stadt hervorragende Maurenkaſtell, bewundert den Reichthum, den Duft, die Fülle, die Pracht und Großheit der Natur, wird ſentimental, enthuſiaſtiſch, deklamirt, ſingt deutſche Lieder aus voller Bruſt und gedenkt in Liebe der theuren, unvergeßlichen Heimath — Alles zum großen Erſtaunen der kältern oder gleichgültigern Portugieſen. Noch mehr wundern ſich dieſe über die Art deutſchen Studententons, der als wahrer deutſcher Urtypus hier unter den nordiſchen Kindern herrſcht, über ihr Lärmen und Poltern, ihr Trinken und „Kneipen".

Dem neuen Ankömmling wird auf das herzlichſte begegnet. Alle beeifern ſich, ihm gefällig zu ſein und ihn mit der Stadt, mit den Sitten und Liſten bekannt zu machen. Man beredet ſich jeden Nachmittag zu einem andern, allgemeinen Spaziergange, bis er auch mit der ganzen Umgegend bekannt iſt. Ihm zu Gefallen ſchließen ſich die Meiſten dem Ausfluge an und ſelbſt das flotte Leben und das Ueberſprudeln der Munterkeit muß er zum Theil dem Wunſche ſeiner Landsleute zuſchreiben, ihn zu vergnügen. Er lebt wie unter alten Bekannten in Norddeutſchland und doch wird

er dabei auf die ſchnellſte Weiſe mit dem Liſſaboner Leben bekannt. Wir haben einige angenehme Ausflüge gemacht; die Fahrten über den Tajo nach Caſſilhas und Almada und den Weingärten am jenſeitigen Ufer, wo man den köſtlichſten Wein trinkt, endeten ſo in Braus, daß auf der langen Rückfahrt — der Tajo iſt ſo breit, daß bei etwas ſtürmiſchem Wetter Manchen beim Ueberſetzen die Seekrankheit befällt — es Niemand achtete, wie ein heftiger Wind die Wellen aufwühlte und das kleine, überladene Segelboot umherwarf.

Abends geht es in den „Bierſtall", wo engliſches Porter, das anſtändigſte Getränk hier, die Deutſchen oft im Uebermaaß begeiſtert. Doch ſitzt man nicht behaglich in der abgeſchloſſenen Stube, ſondern zu ebener Erde auf Stühlen ohne Lehne, bei offenen Hausthüren, durch welche jeder Vorübergehende von der Straße dem Treiben zuſehen kann. Oftmals ſtichelt dann der barſche Nordländer im Uebermuthe ſo lange über das ſüdliche Gezüchte, bis die gereizten Portugieſen zum Meſſer, Dolchſtock oder Säbel greifen und mitunter ſchwere Verwundungen vorfallen. Zum Schluß durchzieht die deutſche Genoſſenſchaft noch wohl jubelnd die Stadt und bei einem gewiſſen Ruf und dem Lärmen auf der Straße kreuzigen ſich die Portugieſinnen in ihren Kammern und ſagen: „da zieht die wilde, deutſche Rotte vorbei!"

Es fehlt auch nicht an beſondern Feſten und Gelagen, die ganz deutſch gehalten werden. Ich wohnte neulich einem ſolchen bei, das wahrhaft ſüdlich-luxuriös ausgeſtattet, bei dem aber an dreißig Deutſche und nur ein portugieſiſcher Officier, der des Deutſchen völlig kundig,* anweſend waren. Die feurigen Weine brauchten nicht erſt zu wirken, um die Geſellſchaft zum Anſtimmen der alten Lieder vom Vaterland anzuregen. Sie ergötzte der Gedanke, daß ſo viele Deutſch

* Die Portugieſen haben, wie die Holländer und die meiſten ſeefahrenden Völker, das Talent, mit Leichtigkeit fremde Sprache zu erlernen.

sich auf der europäischen Westkante im Angesichte der stürmischen Atlantis traulich zusammengefunden hatten. Plötzlich rief Einer: „Laßt uns ein deutsches Schauspiel aufführen!“ und einstimmig wurde nach Schiller's Räubern verlangt, diese in mehreren Exemplaren herbeigeholt, die Rollen vertheilt, und nun begann ein seltsames Durcheinander: bald hatte sich Jeder in der Begeisterung so in seine Rolle hineingefunden, daß er der Worte Schiller's nicht mehr bedurfte und eigener Eingebung folgte.

So ist das Leben der jungen Deutschen (die verheiratheten Böhmen und Niederländer halten sich zurück) in Lissabon, bedingt und hervorgerufen durch den Gegensatz der beiden Völker. Spiegelt sich darin auch deutsche Kraft und Weise ab, so verlieren sich doch viele dieser alles Zaums entrückten Männer allmälig in ein materielles Seyn und gehen darin unter — nur zu häufig der Fluch der Uebersiedelung in die Fremde!

Den 7ten.

Ich erinnere mich nicht, in Spanien jemals einen schwarzfarbigen Menschen gesehen zu haben, in Lissabon sieht man deren eine auffallende Menge. Portugal besitzt seine Colonien zumeist in Afrika, wo Spanien, mit Ausnahme der Presidios an der Nordküste, keinen Fuß gefaßt hat. Portugal ist wegen seiner Colonien noch auf das genaueste am Sklavenhandel betheiligt, Spanien nicht, wenn auch einzelne Spanier, wie Amerikaner und andere sich damit befassen. Letzteres duldet in den Philippinen keine Sklaverei, nur noch auf Cuba, wo übrigens auch spanische Race völlig akklimatisirt ist, ein Beweis der Kraft und Festigkeit derselben. Ebenfalls ist es allein das ehemals spanische Amerika, das einzig unter den freien Ländern der neuen Welt alle und jede Sklaverei in seinem Territorium für immer unterdrückt hat, und dieß nicht blos aus Speculation, sondern in

rein humaner Abſicht, während das portugieſiſche den Menſchenhandel ausgedehnter als je betreibt, und in den vereinigten Staaten ſich ſogar eine ſchändliche Sklavenzüchterei eingeniſtet hat. Wahrlich ein redendes Zeugniß für die ſpaniſche Humanität.

Die Neger in Liſſabon ſind frei; ſie verheirathen ſich und leben wie andere Leute, doch meiſt in niedern Geſchäften und rohen Verrichtungen. Ungeachtet ihrer überlegenen Körperkraft, ſind ſie Knechte und nicht Herrn, und ſo viel mir hier bekannt geworden, fliehen Weiße die Vermiſchung mit ihnen. Die Trauung eines gemiſchten Paars gehört zu dem Unerhörten. Das Ausſehen der Neger iſt ſehr verſchieden, die natürliche Haltung, der Anſtand, die Bildung, Schönheit, Körperkraft und Lebendigkeit, das alles wechſelt mannigfach. Die robuſteſten Geſtalten ſieht man im Seearſenal, auf breiten Rieſenſchultern ſchleppen ſie Laſten und in jeder Bewegung zeigt ſich die Kraft ihrer Muskeln. Dieſe Männer, unter welchen ſich auch regelmäßige und angenehme Köpfe befinden, ſehen verwegen aus und ſind in ihrem Betragen bei aller Gutmüthigkeit nicht ohne Stolz. Die ſchmutzigſten und trägſten ſieht man auf dem großen Landungsplatz; dort liegen ſie Mittags, zumal nach der Börſe, wann ihr Verdienſt für den Tag zum Theil aufgehört, lang hingeſtreckt zur Seite der Arcaden oder um die Reiterſtatue (für den König eine nicht eben noble Geſellſchaft) im friedlichen Kreiſe, und laſſen ſich in der Sonne braten, die Augen halb geſchloſſen, ſchlafend oder ſchwitzend, halb nur von Lumpen bedeckt, oder die Kleider bis auf die Haut aufgeriſſen. Die meiſten dieſer Schwarzhäutigen ſind Männer, doch erblickt man auch zuweilen ein kräftiges Weib unter ihnen, mit einem Säugling an der nackten, üppig quellenden Bruſt. Die ſchon freiern Neger gehören zu einem Hausgeſinde oder treiben eigene untergeordnete Gewerbe, in welchen

ſie aber vorerſt mit den Galegos die Concurrenz zu beſtehen haben. Ohne Frage, man ſieht in Liſſabon auch ſchlanke, hübſche, gewandte junge Negerinnen, denen das friſche Blut aus den Wangen ſtrotzt, und die gutmüthige Schlauheit, die ſich oft zur ernſten, edlen Sinnigkeit erhebt, aus den klaren, lachenden Feueraugen blickt. Vor meinem Gaſthofe am Caes de Sodré hielt eine Obſt- und Blumenhändlerin ihren duftenden Stand, an dem man beim Ein- und Ausgehen vorüber muß. Den Verkauf bei dieſem führt eine junge, wohlgewachſene Negerin, der ihre Landsleute ohne Zweifel vor Tauſenden den Preis der Schönheit zuerkennen würden. Das Mädchen ſpricht vortrefflich, putzt und bewegt ſich nicht ohne Anmuth, blickt ſchelmiſch, verliebt, zärtlich und dürfte in der Gefallſucht kaum einer Pariſer Kokette nachgeben, an Tugenden aber gewiß ſie überbieten.

Den 8ten.

Wie der Sklave nur Dem Reſpekt beweist, der die Zuchtruthe führt, der gemeine Mann nur dem Reichen ehrerbietig begegnet: ſo mißt die Welt ihre Achtung der Völker meiſt nach deren politiſchen Stärke oder nach der Furcht ab, die ſie ihr erregen. Die Flotten der Seemächte flößen allen Ländern Reſpekt ein; Frankreichs Einheit und Macht, angeſchwellt durch deutſche Zerriſſenheit, macht ſich furchtbar, und noch einmal war es unſere Zerriſſenheit, Hollands wuchernde Ablöſung vom Stamm, welche England die Herrſchaft zur See verſchaffte. Hamburg, das kleine Hamburg, iſt der wahre Vertreter der Achtung, die Deutſchland noch in den europäiſchen Küſtenſtrichen einflößt, wie Bremen in den amerikaniſchen. Das Schiffsvolk kennt nur Hamburg oder hält dieſes doch für die deutſche Hauptſtadt. Seine intellektuelle Größe wird vom Auslande wenig gewürdigt; ganz natürlich, weil ſich doch am Ende jedes Volk für das klügſte

hält. Ach, wie iſt Deutſchlands Rang unter den fremden Nazionen ſo herabgeſunken! Seitdem es in Studierſtuben die „welthiſtoriſchen“ Gedanken verarbeitet, iſt ihm die welthiſtoriſche Bedeutſamkeit und das welthiſtoriſche friſche Leben abhanden gekommen. Seine ſchönen Geiſter ſelbſt vernachläßigen das Vaterland, leben mehr in Paris, Rom, Athen, Jeruſalem, als in ihm, und wie der Fremde in der deutſchen Literatur der Sache nach mehr das Ausland als uns ſchätzen lernt, ſo leben wir ſelbſt in unſern eignen Nazionalwerken auch mehr in aller Welt als zu Hauſe. Und dennoch brauchte das deutſche Leben nur fruchtbar zu werden!

— Es gibt ein großes Volk, lange den andern unbekannt auf ſeinem Urboden, auf dem es geworden, in ſeltener Einfalt und Hoheit der Sitten wohnend, dann wie durch höhern Beruf auf die Weltbühne vortretend mit ungeſchwächter Kraft, Urfriſche, und beſtimmend auf den allgemeinen Gang der Geſchichte wie kein anderes Volk einwirkend, und dennoch heute wenig geachtet, viel geſchmäht und verkannt. Einflußreich; denn es ſtürzte das die alten Nazionen überbaute römiſche Gebäude, welches in ſeinem zwar noch befruchtungsreichen Schooß doch keine Kraft mehr freierer Entwickelung trug, und ſäete, im eigenen Urland ſeinen Kern bewahrend, über alle römiſchen Gefilde den Saamen aus, dem neue Völker und neue Blüthen entſproßten. Vermöge ſeiner alten Sitten und Ideen und ſeiner ganzen Anlage zur Aufnahme des Chriſtenthums vorbereitet, rettete es die chriſtliche Welt vor der in Bewegung gerathenen Menſchheit Aſiens, gegen das wilde verheerende Andrängen der Sarazenen und der Türken. Sein Stahl zwang den Großchan, der Alles niederwerfend vordrang, zur Rückkehr. Es pflanzte das Chriſtenthum im Norden bis zu dem äußerſten Finnland. Ihm verdankt die Chriſtenheit auch die Erfriſchung des Glaubens, der in Formalismus ſich zu begraben drohte, die Errungen-

ſchaft der Geiſtesfreiheit, nicht minder rüſtig wie es war mit den Waffen des Geiſtes als mit dem blanken Schwert. Doch dieſen großen Sieg bezahlte es mit politiſcher Zerriſſenheit und äußerer Schwäche; denn die machiavelliſtiſchen Liſten hatten ſeine Treuherzigkeit, ſeine Einfalt, ſeinen Glauben umſtrickt, dieſe zu ſchändlichem Eigennutze mißbrauchend. Aber die alte Kraft lebte noch und die geiſtige ward erhöht. So bewies es ſich, als es in einem Augenblick der Einigkeit die Napoleoniſchen Weltherrſchaftsgedanken vernichtete. Seine innere Kraft und centrale Lage, verbunden mit politiſcher Einheit, möchten der Unabhängigkeit Europa's gefährlich werden, wenn ſeine innere Bildung, ſein Karakter nicht jede Sucht nach Eroberung ausſchlöſſen. Nur der bleibende Beruf iſt ihm geworden: jede anſchwellende Uebermacht zu beugen und Europa's Freiheit und Entwickelung zu bewahren. Auch gegen den Oſten wird es ihn erfüllen und einem edlen Volke die geraubte Freiheit wiederbringen, die mit ſeiner Zukunft auf das innigſte verknüpft iſt. Die deutſche Eiche, die durch alle Gefahren und Stürme der Jahrhunderte unerſchütterlich feſtſtand, ſie grünt auch heute noch in alter Kraft, in neuer Friſche — und wird grünen in die Unendlichkeit. Unergründlich tief, eins und einigend im eigenen Boden wurzelnd, trotz aller vieläſtigen Entfaltung, ſind ihre Zweige auch weit und feſt in die Nachbarländer hinein verwachſen. Weder fault ſie an durch Bewegungsloſigkeit, noch wird durch Eroberungswuth ihre Krone ſo ſchwer, daß ſie unter der Laſt zuſammenbricht. So lange ſie feſtſteht, werden neben ihr alle andere, durch Zeitſtürme entäſteten Völkerſtämme dereinſt wieder auftreiben und ſich mit ihr mannigfach durchzweigen und durchlauben zu hohen, herrlichen Gängen, unter deren Schatten Künſte und Wiſſenſchaft fortblühen, die Freiheit Europas und der Menſchheit fort und fort gedeihen. Du biſt groß, mein Vaterland, du biſt treu und lauter und

beſcheiden und geduldig und kühn und wankeſt nicht, du willſt das Rechte und keine Unterdrückung und die Freiheit aller Völker! Nach dir ſehn' ich mich zurück, nach dem Geſäuſel deiner hohen Wipfel, nach der heiligen Muſik deiner Ströme und Wälder, nach deinen einfältigen Freuden und deinen vielen unverdienten Leiden!

Den 9ten.

In unſerm Gaſthofe hier wohnt auch ein junger Naturforſcher aus der deutſchen Schweiz, der ſeiner Studien halber und zur Sammlung von Naturalien (es ſcheint, auf Koſten einer Schweizer Univerſität) Portugal, deſſen Colonie Anhora und endlich Braſilien zu bereiſen gedenkt. Die beiden ſchönen Eigenſchaften ſeiner Landsleute, innige Zuneigung und Vorliebe für die heimiſche Republik, deren Zuſtände und Sitten und warmes Freiheitsgefühl beſitzt er in ausgezeichnetem Grade. Der aufgeklärte Patriot indeß ſieht und vereinigt ohne Vorurtheil auch die Zuſtände fremder Staaten, um daraus für ſich und ſein Vaterland Nutzen zu ziehen, er läßt ſein Urtheil weder beſtehen noch blind machen gegen das Gute in andern Ländern. So iſt es nicht mit jenem Naturforſcher: die Schweiz erſcheint ihm abſolut gut, das Paradies, alle andern Länder, mit Ausnahme Frankreichs, das er gerade gar nicht kennt, abſolut ſchlecht. Was aber das ſchlimmſte iſt, er hat über einen unklaren Freiheitswunſch das deutſche Vaterland nicht bloß vergeſſen, ſondern auch aus dem Herzen verloren. Er ſieht in Deutſchland nur Herrn und Knechte und Alle voll ſervilen Geiſtes. Ein Land ohne freie Verfaſſung, wie Preußen, beherrſche allemal deſpotiſche Willkühr, Tyrannei; deſſen Völker, obwohl ſie viel Blendendes und Verderbtes zeigten, müßten noch gar weit in der Cultur zurück ſein, ja noch nicht einmal das Bedürfniß der Freiheit fühlen, weil ſie ſonſt das ſchwere Joch nicht dulden würden,

und so habe er auch Berlin gefunden. Wegen dieser und ähnlicher albernen Aeußerungen ward der arme Doctor der Spielball und die Zielscheibe des Witzes der übrigen Deutschen, um so mehr, als er stets mit seinen Forschungen prahlt und für seine Insekten und Käfer eine noch höhere Begeisterung als für seine Schweiz zeigt.

Eine einzige gute Eigenschaft eines Menschen söhnt mich leicht mit allen seinen Unarten aus. In einem Lande, wo die politische Freiheit mit Recht als das höchste menschliche Gut von Kindheit an aufgefaßt, gepriesen und geliebt wird, wo sie das einzige Band des Staatenbundes ist, wo sie selbst der Liebe die früheste Sehnsucht des Jünglings streitig macht, da muß sie nicht bloß in ihrer Wahrheit, sondern auch in den Vorurtheilen der Menschen wurzeln. Die Schweiz und die Freiheit! Wo ist der Sohn der Alpen, welcher bei diesen heiligen Namen in der Fremde nicht, wie von seligen Erinnerungen durchzuckt, voll Begeisterung auffjauchzt!

Verzeihlich daher, wenn er andere Staaten und selbst sein Brudervolk verkennt. Auch bewies ich dem Naturforscher Geduld und Nachsicht, so lange er hierin einiges Maaß hielt und nicht zu elenden Verläumdungen sich hinreißen ließ. Doch Alles hat seine Gränzen. Gestern Abend — es mochte eilf Uhr sein — hatte ich eben eine Partie Schach mit dem Baron v. Eschwege beendigt, als der Schweizer direct aus dem Bett, wo er seit sechs Uhr Nachmittags geschlafen hatte, zu uns eintrat, gestachelt von Streitlust, die ihm beim Mittagstische nicht genug gedämpft worden war. Der ächte Gentleman hat den richtigen Grundsatz: sei gegen einen Grobian fein und witzig, mache dich über ihn lustig, doch hüte dich vor jedem derben Ausfall, denn darin übertrifft er dich gewiß. Unser blonder Naturforscher rückte zuerst mit der Verläumdung heraus, die jetzige Generation Berlins

ſei unächt, da ſie von dem franzöſiſchen Militär herkomme, das unter Napoleon Preußens Hauptſtadt heimſuchte. Und als ihm entgegnet wurde, wenn auch die Sitten aller Reſidenzſtädte viel zu wünſchen übrig ließen und auch dort einige Frauen die weibliche patriotiſche Tugend leider verletzt hätten, ſo bildeten dieſe doch nur eine traurige Ausnahme und nicht die Regel; ging er ſo weit, ſchamlos zu behaupten, Mädchen und Frauen aus den vornehmen Ständen Berlins hätten ihm, dem jungen Schweizer, verbotene Früchte angeboten, er aber, der doch hier Beweiſe äußerſter Schwachheit und Unerfahrenheit gegeben hat, hätte aller Verführung widerſtanden. Iſt das die Redlichkeit eines wiſſenſchaftlichen Forſchers? Darf man noch erſtaunen, die ſchwärzeſten Verläumdungen der Völker und ihrer Sitten zu vernehmen?

In der großen Menge ſchwarzlockiger Berlinerinnen aus der Zeit franzöſiſcher Uebermacht findet er den Beweis franzöſiſcher Miſchung. Ein großer, höchſt wichtiger Zweck ſeiner Forſchungsreiſe, deducirte er, beſtehe im Aufſuchen des Naturgeſetzes, nach welchem ſich ſchwarze und blonde Haare erzeugen. Die Annahme von Racen, die in vieltauſendjährigem Naturleben ſich nach den klimatiſchen Verhältniſſen geſtaltet hätten, genüge nicht, blonde Eltern erzeugten nicht immer blonde Kinder. Es laſſe ſich über die Species der menſchlichen Gattung unendlich viel ſagen. Der große Oken ſei der einzige, der hierüber eine Fülle herrlicher Ideen entwickelt habe. Nach ihm gebe es fünferlei Einmenſchen, und nur weil die Europäer alle verſchiedenen Species des Einmenſchen in ſich vereinigen, die Zumalfünfeinmenſchen, alſo die vollkommenſten Geſchöpfe der Erde, wenn auch immer noch Thiere, ſeien, ſo vereinigten ſie auch alle Eigenſchaften und Naturgaben, welche in den übrigen Welttheilen ſich nur vereinzelt vorfinden, und ſchöpften hieraus ihre Bildung, Macht und Herrſchaft über die Welt. —

In Deutschland habe er keinen einzigen gleichgesinnten und wahren Naturphilosophen gefunden (wahrlich, sehr schmeichelhaft für uns!); nur er könne Oken's Nachfolger werden. Die entgeistete Naturansicht führt den bedauernswerthen Doctor zu lauter Wahnwitz, dahin, alle Künste zu lästern, den christlichen Glauben, die Idee von Gott und Unsterblichkeit, Theologie und Philosophie zu verwünschen, er möchte alle Kirchen niederreißen, um das dafür eingelöste Geld auf naturwissenschaftliche Schulen oder sonst „nützlich" zu verwenden. Er hat den Kölner Dom gesehen und dabei weiter nichts empfunden, als Bedauern darüber, daß so viel Geld daran „unnütz" verschwendet ist, wofür Schulen hätten gebaut werden können. In erhabenen Tempeln sollten sich Menschen erbauen, zu Gott erheben? Nein, er soll sich nicht erheben, sondern bleiben was er ist — ein Thier. Die Natur soll er kennen lernen und bewundern und anbeten, d. h. die Namen der Käfer und anderer Insekten. Den Namen Gottes und der Heiligen soll er vergessen, und dafür den des über die Erde kriechenden Gewürms anrufen. Die Kirche, die Religion, Glaube und Hoffnung — bah, alles nichts, baare Vorurtheile, welche der unaufhaltsame Fortschritt der Oken'schen Naturphilosophie dereinst darnieder schmettern soll als die unheimlichen Götzen der Erde. Ihre Fackel wird die Welt und alle Tiefen erleuchten, und die dunkeln Vorhänge an den alten Götzenhäusern werden von unten bis oben zerrissen. Dann wird Aufklärung herrschen, dann wird der wahre Christ und Erlöser einziehen, d. h. dann werden die Fetische, die Negergottheiten die Menschheit beherrschen. Weg mit allen Künsten, weil dorthin nur die genaue, nackte Kenntniß der Natur führt. Wo dem frommen Glauben ein Schlag beigebracht wird, da triumphirt die Aufklärung. Die Bibel ist ein Buch wie ein anderes, aller Werth nur hineingedeutet; aber Oken's Lehrbuch der

Naturphiloſophie iſt das wahre Evangelium. Es iſt zu hoffen, daß der Scholaſt ſeinen Meiſter wenig begriffen habe; die Schüler lieben es, über den Lehrer fortzuſtraucheln. Auch iſt zu wünſchen, daß das berühmte Schweizerland keinen zweiten ähnlichen Naturforſcher zu verſenden habe, keinen andern Menſchen, der wie jener das große deutſche Vaterland nicht nur vergeſſen hat, ſondern es ſinnlos haßt und ſo verblendet iſt, nicht anders als das Schwizer Dütſch oder franzöſiſch ſprechen zu wollen. (Er gibt ſich für einen Radicalen aus: Gott bewahre die Schweiz vor ſolchen Wurzeln!) Ich bin keiner von denen, welche eine Auflöſung der Schweiz nach ihren drei Nazionalitäten wünſchen oder auch nur wünſchenswerth finden, obſchon der größere Theil dann Deutſchland wieder vereinigt würde. Im Gegentheil, ich würde jene Auflöſung für ein großes Unglück halten. Die Schweiz muß ein untheilbares Ganze bleiben; aber ich hoffe, daß ſie als ſolches, als ſelbſtändige Republik, dereinſt den Weg zur Vereinigung mit dem deutſchen Staatenbunde zurückfinden werde.

Zuviel des beklagenswerthen Doctors, dem, noch ſo jung, ſchon das Herz erloſchen iſt. Faſt möchte man ihm glauben, daß er niemals Geiſt beſeſſen habe. Der Unglückliche! Daß er nur nicht in Anhora oder in Braſilien die Beute ſeinesgleichen, der wilden Thiere, Löwen und Schlangen werde — es bliebe ja gar nichts von ihm übrig.

Den 10ten.

Der öfter erwähnte Kosmopolit und Vielzüngler S.. hat mir eine ſehr unangenehme Verlegenheit bereitet, die jedoch, wie ich hoffe, jetzt beſeitigt iſt. In Bedacht einer leicht möglichen Ausplünderung auf der Reiſe, ließ ich nemlich einen Theil des Geldes, über das ich zu verfügen im Stande war, in Madrid zurück, mit meinem dortigen braven

Landsmann C. W. die Abſprache nehmend, daß dieſer mir einen Wechſel über eine gleichlautende Summe bei ſicherer Gelegenheit Poſtreſtante nach Liſſabon ſende. So war ich unter allen Umſtänden gewiß, hier Geld vorzufinden. Auch erhielt ich noch in Cadiz von jenem S., der im Hauſe meines Landsmannes aus- und eingeht und deſſen Gemahlin Unterricht im Franzöſiſchen ertheilt, einen Brief, worin er mir anzeigt, daß ich bereits auf der Poſt in Liſſabon beſagten Wechſel nebſt langen Briefen vorfinden werde. Zugleich fügte er während meiner Abreiſe aus Madrid noch für mich angelangte Briefe von Dr. E . . . . bei, nach welchen deſſen verwundeter Bruder leider auf den Tod gefährlich krank liegt, ſich die Brigade in voller Auflöſung befindet, ich aber, ſo ich darum bei dem Kriegscommiſſär Gallant in Pamplona einkomme, den mir gebührlichen Gehalt ohne weiters einziehen könne, wie es bereits von einem andern, ganz in meiner Lage geweſenen Officier geſchehen ſei. * „Ich lobe den alten Schlendrian, ſo ſchließt der Kosmopolit den Brief: doch meine Lage fängt an, ſich merklich zu beſſern. Viele Fremde verheirathen ſich in Cadiz, laſſen Sie ſich dort nicht umſtricken -- las gaditanas sont trop belles, trop charmantes, deesas y reinas. — Moi, j'ai du courage, ich trotze dem Schickſal, et dieu n'abandonne jamais un homme brave. Da Hr. C. W. noch einige Zeilen beifügen will, ſo höre ich auf en remettant la suite au dimanche prochain. Mit" ꝛc.

Indeß fand ich bei meiner Ankunft in Liſſabon auf der Poſt keinen Brief vor und vergeblich wartete ich noch mehre Tage auf einen ſolchen. Nun ſchrieb ich der Sicherheit

* Ich habe mich deſſenungeachtet um die Forderung niemals bemüht und es wird auch niemals geſchehen, damit ich mindeſtens die Genugthuung habe, zwar Spanien mit meinem Vermögen und meinen Kräften gedient, ihm aber nicht einen Real Unkoſten gemacht zu haben.

wegen an zwei aufeinander folgenden Posttagen an C. W. in Madrid — ich fürchtete Abfang der Briefe durch Räuber. Mein Landsmann ist höchlich erstaunt über meine Zuschrift, denn er glaubt, ich befinde mich schon längst im Besitze des Wechsels, indem er das Geld nebst einem Briefe S.. zur weitern Besorgung eingehändigt hat, weil dieser vorgeblich mit mehren Lissaboner Häusern „aus alter Zeit her" wohlbekannt sei. Er eilt daher zu dem Vielzüngler, frägt ihn, wo er das Geld gelassen, und dieser gesteht, in Thränen ausbrechend, daß er es auf seine Schulden und sonst im Dampfe verwandt habe, daß er sich voll Verzweiflung selbst anklagen müsse. Voll Entrüstung schreibt mir W. dieß. Zugleich legt er mir ein Schreiben von S. bei, das ihm dieser auf das Zurückfordern seines Briefes an mich andern Tags zugesandt hat und das auf eine treffende Weise die federleichte Moral und dem weltweiten Leichtsinn eines solchen Kosmopoliten abspiegelt. Es lautet wörtlich folgendermaßen:

Wertheſter Herr W.! Ich sende Ihnen respektvollst den bewußten Brief und werde das Vergnügen haben, si Vous permettez, um ein Uhr bei Ihnen zu sein, um Ihrer Frau Gemahlin die Stunde zu geben — Leben Sie wohl — O, je Vous prie, entziehen Sie und die edle Sennora mir Ihre Freundschaft nicht. — Es wird ja noch Alles recht gut gehen — gewiß, das wird es. Von Morgen an fange ich, sur ma parole d'honneur, ein neues Leben an und will einen Neuen Menschen anziehen — — Mes complimens à Madame Votre épouse — — Votre devoué" — —

Kann dieser Mensch, der den Russen unabwendbar die Weltherrschaft prophezeiht, es nicht noch weit bringen? Ich möchte ihm selbst ebenfalls eine hohe Aussicht, ich meine zwischen Erde und Himmel, stellen. Mir blieb nun nichts anders übrig, als entweder bald möglich mit der billigsten Gelegenheit nach Holland abzusegeln, oder hier in Lisboa

erſt lange Zeit Wechſel aus der Heimath zu erwarten. Ich zog erſteres um ſo mehr vor, als ſich mir Gelegenheit bot, mit einem holländiſchen Schiffscapitän auf der Börſe folgende Uebereinkunft abzuſchließen: ich bezahle ihm für die Fahrt nebſt anſtändiger Beköſtigung von hier nach Rotterdam 90 Gulden, wovon ich die Hälfte ſogleich baar entrichte, die andere Hälfte aber erſt bei unſerer Ankunft in Rotterdam. Damit ich hier aber das nöthige Geld vorfinde, hab' ich an meinen ältern Bruder in Amſterdam geſchrieben und ihn gebeten, daſſelbe an das Haus meines Schiffscapitäns einzuſenden. So verlaſſe ich denn, da das Schiff bereits Rückfracht hat, binnen wenigen Tagen Liſſabon und wenn die Fahrt auf einem Dampfſchiff auch raſcher ſein würde, ſo gebraucht das Segelſchiff im günſtigen Fall auch nur zehn Tage und überdieß bin ich begierig, die eigentliche Segelfahrt auf dem hohen Meere kennen zu lernen, den Matroſen und nicht blos den Maſchiniſten im Kampfe mit den Elementen zu ſehen.

Den 12ten.

Briefe aus Cadiz! Liebe, herzige, thränenreiche Briefe! — — — Geſtern empfing ich ſie. Eben kam ich vom Bade nach Hauſe zurück. Die Gefühle, die ich mit aller Stärke meiner Seele zurückgedrängt und faſt beſiegt zu haben wähnte, brachen mit überwältigender Kraft hervor. Welcher Sterbliche darf ſich rühmen, ſtets den Augenblick, ſtets ſeine Empfindungen zu beherrſchen? Mir wurde meine Kammer zu enge, zu enge das Haus, die Straßen, die Stadt. Ich eilte zum Thore hinaus und ſuchte oben auf der Höhe ein ſchattiges menſchenſtilles Gebüſch. Da ſetzte ich mich unter eine hohe Platane, die niedere Pomeranzenbäume umdufteten. Und nun, durch keinen Tritt, durch keinen Laut geſtört, las ich wieder und wieder, was ſie mir geſchrieben. Und hatte

mein Auge die geliebten Züge genetzt und deren Flammen gekühlt, ſo blickte es auf, und durch Blätter und Zweige lachte ihm aus unendlicher Ferne der Himmel entgegen, der hoffnungsreiche. Wie viel Trübes, Schmerzliches auch die Vergangenheit bieten mag: iſt dort nicht die Zukunft, holden Antlitzes, freundlich lockend, lachend und ſtrahlend? Doch bald kehrten die Gedanken zur Vergangenheit zurück, ſchnell eilend durch die Heimath und Spanien bis an das ſeeumgürtete Cadiz, an das ſie ſich feſſelten, ohne Unterlaß. So träumend, lagerte ich in dem Wäldchen bis zur Nacht.

„Als ich vom Strande nach Hauſe zurück ging“ — ſchreibt mir unter Anderm der Marques — „um Ihre glückliche Ueberkunft an Bord des Dampfſchiffes bei dem windigen Wetter meiner Frau anzuzeigen, fand ich dieſe geiſtig und körperlich wie zerſchmettert. Es war in ihrer bis zum Wahnſinn geſteigerten Trauer Etwas, was mich nicht minder überraſchte als beſtürzt machte. Aber wie ich Ihnen dieſes offen geſtehe, ſo werden Sie mir auch glauben, daß ein Augenblick ſpäter nur die zärtlichſte Beſorgniß für die Unglückliche, und kein anderes Gefühl, mich beſeelte. Ich eilte zu einem ſehr würdigen Arzte und theilte ihm dasjenige über den Zuſtand der Sennora mit, was ich für nöthig hielt. Unſerer Sorgfalt, unſern Anſtrengungen iſt es endlich gelungen, die glücklichſte Veränderung in ihrem Gemüthe hervorzurufen. In demſelben Maaße aber, als dieſes geſchah und ſie genas, fing ich zu leiden an. Eine Beſorgniß eine ſchreckliche Furcht lagerte ſich immer drückender, immer beängſtigender über meine Seele. Es war keine gewöhnliche Eiferſucht, am wenigſten die ſpaniſche mit dem Dolche in der Hand, wie ſie in Romanen figurirt. Gewiß nicht! Allein ich fühlte, es galt mein ganzes zukünftiges Lebensglück. Konnte der Stein des Anſtoßes nicht von mir genommen werden, ſo war über meine Zukunft unglückſelig entſchieden!

Die Menſchen ſind verſchieden, mein Freund. Wir Alle haben unſere Schwächen, der eine dieſe, der andere jene. Eben ſo verſchieden ſind auch unſere Tugenden. Doch in dem einen Punkte werden alle Männer von Gefühl und Ehre nur das Gleiche denken, nur in gleichem Sinne handeln.

„Ich litt unſäglich. Eine Erklärung war unvermeidlich. Doch die Marqueſe kam in ihrem Edelmuth der Unvermeidlichkeit zuvor. Es war eine zärtliche Stunde, o Gott! die glücklichſte meines Lebens, die mich zum zweitenmale dem edelſten Weſen vermählte, heiliger denn zuvor. Sie zerfloß in Thränen und Empfindung, alle Geheimniſſe ihres Herzens aushauchend, ihre brennende Liebe, ſeit dem Augenblick, wo ſie Sie in Tudela zum erſtenmal ſah, ihren Kampf und endlich ihren Sieg. Ach, ein Sieg, der ſo theuer war, daß er ihr koſtbares Leben zu zerbrechen drohte! — — — Ich kenne Ihre mannhaften, edlen Anſtrengungen, Ihr Benehmen von der Stunde an, da Sie den Irrthum erkannten, eine Frau für ein Mädchen gehalten zu haben. Sie werden den Lohn dafür im Herzen fühlen. Fortan ſteht mein Glaube an die Menſchheit unerſchütterlich feſt. Der Verſucher tritt uns allerwegen entgegen, aber Gott iſt überall. Bin ich nicht unendlich reicher geworden? Um die Gewißheit meiner Zukunft! — — — Alles geſtaltet ſich nun beſſer, ſchöner. Frieden und Glück ſind in meine Bruſt zurückgekehrt. Auch die Ruhe meiner theuern Gattin befeſtigte ſich mit jedem Tage. Daß Sie Zeuge davon ſein möchten! Wie würde ſie ſich über Ihre Gegenwart freuen! Und ich, glauben Sie mir, nicht minder. Nach dem glücklich überſtandenen Sturme wäre nichts mehr zu beſorgen. Ja, überlegen Sie, ob die Rückkehr zu uns, wenn auch nur auf kurze Zeit, für den kommenden Winter etwa, Sie nicht zu ſehr von dem Ziele abſchlüge, das Sie verfolgen. Ich würde mir alle Mühe geben, es Ihnen hier in Ihrem Hauſe wohnlich zu

machen. Freilich Ihr Vaterland ſoll Ihnen vor Allem gelten, wie uns Spanien: aber was ruft Sie ſo dringend nach Deutſchland? was Großes möchten Sie auch in einem Winter zu Cadiz verſäumen? Ueberlegen Sie: wie glücklich wir drei miteinander ſein würden!" — — — Länger iſt der Brief der Marqueſe. „Ich hatte mich noch immer durch Täuſchung geſtützt" — ſchreibt ſie unter Anderm — „wie angerankt an die letzte Hoffnung, Sie zurückzuhalten. Als ſie ſchwand, völlig ſchwand im Augenblicke des Abſchieds — da brach ich ſtützlos zuſammen. Warum ſoll ich Ihnen jetzt noch meinen Schmerz, meinen Wahnſinn malen? Ich weiß nicht, ob Liebe nicht überall die nämliche iſt, aber die Spanierin liebt heiß, mit Hingebung ihres ganzen Selbſt, und wenn in Ihrem Norden ſich wohl Mädchen durch die Winternacht heimlich nach dem Grabe des Geliebten ſchleichen, den ſie verloren, und dort das ſchwärmeriſche Haupt in den Schnee einpreſſen, der den geliebten Hügel bedeckt, nicht fürchtend den Braus des Sturmes noch den Graus der Geſpenſter; ſo iſt eine Spanierin im Stande, dem Geliebten bis an das Ende der Welt zu folgen, nicht achtend alle Verhältniſſe, Welt und Menſchen. Ja, dieſen Gedanken verfolgte ich manche Nacht, die ich in Fiebergluth hinbrachte. Es war mir, als könnte ich nicht mehr leben, ohne Dich zu ſehen. Auf und davon! Dir nach, theurer Freund! rief ich. Ich will mit dem nächſten Schiff nach Lisboa, will Dich ſuchen, bis ich Dich finde, und dann mich ſo feſt an Dich ketten, daß keine Gewalt ſtark genug ſein ſoll, Dich wieder von mir zu trennen! — Bald verfiel ich in eine Krankheit, die mir die Beſinnung raubte. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich ruhiger, oder vielmehr ich fühlte ein ruhigeres, ſtiller brennendes Leid, ich konnte wieder weinen, und ein Schmerz, der in Thränen zerfließen kann, hat ſeinen heftigſten Stachel verloren, wird Wehmuth. Der Marques

wich nicht von meinem Lager. Seine unausgesetzte zärtliche Sorgfalt rührte mich. Noch mehr seine zarte, schonungsvolle Achtung vor meinem Geheimnisse. — — Als ich aber mehr und mehr mich überzeugte, daß er innerlich auf das heftigste litt und dennoch seinen Zustand aus Rücksicht für mich zu verbergen strebte, da konnte ich ihn nicht länger in der Qual ausdauern sehen, ich mußte Alles sagen, mochte kommen, was wollte. Ich deckte ihm also die ganze Geschichte meiner Liebe auf, vom 4ten Mai an, dem unvergeßlichen Tage, wo wir uns zum erstenmale erblickten, in Tudela einander gegenüber auf dem Balkon stehend, der eine dem andern ein Räthsel, das jetzt erst seine Auflösung und seinen mindestens für mein ganzes Leben einflußreichen Sinn gefunden hat, — von jenem Tage an bis zu dem des Abschieds. Ich verschwieg ihm nicht das Mindeste, keinen Gedanken, keinen Wunsch, keine Begierde. Und warum hätte ich auch Etwas verschweigen sollen? Niemals werde ich mich überzeugen, daß meine Liebe ein Verbrechen war und zu verdammen sei. Freilich, sie hätte es werden können, ein furchtbares Verbrechen — ach! es ist oft nur ein kleiner Schritt vom Pfade des Lebens zur schwärzesten Sünde! Gott hat uns beschützt, ihm sei Preis und Ehre! Wenn ein Mensch das bürgerliche Gesetz wissentlich verletzt, so ist er mit Recht der Strafe verfallen; denn er hatte die Uebelthat in seiner Gewalt. Kann man aber einen Menschen deshalb eines Verbrechens anklagen, weil ihn ein falscher Gott beherrscht? Nein, Glaube und Aberglaube stehen nicht in der Gewalt des Einzelnen. Und die Liebe, die auch ein Glaube ist, sollte ein Verbrechen sein, so lange das bürgerliche und göttliche Gesetz durch sie nicht gebrochen wird? Nein, theuerster Freund, ich kann mich nicht anklagen. Bei meiner Verheirathung bin ich um meine Neigung nicht befragt worden. Das ist leider der gewöhnliche Fall in den

höhern Ständen. Die Liebe alſo habe ich ſo wenig gebrochen als die Treue, denn Dich liebte ich eher als meinen Gatten. Deine Bekanntſchaft hat mir eine neue Welt eröffnet, ich habe eine unendliche Erfahrung gemacht. Glücklich, daß ſie zu Gunſten meiner Ehre und zu der meines Gemahls ausgeſchlagen, den ich höher achten und ehren gelernt habe. — — —

„Wenn es aber anders gekommen wäre, wenn — — — Ah, ich ſchaudre zurück vor dem Gedanken an den Abgrund, in den mich hinabzuſtürzen ich im Begriff ſtund. Das Leben von drei Menſchen wäre für immer vergiftet, wir alle drei unglücklich, für alle Zeit unglücklich geweſen! Die Sünde hätte eine ewige Scheidewand zwiſchen mir und meinem Gatten aufgerichtet, und die Sünde nur hätte uns beide verknüpft. Ach, er iſt entſetzlich, der bloße Gedanke! Und jetzt? Wie glücklich müſſen wir uns preiſen! Unſer Buſen iſt nicht vergiftet — wir haben die Erinnerung einer ſiegreichen Liebe, die Wonne einer geretteten Tugend! Dieſes Glück verdanken wir nicht uns, nicht unſrer Kraft, ſondern einer höhern Leitung, die ſtärker iſt als alle menſchliche Tugend. Danken wir ihm dafür alle Tage, die er uns ſchenkt, mit neuer Inbrunſt. Das ſei, Freund, unſer Band fortan hienieden. Wir werden uns hier wohl nicht wiederſehen, Du gehſt in Dein Vaterland zurück, für deſſen Wohl nach Kräften zu wirken; zwiſchen uns liegt eine Welt. Droben iſt Wiederſehen, meine feſte, gewiſſe Hoffnung! Dieſe Hoffnung allein hat dem ſchwachen Weibe die Kraft zu dieſem Briefe gegeben — dieſe Hoffnung allein auch beſeelt die Thränen, die aus meinen Augen auf dieſe Zeilen fließen.“ —

Sechstes Kapitel.

Die Union der Iberischen Halbinsel und ihrer Colonien.

Von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung der Zustände und Bestrebnisse auf der Halbinsel sind die Verhältnisse zwischen Portugal und Spanien. Daß der gemeine Portugiese über den Castilianer spöttelt, wie dieser über jenen, daß sie sich allerlei nachreden und aufbinden, was oft wie Haß sich ausnimmt, dieß geschieht ebenfalls zwischen dem Castilianer und dem Catalaner, zwischen diesem und dem Valencianer, und hat nicht viel mehr auf sich als das Geplauder des einen deutschen Stammes über den andern. Ursprünglich war Portugal eine castilianische Provinz und hatte zu Selbständigkeit nicht soviel Berechtigung als Viscaja oder Catalonien. Auch nach der Trennung hört das Gleichartige in ihrer Geschichte und Entwickelung nicht auf. Der Gang der Dinge ist in beiden Ländern, die allerneuesten Parteistellungen nicht ausgenommen, der nämliche und dieses nicht nur zufällig, sondern wesentlich auf dem Grunde gegenseitiger Beziehungen in der Lage, in der Geschichte und im Volkskarakter.

Gilt dieß im Allgemeinen, so walten heute noch eine Menge besonderer Umstände ob, die immer dringender auf ein Ziel hinweisen, um dessen Erreichung sich für viele Jahre die Politik auf der Halbinsel bewegen dürfte, auf das nämlich: Spanien und Portugal näher zu verbinden. Nach Beendigung des bürgerlichen Krieges werden allmälig

Dinge auftauchen, deren man heute kaum erwähnen dürfte, ohne ſich dem Vorwurf auszuſetzen, ſich mit Luftgebilden zu befaſſen. Wie gern man ſie auch von mancher Seite zurückſchieben und gleichſam die Augen davor verſchließen möchte, wie ſehr man ſich ſträuben möge, anzuerkennen, daß eine zu früh verloren geachtete Nazion nicht ohne Glück nach Wiedererhebung zu einer Großmacht ringe, wie zögernd auch ſelbſt die öffentliche Meinung den portugieſiſch-ſpaniſchen Vorgängen nachhinken möge: Die Bedeutung derſelben wird ſich geltend machen, ſie werden nicht mehr vernachläſſigt oder der Ausbeutung Weniger überlaſſen bleiben. Durch die lange Aufregung und vielſeitige Anſtrengungen iſt die Thatkraft der Nazion geweckt worden und der Wunſch nach Aufſchwung und Machtentwickelung iſt allgemein: auch fürchtet man bereits den Mißbrauch jener Kräfte und dieſer Stimmung. Zeigt ſich die dynaſtiſche Preſſe Frankreichs nicht ſchon erbittert gegen den kräftigen, patriotiſchen Espartero, ihn beſudelnd (und die deutſche Preſſe iſt, wie gewöhnlich, der franzöſiſchen ſo gefällig, ihr nachzuſchwätzen, dadurch natürlich nur die Wichtigkeit und den Einfluß dieſer erhöhend), ſowie gegen die ganze ſpaniſche Nazionalpartei? Kann man denn im Ernſte glauben, die Franzoſen beurtheilten die ſpaniſchen Angelegenheiten beſſer und ehrlicher, als etwa die unſrigen? — Nun, in einer nähern Verbindung zwiſchen Spanien und Portugal kann ſich nur England in ſeinem Handel, Frankreich in ſeinem Continentaleinfluß oder in ſeiner relativen Macht benachtheiligt ſehen. Kein Zweifel daher, daß beide Mächte jene Verbindung auf alle Weiſe zu hintertreiben ſuchen. Eben ſo gewiß aber iſt es, daß ſie für die deutſchen Mächte von Vortheil ſein würde; und daher wäre es auch natürlich, daß deutſcher Einfluß dem franzöſiſchen oder engliſchen zu widerſtreben und dieſen nicht noch durch Reſignation auf allen eigenen zu verſtärken ſuchte.

Es iſt zu bemerken, daß bei jener Verbindung auf keiner Seite an eine Eroberung oder an ein Unterwerfen, ſondern nur an ein freiwilliges, ſich auf die gegenſeitigen Intereſſen ſtützendes Anſchließen gedacht wird. Es kann Spanien gar nicht beifallen, Portugal erobern zu wollen. Wenn dieſes auch nicht ſtark genug wäre, dem Nachbarſtaat ohne fremde Hülfe zu widerſtehen, ſo wäre es doch ſtark genug, die Kraft und Entwickelung Spaniens auf lange Zeit zu lähmen. Das wiſſen die Spanier ſelbſt am beſten. Auf welchem Wege man übrigens das Ziel verfolgt, zeigt deutlich der Duerovertrag, der nämlich die Stipulationen auf dem Wiener Congreß hinſichtlich der freien Schifffahrt auf allen europäiſchen Strömen, die durch verſchiedene Länder fließen, für die ſpaniſch-portugieſiſchen Flüſſe in Anwendung bringt. Lebhaft angeregt im Jahr 1834, kam er bald darauf zum Abſchluß, obwohl er ſeiner Ausführung noch entgegenſteht. Spanien beabſichtigt, den Duero, Tajo u. ſ. w., ſo weit möglich, ſchiffbar zu machen und mit andern Flüſſen zu verbinden, woraus Portugal, in deſſen Gebiet die Mündungen jener Ströme liegen, ungemein gewinnen kann; der lebhafteſte Verkehr muß zwiſchen beiden Ländern entſtehen, dieß führt, wie gewöhnlich, zu einem innigen Handelsvertrage, der dann wieder nur der Vorläufer einer Zollvereinigung iſt; Portugal, das ſich ſeine literariſchen Bedürfniſſe gegenwärtig aus Frankreich beſorgen läßt, freilich ſehr kärglich, ſchließt ſich auch in dieſer Hinſicht Spanien wieder an, und ſomit ſehen wir allmälig die Verbindung zwiſchen ihnen auf einem freien Wege erwachſen, der dem der deutſchen Handelseinigung nicht unähnlich iſt. Neuerdings legt Portugal der Ausführung des Vertrages Hinderniſſe in den Weg. Die ſpaniſche Bewegung, zumal das wachſende Anſehen Espartero's, dünkt der portugieſiſchen Dynaſtie gefährlich; um ſo mehr, als ſich zwiſchen den portugieſiſchen und ſpaniſchen Radicalen Symptome inniger

Verbrüderungen zeigen. Man fürchtet jeden Schritt zu größerer Annäherung, weil man fühlt, ihn nicht mehr zurück machen zu können. Indeß iſt die Möglichkeit vorhanden, daß auch dieſe mehr dynaſtiſchen als nazionalen Beſorgniſſe völlig ſchwinden werden.

Um aber die Stellung beider Länder zu einander genau zu erkennen, iſt vor allem nöthig, auf ihre Colonialverhältniſſe zurückzugehen. Dieſe, an welche ſich ſeit drei Jahrhunderten die Geſchichte Spaniens und Portugals auf's engſte anknüpft, zeigen ſich auch heute noch von großem Einfluſſe. Da es ſich nun wohl überhaupt lohnt, die Wechſelwirkungen zwiſchen Europa und ſeinen Colonien in Betracht zu ziehen und uns immer mehr von der Wichtigkeit ferner Niederlaſſungen und ſicherer Stützpunkte des Handels für jedes Volk zu durchdringen, das nach Anſehen, Macht, Größe ſtrebt: ſo dürfte die Hervorhebung dieſer Seite hier Niemanden überflüſſig erſcheinen.

Holland und Spanien büßten ihre Macht zur See und ihren großen Handel ungefähr zur ſelbigen Zeit ein, als ſie nämlich unter dem Einfluſſe Frankreichs gegen England ſtunden, das eine durch Einverleibung, das andere durch Bündniß. Nach dem Friedensſchluß erhielt Holland einen, etwas verachteten, Theil ſeiner alten Colonien zurück. Die neue umſichtige Regierung ſuchte dieſe aus allen Kräften blühend und für das Mutterland nützlich zu machen, was denn auch nach langen Anſtrengungen über Erwarten gelungen iſt, zum Zeugniß davon, was feſter Wille, Muth und Beharrlichkeit vermögen. Spanien blieb anfangs weit hinter Holland zurück; es hatte zwar die meiſten ſeiner Colonien gegen auswärtige Feinde zu behaupten gewußt, konnte ſie nun aber nicht in Abhängigkeit vor ſich erhalten, ein langjähriger Kampf mit ihnen verſchlang die Mittel und Kräfte des Mutterlandes; zu dem wurden die übrigen Colonien

während beider Epochen der Reſtauration vernachläßigt, man ſuchte ſo viel Geld aus ihnen zu ziehen, als möglich, ohne ihre Cultur zu heben; noch weniger geſchah für den Wiederaufbau der Seemacht. Eigentlich beginnt für Spanien erſt 1833 die neue Epoche, wie für die Niederlande ſchon 1815. Gleich beim Anzuge der neuen conſtitutionellen Epoche ward den Colonien wieder ein größeres Augenmerk zugewendet und im Jahr 1834 Reformen in ihrer Verwaltung vorgenommen, die auf die Cultur ſehr günſtig einwirkten und die Hülfsmittel des Staats unterſtützten. In den nach dem Eſtatuto real eröffneten Cortes erhoben ſich ſofort bedeutende Stimmen für die Pflege der Colonien, die Belebung des Seehandels und die allmälige Herſtellung einer Kriegsmarine, die in der Nazion Wiederhall fanden. Manche Handelsbeläſtigungen fielen weg, die Gränzwache erhielt eine beſſere Organiſation, die auf den Colonialhandel bezüglichen Verträge wurden revidirt, im Marineweſen mit Verbeſſerungen begonnen, zumal die hierauf bezüglichen Unterrichtsanſtalten zu neuem Leben geweckt und endlich der Anbau in den Colonien ſo beträchtlich gehoben, daß ſich die Ausfuhr aus den Philippinen in den letzten vier Jahren verdoppelt und ebenſo auch die Einfuhr aus Spanien in jene wichtigen Inſeln vermehrt hat.*

Wie für Holland die oſtindiſchen Beſitzungen, die Gouvernements Batavia und Bencoolen und die Gewürzinſeln, mit jedem Jahre wichtiger werden, ſo auch für Spanien, namentlich die Philippinen. Dieſe herrliche Inſelgruppe, überaus günſtig am chineſiſchen Meer gelegen, an die ſich dann weiter öſtlich, Amerika zu, die Baſchii-, Marianen-,

* Die neue Regentſchaft erklärt, ſie werde dem Aufblühen der Colonien ſo wie der Herſtellung einer Kriegsmarine die größte Thätigkeit widmen. Espartero ſelbſt, der in den alten Beſitzungen ſeine Schule gemacht und ſeine Laufbahn begründet hat, wie die meiſten hervorragenden Spanier ſeit mehren Jahrhunderten, hat großen Eifer dafür.

Babuyanen- und Karolineninseln anschließen, hat eine Bevölkerung von mindestens sechs Millionen Seelen, wovon weit über die Hälfte in regelmäßigem Unterthanenverbande zu Spanien steht. Die Insel Luzon mit der Hauptstadt Manila zählt allein drei Millionen Einwohner, mallayischer Race, kräftige, gewerbfleißige Menschen. (In den Städten ist die Bevölkerung mit Chinesen und Europäern gemischt.) Luzon ist die wichtigste Besitzung Spaniens. Sie hat ein gesunderes und milderes Klima und einen eben so fruchtbaren Boden als Java, überhaupt ist sie, wenn auch nicht die größte — sie kommt an Größe etwa England gleich — doch sonst in jedem Betracht die wohnlichste und schönste von allen ostindischen Inseln. Bezüglich die Einwohner bestehen die günstigsten Verhältnisse. Die Eingebornen sind dem spanischen Gouvernement durchaus zugethan, nicht aus Furcht, sondern aus Gesinnung, statt Druck gegen sie auszuüben, hat man ihnen vielmehr Waffen anvertraut und die Landesvertheidigung mit in ihre Hand gegeben, sie bilden eine kriegerische Miliz, die regelmäßige Uebungen hält; auch haben sie die Wohlthaten der christlichen Religion und des Unterrichts empfangen, sie besitzen Schulen, Seminare, Priester, Klöster, Kirchen, Gemeindeverfassung, ordentliche Justizpflege. Das Zeugniß eines ausgezeichneten österreichischen Reisenden spricht nicht minder vortheilhaft für die Verwaltung als für die Luzaner selbst; er rühmt die Zustände auf den Philippinen als die freiesten, mildesten, wahrhaft christlichen vor denen aller übrigen Colonien. Begreiflich, daß sich die Cultur hier nicht in gekünstelter, aber in natürlicher Zunahme und gesunder Entwickelung befindet; daß die Staatskasse eine alljährlich steigende reine Einnahme aus Luzon bezieht, wie Holland aus Java; daß durch die steigende Production auf Luzon sich auch Handel und Schifffahrt, durch die vermehrte Einfuhr nach den Philippinen

aber, die nicht niedrig gehalten wird wie in den holländischen Besitzungen, sich die Industrie und durch dieses alles auch sämmtliche Zweige des Bodenbaues im Mutterlande aufthun.

Wegen der continentalen Beschaffenheit Spaniens kann nicht wohl eine vorherrschende Handelsstraße in das Innere entstehen, so lange solche nicht durch eine Art Zwang, wie früher geschehen, hervorgerufen wird, und der äußere Handel muß sich ziemlich gleichmäßig um die Küste vertheilen. An dem Handel mit den Philippinen haben vorzüglich Cadiz, Barcelona, Malaga, Valencia, Santander Theil, und die hinterliegenden Provinzen Catalonien, Valencia, Santander und Andalucien, in welchen Industrie und Naturerzeugung die meisten Fortschritte machen, gewinnen daraus die sichersten Absatzwege für ihre Erzeugnisse. Bedenkt man nun, daß Spanien bei seiner günstigen maritimen Lage, bei seinem eigenen weiten Boden und Reichthum an Producten im Colonialhandel viel unabhängiger vom Auslande dasteht als Holland, so lange dieses in seiner heillosen Isolirung gegen Deutschland beharrt; so wird man nicht für unmöglich halten, daß es seinen alten Hauptgegner auf dem Gebiete der Kirche und der Politik im Aufschwunge des Handels mit der Zeit noch überflügele; es möchte sich dieser dann dem deutschen Handelsbunde anschließen, was allein dem holländischen Colonialwesen auf die Dauer eine großartige Gestalt verleihen kann.

In Deutschland ist die Meinung nicht eben selten, Colonien seien für mittlere Mächte ein unsicheres Gut, das jeden Augenblick den mächtigern Seestaaten als Beute zufallen könnte, und es sei daher klüger, sich um Colonien gar nicht zu kümmern und auf der Bärenhaut zu liegen. Ein sehr schädlicher Irrthum, der daraus nur zu erklärlich ist, daß man sich statt der wirklichen Geschichte mit einigen

politiſchen Abſtractionen begnügt. Wohl eingerichtete Töchterſtaaten haben in ſich eine Widerſtandsfähigkeit, die ihnen die Unabhängigkeit von jeder fremden Flotte ſichert; niemals handelt es ſich bei ihnen um eine fremde Oberherrlichkeit, ſondern höchſtens um Selbſtändigkeit. Damit Leute jener Anſicht alſo nicht einwenden, die Philippinen gehörten nur ſo lange den Spaniern, als die Engländer ſie ihnen ließen, mithin habe der ſpaniſche Seehandel in den Colonien überhaupt kein ſicheres Fundament, erinnere ich nur an die Belagerung von Manila durch eine engliſche Flotte zu einer Zeit, da hier noch Alles in Zweifel und Verwirrung war, nur eine ſchwache Beſatzung in der Stadt, kein ſpaniſches Kriegsſchiff ſich in den Gewäſſern der Philippinen befand und die ſpaniſche Kriegsmarine mitſammt der franzöſiſchen beim Kap Trafalgar ihr Grab gefunden hatte. Die Engländer lockte das ſchöngelegene Luzon, auch drangen ſie in den Hafen von Manila ein, zerſtörten die niedrigen, offenen, meiſt von Chineſen bewohnten Theile der Stadt, landeten und führten Batterien auf gegen die Feſtung; unterdeſſen aber hatten ſich die Eingebornen gut bewaffnet aus allen Theilen der Inſel verſammelt, jetzt erſchienen ſie in Maſſen und wohlgeführt auf den Manila umgebenden Gebirgen, griffen die Engländer mit dem Bajonett an und warfen ſie auf ihre Schiffe zurück — die Expedition war mißlungen. —

Anders ſteht es mit den Colonialverhältniſſen Portugals. Der Aufſchwung im Handel dieſes Landes beruht lediglich auf innern Verbeſſerungen in der Bodencultur und in den Gewerben, im Zollweſen und der geſammten Geſetzgebung über Induſtrie und Handel. Wenn jetzt bereits doppelt ſoviel Land und beſſer bebaut wird als zur Zeit des Don Miguels, wenn einige neue Induſtriezweige aufgekommen ſind, weil ihnen Schutzzölle den einheimiſchen Markt ſichern: ſo kann dieſes nicht ohne günſtigen Einfluß auf den

Handel bleiben. Portugals Colonien befinden ſich großentheils in Verfall und Anarchie, und daſſelbe gilt von ſeinem Colonialhandel. Der Grund hievon beſteht darin, daß Portugal hauptſächlich nur diejenigen Beſitzungen behauptet hat, die ihm weniger an ſich als für die andern Colonien, die es verloren, von Nutzen waren, es hat keine Ackerbaucolonien, ſo wenig in Oſt- als in Weſtindien; ſeine meiſten Beſitzungen liegen an der Küſte von Afrika und ſeine Inſeln zwiſchen dieſem und Amerika ſind ihm nicht von großem Vortheil, ſeitdem es keinen Fuß breit Landes mehr im letztern Welttheil beſitzt. Die portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika zählen eine Million Einwohner, ſeine übrigen in Aſien, Goa und Macao, nur 120,000. Als es noch allein den Handel nach Braſilien betrieb, waren ihm alle Inſeln im atlantiſchen Meere und ſeine Niederlaſſungen in Angola und Nieder-Guinea von unberechenbarem Werthe; als es noch einen großen Handel nach Oſtindien führte, hatte der Beſitz vom Mozambique und den Amiranteninſeln für es die größte Bedeutung: was aber, ſeitdem die großen Gebiete in Amerika und Aſien verloren gegangen, nützten ihm jetzt doch die Zwiſchenſtationen, die zu bloßen Stapelplätzen des Sklavenhandels herabgeſunken?

Hier leuchtet ſogleich ein, daß die portugieſiſchen Beſitzungen einen ganz andern Werth erhalten, ſobald ſie in nähern Verband mit den ſpaniſchen treten. Beide ergänzen ſich gewiſſermaßen zu einer Kette von Stapel- und Handelsplätzen über alle Meere. Das jetzt verfallende, zerrüttete Goa würde ſchon bloß als Zwiſchenſtation des ſpaniſchen Verkehrs mit den Philippinen und China wieder eine neue Bedeutung gewinnen, ebenſo Mozambique und die Amiranteninſeln; und die jetzt kaum haltbaren portugieſiſchen Beſitzungen an der weſtafrikaniſchen Küſte mitſammt den atlantiſchen Inſeln würden in Verbindung mit Cuba und Portorico,

Haupt-Märkten Westindiens, wieder zu großer Wichtigkeit aufsteigen. Kurz, Spanien besitzt keinen Stützpunkt seines Handels in Afrika und den afrikanischen Meeren, will man hiezu nicht die Presidios und die kanarischen Inseln rechnen, wohl aber werthvolle Niederlassungen in Ost- und Westindien: Portugal hingegen besitzt gerade das, was Spanien fehlt, und es mangelt ihm was dieses hat. Also die Ergänzung durch eine Handelsunion würde für beide Theile die größten Vortheile herbeiführen.

Portugal hat in jüngster Zeit ehrenwerthe Anstrengungen gemacht, sich den Armen Englands zu entwinden, seine Industrie zu emanzipiren; aber es war ihm unmöglich eben wegen seiner verschrobenen Colonialverhältnisse und weil seine Lage dennoch es durchaus auf Seehandel anweist. Es steht zu Spanien, wie Holland sich zu Deutschland befinden würde, wenn dieses eigene und reichere Colonien besäße. Könnte Holland in dem Falle ohne Verband mit uns bestehen, wenn sein Absatz nach Deutschland sich auf Schmuggel beschränkte, zu dem ihm bloß die günstige Seelage ein Monopol für die angränzenden Distrikte erhalten dürfte? In der That, so ist es mit Portugal, das nach dem Verluste seiner alten Colonien nur noch ein Seeland ohne Hinterland ist, dessen Handel es vermitteln könnte, das daher lediglich auf den Schmuggel nach Spanien und etwa auf einen nicht sehr vortheilhaften Zwischenhandel beschränkt ist. Portugal ist für sich aber zu klein, um durch Schutzzölle ein Manufacturenland zu werden und sich dadurch wieder neue Handelswege zu öffnen; jeder hohe Schutzzoll würde einem Monopol gleichkommen, weil die unbedeutende innere Concurrenz nicht die äußere zu ersetzen vermöchte. Hannover, Baiern und andere vorzugsweise ackerbautreibende deutsche Staaten würden einzeln durch kein Schutzsystem zu blühenden Fabriken kommen; wohl aber vermögen sie dieses innerhalb des deutschen Zollverbandes.

Man begreift daher, daß Portugal in seiner gegenwärtigen Lage kaum selbständig werden und wieder aufblühen kann; es müßte früh oder spät eine auswärtige Besitzung nach der andern aufgeben oder an eine andere Macht abtreten und so, wie es eben anginge, ein schwaches Leben zu fristen suchen, endlich doch die Beute jedes Ehrgeizigen. Sieht England nicht Portugal wie seine Provinz an? Wenn nun vollends, was für gewiß anzunehmen, die Spanier nicht ermangeln, dem portugiesischen Schleichhandel, und die Engländer es erstreben werden, dem portugiesischen Sklavenhandel den Garaus zu machen, so wäre Portugal in seiner Isolirung unrettbar geopfert. Auch auf Belebung seiner Colonialproduction könnte es sich nicht stützen, da es kein Hinterland hat, an das es die Colonialerzeugnisse absetzen würde. Einst freilich konnte es ohne Spanien blühen, da es noch im Besitze von Brasilien und Ostindien den Welthandel in den dortigen Meeren besorgte. Aber wie dieses allmälig aufhörte, verblich auch sein Glanz. Seit sich vollends der große Töchterstaat unabhängig gemacht hat, giebt es für Portugal — die Regierung mag sich dagegen sträuben wie sie will — kein anderes Heil, als eine Handelseinigung mit dem stammverwandten Nachbarlande. Wo dieß nicht geschieht, sinkt es unausbleiblich zu einer Provinz eines auswärtigen Staates herab. Das begreifen Portugiesen wie Spanier sehr wohl. Der Duerovertrag ist in dem auf Einigung ausgehenden Geiste abgeschlossen worden, den die portugiesische Regierung allerdings zu fürchten beginnt, seitdem sie das bourbonische Haus in Spanien für gefährdet ansieht. Der Duerovertrag hat mithin eine tiefere Bedeutung als die Absicht, Spanien die freie Benutzung des Duero auf einige Meilen zu verschaffen, wiewohl auch dieses wichtig ist und es hiebei weniger auf die Länge der schiffbaren Strecke als darauf ankommt, daß die Schiffe frei über die Gränze

ſchreiten dürfen. Weil der Waarentransport zu Lande von der ſpaniſchen Küſte um Portugal herum nach Eſtremadura und Salamanka ſehr theuer zu ſtehen kommt, ſo wird das, was hier nicht zu Waſſer frei aber zollgerecht eingehen kann, natürlich aus Portugal eingeſchwärzt, und es würde alſo bei der erleichterten und freien Schifffahrt weit mehr auf dem natürlichen Wege über Portugal ein- und ausgehen als gegenwärtig und jener portugieſiſche Paſchhandel einen Hauptſtoß erfahren.

Aus allen dieſen Gründen wünſchen viele hervorragende Männer in Portugal wie in Spanien die nähere Verbindung beider Länder und verabſäumen nichts, dieſelbe anzubahnen. Nicht etwa durch geheime Verbindungen und Umtriebe ſoll das Ziel erſtrebt werden; es ſind patriotiſche Wünſche, die laut ausgeſprochen und verfochten werden, wie bei uns der Wiederanſchluß von Holland, Belgien, der Schweiz an Deutſchland. Espartero an der Spitze gehört zu ihren zahlreichen Anhängern, ebenſo Linage, ein ächter, kerniger Spanier, der die Franzoſen eben ſo glühend haßt, wie er von ihnen gehaßt wird,* ſo wie alle diejenigen, welche ſich auf die Volksſeite ſtellen. Ein gleichgeſinnter Kern von Männern, von welcher politiſchen Meinung auch, einig im Unwillen über den fremden Einfluß und die abhängige Lage des Vaterlandes, beſteht ebenfalls in Portugal, obwohl hier der ſonſt Intereſſirten mehr ſind als der Einſichtsvollen. Manche mögen auch ihre Wünſche überſpannen. Gleichwie Schottland und England zum Großbritanniſchen

* Dieß zeigte ſich auf eine wirklich auffallende Weiſe. Der König der Franzoſen forderte nämlich mit Ueberſendung von ſechs Ehrenkreuzen zur Vertheilung an ſeine Großoffiziere den Herzog de la Victoria auf, dieſe ihm vorher namhaft zu machen. Espartero ſendet ihm die Namen ſechs ſeiner verdienteſten Offiziere, worunter Linage. Und ſieh! dieſer allein wird in Paris ausgeſtrichen und Espartero erſucht, dafür einen andern zu wählen. Aber der unwillige Feldherr ſandte das ſechste Ehrenkreuz an den König der Franzoſen zurück.

Reiche vereinigt ſind, ſo hat man die freie Vereinigung Spaniens und Portugals zu einem Iberiſchen Reiche in Ausſicht, ein alter Name, der bereits durch die jungen Dichter wieder auflebt, indem dieſe in ihren patriotiſchen Poeſieen mehr die Iberer als die Spanier anrufen. Die Verbindung beider Länder hätte nicht mehr Widerſtrebendes, als die von Arragonien und Caſtilien, ja jene ſtunden ſchon früher in näherem Zuſammenhange als dieſe, und wenn die ſpätere ſechzigjährige Vereinigung (von 1581 bis 1640 und vom ſpaniſchen Hofe behauptet bis 1668) die gegenſeitigen Bande nicht feſter und inniger zu verknüpfen wußte, ſo lag dieß in den damaligen verſchiedenen Intereſſen und mehr noch in der despotiſchen Herrſchaft Philipp's II. und ſeiner nächſten Nachfolger, in ungeheuren Bedrückungen, die mehr geeignet ſind, beſtehende Verknüpfungen für lange Zeit aufzulockern, als das Verwachſen der Wurzeln zu befördern. Die Verbindung von Portugal und Spanien kann nur allmälig und auf einem freien Wege geſchehen, ſo iſt die Meinung aller Parteigänger dafür, und vorall wird zuvörderſt eine Annäherung im Handel, Verkehr und Colonialweſen gewünſcht. Hieraus dürfte Portugal unzweifelhaft die größten Vortheile ſchöpfen, da es von ſeinen Häfen aus über ſeine natürlichen Waſſerſtraßen einen großen Theil des innern Spaniens, ja beinahe ganz Neucaſtilien und die Hauptſtadt Madrid ſelbſt mit Waaren verſorgen, überhaupt deren Handel vermitteln würde. Ihm eröffneten ſich nicht nur beträchtliche Colonieen, ſondern es bekäme zugleich ein großes Hinterland zu verſorgen. Welche Schiffzüge würden dann aus Oſt- und Weſtindien, aus Manila und Havanna, nach den gelegenen Häfen von Lisboa und Porto ziehen, welch neue Handelsregſamkeit würde ſich an dieſen Geſtaden entwickeln! *

* Ob Portugal nach dem Verluſte Braſiliens, der ſeine Zolleinkünfte um 8 Millionen Thaler verringerte, je ſeine Finanzen ordnen könne, iſt zu

Die Krone Spaniens trägt Isabel II., ihr zunächst steht eine andere Infantin, an Jahren nur wenig jünger als jene: könnten sich die beiden Throne nicht vereinigen, wie einst die Kronen Isabels I. und Ferdinands? könnten wir nicht durch eine zweite Isabel und einen zweiten Ferdinand, wie einst Aragonien und Castilien zu dem spanischen, jetzt Spanien und Portugal zum Iberischen Reiche zusammenwachsen sehen? Ein seltenes Geschick, das ein Land lediglich dem Festhalten an dem castilianischen Grundgesetze verdanken würde, welches die Thronfolge der Töchter in Ermangelung der Söhne bestimmt. Nachdem diese weibliche Succession auch noch die beiden letzten Theile der Halbinsel zu einem Ganzen rechtlich verbunden und den Iberischen Thron begründet hätte, würde das castilianische Gesetz seine ganze Bestimmung zur Herstellung der hispanischen Einheit, deren Träger Castiliens Krone war, erfüllt haben. Die weibliche Succession war demnach nicht bloß ein Gesetz in Spanien, das veralten kann; sie zeigt sich mit der vollen Kraft eines Prinzipes, das fortdauert, wenn es auch sich unter verschiedenen Formen und Gesetzen äußert, eines Prinzipes, dessen Wahrheit nicht die äußerliche Bestimmung der Succession ist, sondern die Idee der innern Einheit, in der es wirksam fortlebt. Daß so die staatliche Vereinigung der Halbinsel auf ein Prinzip zurückgeführt werden muß und in ihr weder etwas Zufälliges noch Wunderbares zu erkennen ist, erscheint uns zwar fremd, um so mehr als unsere Geschichte jenes Gesetz nicht kennt, alles vorkommende Analoge daher sich uns als Zufälliges darstellt. Ohne Zweifel aber hat Deutschland seine noch bestehende Zersplitterung zum großen Theil dem Ausschlusse weiblicher Nachfolge

bezweifeln: Heer, Flotte, Civilliste, Gesandtschaftswesen verursachen dem kleinen Lande unerschwingliche Ausgaben: dem würde die Vereinigung mit Spanien abhelfen.

beizumeſſen, mithin auf einem andern Wege ſeine Einheit zu erringen.

Wohl verſtanden, die Meinung geht in Spanien nicht dahin, die portugieſiſche Volksthümlichkeit irgend wie zu gefährden, vielmehr ſoll ſie in ihrer ganzen Stärke beſtehen bleiben, unbeſchadet der Verbindlichkeit in Bezug auf die allgemeinen von beiden Ländern gemeinſam beſchloſſenen Reichsmaaßregeln. Ja, einige Spanier wünſchen, daß aus Achtung für die beiderſeitige volksthümliche Selbſtändigkeit eine neue Hauptſtadt zwiſchen Madrid und Lisboa zum Sitze des Iberiſchen Thrones und Reiches gegründet werden möge. Derjenige würde ſich täuſchen, der dieſes alles, einzelner phantaſtiſcher Ausſchweifung wegen, für Hirngeſpinnſt hielt; es ſind Gedanken eines ſtrebenden Volkes, die einen beſtimmten Inhalt, einen klaren Sinn und eine innere Berechtigung haben. Wir Deutſche müſſen die Vorurtheile ablegen, welche uns Franzoſen, Engländer und Holländer über Spanien eingeflößt haben.

Das vereinigte Iberiſche Reich würde alsbald zu einer bedeutenden Großmacht emporſteigen — gewiß ein folgewichtiges Ereigniß! Wohl möglich, daß ſolches von mancher Seite nicht gern geſehen würde, daß England, ſeine anderthalb Jahrhunderte alte Politik auf dem Continente über den eigenen doch zweifelhaften Vortheil vergeſſend, ſich am Ende noch mit Frankreich zur Hintertreibung der iberiſchen Union verbünden könnte, weil beide darin wirklichen und relativen Verluſt für ihre Macht und ihren Einfluß erblicken. In Wahrheit aber würde es das politiſche Gleichgewicht nicht ſchwächen, wie man an der Seine behauptet, ſondern ſtärken. Deutſchland iſt wegen ſeiner Lage im Herzen unſers Welttheils bei Allem auf das höchſte intereſſirt, was die politiſche Freiheit Europas befeſtigen kann. Die Halbinſel ſtärken heißt ſo viel als unſere Stellung am Rheine wie

an der Weichſel, Donau und am Mittelmeere kräftigen. Spanien, nicht durch die bourboniſchen Hausneigungen regiert (und damit iſt es für immer zu Ende), iſt Deutſchland's natürlicher Bundesgenoſſe, zu Gunſten der Erhaltung ächt nazionaler Gränzen und des freien Handels an allen Geſtaden des Mittelmeers mit Nebenmeeren; alſo eventuell gegen Frankreich, gegen England und gegen Rußland. Ein mächtiges unabhängiges Reich im Südweſten Europas an den beiden wichtigſten Meeren und deren Verbindung würde den feſteſten Eckſtein in dem europäiſchen Staatenſyſtem bilden, eine ſtarke Garantie für deſſen Beſtand, Gleichgewicht und Freiheit. Und es iſt wahrhaft kläglich zu leſen, wie Deutſche in Paris ſich darum härmen, daß die Franzoſen mit dem bourboniſchen Hausintereſſe ihren Einfluß in Spanien verloren haben und man ihnen denſelben immer von neuem zu deklamiren will, nicht einſehend, daß durch die Wegräumung der pyrenäiſchen Schranke im Sinne Louis XIV. zugleich auch für Deutſchland die einzige wichtige Schranke fällt, die auf dem Continent außer ſeiner eigenen Kraft gegen den Ehrgeiz Frankreichs beſteht.

Siebentes und letztes Kapitel.

Eine Seefahrt von fünf Wochen.

Am Bord der Zeemeuw, 16. September.

Gestern Nachmittag schiffte ich mich ein. Meine lieben Landsleute begleiteten mich, nach einem lebhaften Mittagsmahl im Gasthofe, und verweilten noch eine Stunde an Bord der Seemöwe. Heute Morgen wollten wir früh mit der Ebbe abfahren, allein das Aufholen eines Ankers verursachte große Mühe und kostete die ganze kurze Ebbezeit. Es fand sich nämlich, daß dasselbe sich in der Ankerkette eines portugiesischen Kriegsschiffes verwickelt hatte, die mit heraufgeholt ward. Der Befehlshaber des letztern kam uns mit seinen Matrosen und seinem Schiffe bereitwillig zu Hülfe, und es ist nicht wenig interessant, viele Seeleute in der Wette sinnen und arbeiten zu sehen, um eine solche Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Als am Nachmittage neue Ebbe eingetreten, hielten uns Beamtete einige Stunden auf, so daß uns der Lootse bei conträrem Winde mittels Laviren zwar ein wenig vorwärts, aber noch nicht in die offene See brachte und wir auch noch für diese Nacht Anker auf dem Tajo werfen mußten. Oeffentliche Diener fuhren an, um dem Schiffe den versiegelten Tabak wieder zu bringen, der ihm zur Verhinderung des Einschmuggelns abgenommen worden; später bei der untersten Duane kam ein zweiter Nachen, um die Siegel auf dem Tabak zu sehen, die erst

menſchliche Körper nicht ſchnell und gleichmäßig genug die eigenthümlichen Bewegungen des Schiffes mitmachen kann. Die Bewegung zieht ſich gleichſam durch den ganzen Körper und man fühlt, wie ſie ſich von einem Theile nach dem andern fortpflanzt, daher oft ein ſchauerndes Nachreißen, oft ein Zuſammendrücken. Darum werden langgewachſene und vollblutige Perſonen von ihr heftiger ergriffen als kleine und dürre; darum auch fühlt ſich der Kranke liegend am wohlſten, zumal in Hängematten. Daß die Seekrankheit mich aber ganz unerwartet heftig angepackt hat, muß ich auch noch der ungewöhnten Koſt und der Unbequemlichkeit unſers Schiffes beimeſſen, das nicht beſtimmt iſt, Paſſagiere aufzunehmen. Meine Schlafſtelle befindet ſich im ſogenannten Roef, wo der Steuermann gewöhnlich ſchläft, der ſich ſonſtwo bequemt hat, in der Nähe des Küchenfeuers; ſie iſt heiß, ſo eng, daß ich mich nicht ausſtrecken kann, ganz erfüllt mit der unerträglichen Schiffspechluft und empfängt das Licht nur durch ein kleines Loch, wie im Strahlenbüſchel. Die ungeheure Bewegung des atlantiſchen Ozeans geſtattet aber nicht immer das Liegen auf dem Verdeck, zumal bei kleineren Schiffen. Der Capitän ſcheint zu glauben, mir wenig Rückſichten ſchuldig zu ſein, da der gewöhnliche Fahrpreis von Lisboa nach Rotterdam 100 und einige Gulden beträgt, ich aber 10 Gulden weniger zahle und die Hälfte noch ſchulde; aber in jenem Falle hat man auch alle Bequemlichkeiten und mancherlei Mittel zur Erleichterung der Krankheit. In Bezug auf die Koſt hat der Capitän meine Unerfahrenheit getäuſcht. Ich hatte mit ihm ausgemacht, „an ſeinem Tiſche, der gut ſein ſollte, zu eſſen.“ Dieß geſchieht auch; aber da der Capitän, ſeit wir auf offener See ſind, mit den Matroſen ißt, über die er überhaupt nur wenig hervorragt, ſo auch ich mit ihm. Nun ſind aber trockne Erbſen und weiße Bohnen mit Speck und roher

Schiffspudding und harter Zwieback und Jenever und Rum keine Speisen für einen Kranken und das Thee- und Kaffeewasser macht mich vollends übel. So esse ich fast nichts und trinke nur schlechtes Wasser, denn Zuckerwasser, das ich gern möchte, gehört nicht in die Küche und ich mag nicht erst darum bitten.

Doch würde ich das Ungemach gern tragen, wenn uns nur günstiger Wind schnell vorwärts bringen wollte; und es ist mir sogar lieb, wo sich meine Gesundheit bessert, einmal ganz wie ein Matrose gelebt zu haben.

Den 27sten.

Der Wind derselbe. Da es mir unmöglich schien, nicht weiter nach Norden vorgedrungen zu sein, als der Steuermann behauptete, so nahm ich selbst heute Mittag den besten Oktanten zur Hand, maaß die Höhe der Sonne über unsern Horizont, erhielt, sie von 90 Grad abziehend, unsere Entfernung von der Breite, worin die Sonne stand, und hierzu ihren nördlichen Abstand nach der Tabelle von der Linie rechnend, fand ich, daß wir auf 39°, 41′ nördlicher Breite waren, also kaum 1° nördlich vorgedrungen. Da wir nun 14° nach Norden müssen, so haben wir, wenn der Wind uns fortwährend entgegenbläst und ganz abgesehen von den 12 Längegraden bis Helvoetsluis, noch 14 Wochen auf der Reise zuzubringen, d. h. wir werden erst im künftigen Jahre in Holland ankommen. Das wäre doch noch eine Geduldsprobe!

Wir laviren, oder wie die Holländer sagen: es wird gekreuzt. Wir wenden nämlich, da wir dem conträren Winde den Strich nicht abgewinnen können, hin und her, etwa 12 Stunden Wegs nach Westen und 12 Stunden Wegs nach Osten, und suchen dabei soviel nördlich zu kommen wie möglich, d. h alle Tage einige Minuten (1 bis 2 Meilen).

Mit einem Dampfſchiffe wäre ich nun ſchon in London oder in Amſterdam angekommen! Hier wenigſtens kann man der Anwendung des Dampfes nicht den Einwurf der Flüchtigkeit machen. Denn was iſt auf dem Meere zu erforſchen? Fiſche von mehre Menſchenlänge, mitunter dem Schiffe folgend?

Den 28ſten.

Der Wind iſt etwas günſtiger und meine Geſundheit beſſert ſich merklich, ſchon halbe Stunden lang kann ich das Schiff in die Wellenthäler hinabſchießen und auf die Spitzen wieder hinaufgleiten ſehen, ohne mich niederlegen zu müſſen. Wir haben heute 20 Minuten oder fünf Meilen gemacht. Der Wind ſcheint ſich zu drehen. — Die Schiffmannſchaft zeigt ſich mir wohlgeneigt, nur der Koch kann es noch nicht verbeißen, daß ich nicht herzhafter in ſeine Schüſſeln beiße — er hat es, merk' ich, hinter den Ohren. Das Schiff faſt 50 Laſt, iſt kein Schnellſegler, ſondern ein Koffer, das breit und unbehülflich in die Tiefe geht, dabei ſehr ſchwer beladen. Seine Mannſchaft beſteht nur aus dem Capitän, dem Steuermann, zwei Matroſen und einem Schiffsjungen, der die Führung des Schiffs erlernen will; beinahe die doppelte würde ein gleich großes portugieſiſches Schiff haben, denn in Portugal ſind, wie im öffentlichen, ſo auch im beſondern Haushalte die Stellen gewöhnlich zwiefach beſetzt. Meine Holländer ſind Burſchen mit offenem Sinn, bei der Arbeit flink, dreiſt und gerade, doch beſcheiden, und voll Enthuſiasmus für Vaterland und König. Auch ſind ſie gottesfürchtig. Morgens in aller Frühe, ehe etwas genoſſen wird, und Abends nach dem Thee oder Kaffee betet der Capitän, in der Mitte der Matroſen ſitzend, aus einem Gebetbuche laut vor und dankt Gott inbrünſtig für die ſeitherige Erhaltung von Schiff und Mannſchaft; hierauf ſingen alle

mit kräftiger Stimme einen Pſalm, wobei der Capitän den Vorſänger macht. Beim Mittageſſen wird ebenfalls gebetet. Jeder beſitzt mindeſtens ein Geſangbuch und alle können leſen und ſchreiben. Auch ſind die Matroſen nicht ganz unbekannt in ihrer vaterländiſchen Geſchichte, ſie kennen ihre großen Admirale, die lange Reihe ihrer Helden bis auf van Spyk herab, deſſen That ſie noch immer feiern; ſie kennen alle große Häfen der Welt, außerdem noch das Edik von Nantes und die Unduldſamkeit u. ſ. w. der Römiſchen. Merkwürdig, in Holland iſt gegenwärtig weit über ein Drittheil der Bevölkerung katholiſch und doch kann man annehmen, daß kaum ein Achttheil der holländiſchen Matroſen Katholiken ſind. Außer der vollſtändigen Beköſtigung erhält gewöhnlich der Capitän monatlich 50 oder 60 Gulden, der Steuermann 30 bis 35, der Koch 24, der Matroſe 20, der Junge 12 Gulden. Auf den Kriegsſchiffen verdienen die holländiſchen Matroſen nur 12 bis 16 Gulden, doch ſchicken die Holländer ihre Kinder gern dahin; dieſe müſſen ſich für 8 bis 10, die Matroſen nur für 5 oder 6 Jahre verbindlich machen. Immer zur Kriegsmarine der ſtärkſte Zudrang.

Ich verſtehe mit jedem Tage ihre Sprache beſſer. Das Hochdeutſche dringt auch allmälig in Holland unter dem Volke ein, wie es in ganz Niederdeutſchland eingedrungen iſt. Es geſchieht zunächſt durch hochdeutſche Volkslieder. Es ſetzte mich in nicht geringe Verwunderung, als ich die Matroſen zum erſtenmal das Lied: Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten u. ſ. w., ſingen hörte. Einer von ihnen ſpricht ganz fertig deutſch. Die Lieder bringen ihnen hauptſächlich die vielen Deutſchen, die auf ihren Schiffen dienen; aus dem Oldenburgiſchen und andern nördlichen Theilen Weſtphalens ziehen alljährlich viele Hunderte Hinterſaſſen nach Holland, beſonders theils zum Heringsfange, theils zur Ernte, zufrieden, bei ihrer Rückkunft mit dem ſauern Erdö

den Zins an den Grundbesitzer abtragen zu können. Sie kommen meist im Februar und März nach Holland und kehren im September oder October in die Heimath zurück, hier den Winter zubringend; denn der Herings- und Kabeljaufang dauert vom April bis zum September. Doch machen sie mitunter auch weite Reisen nach Ostindien. Wenn die Holländer uns aber dadurch eine Wohlthat zu erzeigen meinen, daß die deutschen Hände, die für sie arbeiten, auch manches Geldstück zurückbringen; so irren sie sich. Anders wäre es freilich, wenn diese Hände zu Nutzen der deutschen Schifffahrt und des deutschen Handels in Thätigkeit gesetzt würden. Jenes Gold fließt zumeist durch die Hände der Grundherren für unnützen Flitter wieder ins Ausland zurück und inländischer Gewerbfleiß erhält dadurch wenig Nahrung. Blieben die Leute zu Hause, so müßten sie den Acker soviel verbessern, oder mehr bebauen, daß sie den Zins daraus gewinnen. Verdienten sie in ihrer Wirthschaft 10 Procent, so müßten sie also 10mal mehr an Producten gewinnen als der Werth des baaren Geldes beträgt, das sie aus Holland bringen; wir hätten also das Zehnfache mehr an eigentlichen Capitalien und einen weit günstigern Einfluß auf Handel und Gewerbfleiß. Auch der Grundherr, dessen Gut jetzt oft vernachlässigt wird, würde sich bei größerer Pflege desselben besser stehen. Den Holländern aber kommt die Arbeit dieser Deutschen allein zu Gute. Sonst bin ich weit entfernt, die seemännische Richtung unserer Landskinder zu tadeln; wenn diese nur zu Deutschlands Gunsten benutzt würde. Denn Ackerbau, Schifffahrt und Bergbau, in Verbindung mit sämmtlichen Eisengewerben, sind diejenigen Beschäftigungen, welche für die sittliche und physische Kräftigung der Nazion am wohlthätigsten wirken, ihren Geist frisch und kriegsfähig erhalten und die Leidenschaften weder ersticken, noch verflüchtigen; sie geben alles, was Noth thut und

worauf ſich alles Andere ſtützt; ſie öffnen die Schätze des Meeres, in der Tiefe der Erde, auf dem Felde unter der Sonne, ſie geben Korn und Eiſen, Brod und Stahl, geben die Mittel zur Bewahrung der Gränzen zu Lande und zu Waſſer, ſtählen Geiſt und Körper und erregen die Denkkraft wie Kühnheit und Unternehmungsluſt. Daß alſo unſere nachgebornen Söhne, die keinen Hof und kein Erbe haben, ſich immerhin, wie es ſchon in den grauen Zeiten der nordgermaniſchen Länder geſchah, in den Heeren und auf der Flotte verſuchen; daß es nur im Intereſſe des Vaterlandes geſchehen möchte!

Den 30ſten.

Geſtern Morgen hatten wir guten Wind, der allmälig in Sturm überging. Im September beginnen ſchon die Herbſtſtürme. Voll Freude hielt ich mich ſo lange auf dem Verdeck, als ich der Seekrankheit zu widerſtehen vermochte, die mich noch einmal ordentlich durchſchüttelte. Am Abend nahm der Wind an Heftigkeit ab, wandte ſich aber von neuem nach Norden und wir mußten wieder kreuzen. So haben wir wieder das alte Lied: Schlag Well auf, Schlag Well ab.

„Guter Wind!“ iſt des Schiffers Glück auf! Nur mit der Beſchränkung, daß der Matroſe keinen Profit von der ſchnellen Reiſe hat. Die abgekühlten Matroſen lieben lange Seereiſen, weil ſie auf ſolchen aus Mangel an Gelegenheit zum Geldausgeben ſparen, weshalb ſchon für die größern Fahrten erfahrnere zu finden ſind als für die kleinern, die häufig mit dem Lande in Verkehr bringen. Eine Reiſe nach Oſtindien füllt auch die Taſchen des letzten Matroſen mit Gold.

Nicht neu iſt die Bemerkung, daß die Nazionen ſich in ihrer Art zu grüßen karakteriſiren. Das „Fahrwohl“ der handelnden, unſer „Lebewohl“, das franzöſiſche „Wohltragen“

ſind bezeichnend. Der ſich kurz, aber arm ausdrückende, Einheit und Gleichheit liebende Franzoſe hat für den ganzen Tag das **bon jour**! der thätige Engländer macht viele Eintheilungen: **good day**, **afternoon**, **morning** etc. Der höfliche Deutſche iſt überreich an Grüßen der Ergebenheit. Aus dem Gebiete der Religion entlehnte Grüße finden ſich häufig bei den ſüdlichen Völkern: das **Adieu**, **Adios**, **Adeos** wird beim Begegnen, beim Abſchied, beim Vorbeigehen angewendet, und das „Gehen Sie mit Gott!“ ruft der Spanier auch bei den gewöhnlichſten Gelegenheiten dem Scheidenden nach. In Süddeutſchland haben wir ſchon das freundliche „Grüß di Gott!“ Der Spanier ruft, ſich im Hauſe anzumelden, die Namen von Heiligen an, beſonders die Mutter Gottes — **Ave Maria sanctissima**! Vieles ſchreibt ſich dort aus den langen Kämpfen mit den Arabern her. Der merkwürdigſte ſpaniſche Gruß iſt das wohlklingende **Agur**! das Frauen und Männer ſich immer allgemeiner zurufen — urſprünglich eine Art von Bannruf gegen den Verführer; denn ſo ſoll auch Jeſus gerufen haben, daß der böſe Engel von ihm weiche. Der feinere Spanier, der den Dios nicht immer im Munde führen will, bedient ſich mehr einer leeren Höflichkeitsformel und entläßt den Bekannten mit einem **pasa usted bien**! Wie bezeichnend iſt doch das kräftige **Vale** der Römer! Auf dem Schiffe nun iſt beim Aufſtehen die erſte Frage nach dem Winde, und: guter Wind! der freundlichſte Gruß, ſo einem entgegenſchallt.

Den 1. October.

Der Wind hat ſich mit dem Beginne des neuen Monats gebeſſert — für Andere vielleicht verſchlechtert. Wir befinden uns in der Breite des ſpaniſchen Kaps von Finisterrä (43° Br.), ungefähr 20 Meilen davon entfernt. Dieſes Finisterrä der Alten iſt der weſtlichſte Punkt des Continents, eine weit in den Ocean reichende Erdzunge, die um ſo mehr

als das Ende der Erde erſcheinen mochte, als das atlantiſche Meer unergründlich tief iſt. In der Vorſtellung der Alten ſchwamm das feſte Land im großen Weltmeere wie ein Schiff auf kleiner See. Noch ſagen die Schiffer: ſie führen im atlantiſchen Ocean „ohne Grund“, im Kanale und im mittelländiſchen Meere aber „auf Grund.“ Der Kanal iſt in der Regel nicht über 200 Fuß tief.

Der Matroſe, der deutſch ſpricht und ſich in der Welt viel umgeſehen hat, weiß mir nicht genug von der Schönheit der ſpaniſch-galiziſchen Küſte zu erzählen. Das Kap von Ortegal namentlich ſoll kreideweiß, wie die engliſche Küſte und die von Calais, aber weit großartiger und gewaltiger aus den grünen Fluthen auftauchen. Zwiſchen dem Kap Finisterrä und dem Kap Ortegal liegt die Bai und der herrliche, aber nicht ſehr beſuchte Hafen von Corunna. Bald werden wir die hafenreiche, ſchöne Nordküſte Spaniens hinter uns haben und das ruheloſe Meer zwiſchen Spanien und Frankreich abſchneiden. Daß wir der nordweſtlichen ſpaniſchen Küſte nicht näher kommen auf geradem Wege, hat ſeinen Grund darin, weil mehre Meilen nordweſtlich vom Kap Finisterrä einige mächtige, der Schifffahrt gefährliche Felsblöcke von großen Riffen aus dem atlantiſchen Meere aufragen. Noch felſiger iſt es vor der Küſte der Bretagne und auch dieſe laſſen wir weit öſtlich liegen. Später verſchwinden die Riffe und Felſen, aber dann bringen die Sandbänke noch größere Gefahr, namentlich zwiſchen Holland und England. In der ganzen holländiſchen Region giebt es nur eine mächtige Felsklippe, nämlich die Inſel Urk in Zuiderſee, die 700 Einwohner hat.

Den 2ten.

Der Wind iſt wieder ungünſtig, doch ſo, daß wir noch einen Strich behaupten können. Geſtern machten wir 6 bis 7 Meilen (auf die Wacht nemlich 4 Stunden, nach welchen

jedesmal abgelöſt wird); heute nur 2 Meilen auf die Wacht. Wir haben die Tage über mit der Schnur gemeſſen, welche Arbeiten mir Vergnügen machen.

Man darf auf der See nicht vorausrechnen. Der nächſte Augenblick giebt andern Wind und die Rechnung fällt über Haufen. Ich glaubte ſchon übermorgen in der Breite von Breſt, Frankreichs ſchönſtem Hafen, 4 Grad nördlicher zu ſein, und jetzt kann es noch über acht Tage damit anſtehen. Schifffahrt erzieht für das Leben und flößt auch dem Ungeduldigſten Geduld ein.

Sonſt pfeift der Wind ziemlich ungeſtüm durch die Raae und hoch auf an den Planken ſpritzt der Giſcht. Unſere Barke ſchwimmt auf dem Weltmeere wie eine hohle Haſelnuß auf dem Rhein; wenn Neptun nieſt, ſo ſpritzt das Waſſer über das Verdeck hin. Indeß ohne Gefahr; ſchlechtes Wetter von Dauer hatten wir noch nicht. Poſeidon, am Ufer hingeſtreckt, gähnte im Schlummer — und das Meer brauste auf.

Den 3ten.

Man kann ſich bei Matroſen ein Anſehen geben, wenn man die Länge und Breite zu meſſen und ihnen von den Sternen, ihren treueſten Gefährten, zu erzählen verſteht; bei den holländiſchen aber noch mehr, wenn man etwas von ihrem Vaterlande weiß. Als ich ihnen von den bekannteſten Dingen ſprach, etwa daß man vordem die Schiffe durch den Pampus mittels ſogenannter Kameele von und nach Amſterdam gebracht habe, daß der neue Nordkanal ein herrliches Werk ſei und Aehnliches, fingen ſie an, mich für einen der ihrigen zu halten und zuthunlich zu werden. Da werden denn oft bis tief in die Nacht trauliche Geſpräche geführt, denen ich gern zuhöre. Die Rede ging heute über den Grund der Erſcheinung, daß das Weltmeer auch bei Windſtille außerordentlich hoch geht, während dann die kleinere

See glatt ist. Jenes folgt wie in der Strömung so auch bei der Wellenbildung einem höhern Gesetze als dem Winde, nemlich der Erdumdrehung und der Anziehung der Gestirne. Nur ein Sturm kann auf seiner Oberfläche Veränderungen hervorbringen und seine tiefern Schichten erreichen. Daher sind die Wellenschläge auf ihm stets langgedehnt, auf der weniger tiefen Nordsee kurz; im Ozean bildet der Wind gleichsam nur Wellen auf den Wellen, die Kappen und den Gischt auf ihren Gipfeln, die sich oft schäumend auf die Schiffe brechen; fehlt er, so bleiben die großen Wellen dieselben, und nichts kann unangenehmer sein, als das Ab- und Auffahren, das Hin- und Herschlagen der Schiffe bei völliger Windstille; auf der platten kleinen See aber laufen die Wellen mit dem Winde, als ihrem Schöpfer. Ein Matrose wollte nun die gerade auffallend hohe See durch einen kurz vorher hier stattgehabten Sturm erklären; ein anderer durch den Zusammenstoß conträrer Winde, er sah am Ziehen der Wolken einen West- und einen Nordostwind, durch deren Einwirkung das Meer agitirt werden müsse. Der Capitän brachte die handgreiflichste Ansicht herbei. „Ei, rief er, der Wind, so sich im Meere befindet, macht es unruhig. Ueberhaupt ist es unbegreiflich, wie sich die Gelehrten noch den Kopf zerbrechen können, woher der Wind rühre. Es ist gewiß, der Wind kommt aus den Meeren. Gewöhnlich sieht man, ist die Luft völlig ruhig, auf dem Ozean die höchsten Wellen, die Fische sind dann vom Winde aufgeschwollen und pusten ihn mit aller Kraft aus. So auch ist jetzt viel Wind im Meere, und steigt er aus der Tiefe heraus, so bekommen wir Sturm.“ Der vielgereiste Matrose lächelte über diese Weisheit des Capitäns und zog ihn unbemerkt auf. Schlimm, wenn der Untergebene mehr Verstand hat, als der Vorgesetzte.

„Die Luft geht hoch, sagt der Schiffer, darum verändert

ſich heute nicht der Wind.“ Das heißt: es ſind keine Wolken vorhanden, die Einfluß auf den Wind haben könnten. „Es muß erſt regnen, ehe der Wind ſich dreht.“ „Wenn es doch regnen wollte!“ ſpricht der Schiffer, wünſcht er andern Wind. Dieſe Erfahrungen ſagen, daß ohne den Einfluß der Wolken der Wind die Richtung beibehalten würde, welche er ſeinen beiden Grundurſachen nach, nemlich der Umdrehung der Erde um ihre Achſe und der Verſchiedenheit der Lufterwärmung oder dem Einfluſſe der Sonne und Geſtirne, annehmen müßte. Die Erwärmung allein wirkend, müßte die kalte Luft von Norden und Süden nach dem Aequator ſtrömen, die erwärmtere in den obern Regionen zurückgehen; wegen der Umdrehung der Erde müßte der Wind auf der nördlichen Halbkugel ſtets von Nordoſten, auf der ſüdlichen aus Südoſten ſtrömen. Hieraus ergiebt ſich die Normalbewegung der Luft. Dafür ſprechen die regelmäßigen Winde; ferner der Umſtand, daß man im Allgemeinen leichter vom Norden und Süden nach der Linie als von dieſer zurück fährt, leichter nach Weſten als nach Oſten. Von England und Holland wartet der Schiffer ſelten lange auf guten Wind nach Portugal und weiter nach Amerika, wohl aber umgekehrt. Drei Viertheil des Jahres rechnet der Schiffer in den portugieſiſchen Meeren auf den Nordoſtwind, der uns ſo lange aufgehalten hat, und faſt immer bleibt der Wind im Norden. In allen europäiſchen Meeren iſt Südweſtwind der ſeltenſte. Tag und Nacht, der verſchiedene Stand der Sonne, der Winkel, unter dem die Lichtſtrahlen die Luftſchichten treffen, das alles iſt von vielfachem, aber doch immer zu berechnendem Einfluſſe auf den Wind. Was ihn aber ſo veränderlich macht und ſeiner Vorausberechnung ein Ziel ſetzt, iſt die Abkühlung der Luft durch Verdunſtung und Wolkenbildung. Hierin liegt ein ſtetes, aber ſehr variables Binden und Befreien

von Wärmestoff, Licht und Elektrizität, ein unaufhörliches Hin- und Herbewegen, Anziehen und Abstoßen, eine unausgesetzte blinde Thätigkeit, die sich der Berechnung entzieht. Die Grundströmung der Luft, eines flüchtigeren Elementes als Wasser, wird leichter verändert als die Strömung des Ozeans. Auf dem Meere, wo die Verdunstung Tags größer ist als Nachts, bleibt die Temperatur ziemlich gleichmäßig. Spanien und Portugal haben Sommers selten Regen und Gewitter, es mangelt auf dem Lande die Feuchtigkeit zum Verdunsten und die fast senkrechten Sonnenstrahlen treiben den Dunst auf und auseinander und verhindern Wolkenbildung; darum sind Stürme und Windveränderung, die im Winter häufig eintreten, Sommers selten. Die Verdunstung allein kann den Wind nicht wohl verändern, weil sie gleichmäßig und ruhig vor sich geht: erst durch den Proceß der Wolkenbildung und durch die elektrische Spannung und Wechselwirkung zwischen den Wolken und der Erde mag eine Abkühlung und Bewegung bewirkt werden, groß genug, die ganze Luftströmung zu verändern. Durch die Wolken wird auch schon äußerlich oder mechanisch hemmend auf das Gleichgewicht der Strömungen, also auf Veränderung des Windes eingewirkt; sie erschweren den Luftzug und in der durch den Erdumschwung bewirkten Bewegung müssen sich die mit Wassertheilen gefüllten Luftschichten verschieden verhalten. Auf dem Lande kommen auch die Gebirge, die verschiedenen Wasserbehälter ꝛc. in Betracht. Davon übrigens halte ich mich überzeugt, daß jeder unregelmäßigen Windveränderung ein großes elektrisches Spiel vorausgeht.

Den 4ten.

Den 44sten Breitengrad passirend, macht sich eine Verschiedenheit in der Temperatur fühlbar. Das Wärmeverhältniß auf dem alten Festlande, bewirkt durch die scheidenden Hochketten, setzt sich an der europäischen Küste

gewiſſermaßen noch fort; mehr weſtlich auf dem atlantiſchen Ocean dürfte die Abnahme der Wärme allmäliger ſein, wenn auch wegen des eiſigen nördlichen Amerika's gewiß nicht geringer. Die lange oſtweſtliche Kette von Hochgebirgen vom aquitaniſchen bis zum caſpiſchen Meere, die Pyrenäen, Alpen, Karpathen, der Balkan, der Kaukaſus und weiterhin über die armeniſchen und mittelaſiatiſchen Hochlande, ſcheidet in der gemäßigten Zone die ſüdlichen Länder von den nördlichen, wie ſich beſonders in dem Unterſchied des deutſchen und des italiſchen Klima's ausſpricht. Nicht wegen einiger Breitegrade, ſondern weil die Kette von Hochgebirgen eine wahre Naturgränze bildet, den Süden vor den kalten Nordwinden ſchützt und die warme Südluft abkühlt in ihrer nördlichen Strömung, ſteigt man binnen wenigen Tagen aus dem Winter in Deutſchland über die Schneeberge der Alpen in den Frühling Italiens hinab. Wo jene Kette unterbrochen, da dringt auch der Süden gleichſam in den Norden vor, wie zwiſchen den Pyrenäen und Alpen in der Provence hinauf dem Rhonethale, und zwiſchen dem Hämus und dem tauriſch-kaukaſiſchen Hochlande durch den Bosporus nach dem ſchwarzen Meere und der untern Donau. Durch dieſe Oeffnungen hat auch die ſüdliche Bildung ihren Weg nach dem Norden gefunden, und der Lauf der Geſchichte knüpft ſich vielfach an die durch die Natur vorgezeichneten Bahnen an.

Südlich der langen Kette lief die Cultur in weſtlicher Richtung fort, dem Laufe der Sonne nach, von den Völkern am Ganges bis zu denen am Euphrat und am Nil, in Syrien wieder von mehren Seiten zuſammentreffend, an der ganzen Küſte des Mittelmeeres entlang über Griechenland, Italien und Spanien. Zugleich drang ſie kräftig durch die provenzaliſche Oeffnung vor und die Romaniſirung Galliens durch Cäſar iſt eine Begebenheit von welthiſtoriſcher Bedeutung. Denn Gallien wurde der Schlüſſel, womit die

nordiſchen Völker der Cultur aufgeſchloſſen wurden, ein Land der Vermittlung (deren Karakter noch ſeine Sprache trägt), der Wendepunkt des Laufes der Geſchichte, der wieder öſtlich zurückging, aber jetzt nördlich jener Kette, während im Süden derſelben Barbarei auf dem alten Wege der Cultur nachſchlug. Für dieſe Rolle war der galliſche Karakter ſehr geeignet, auch ſchon durch Colonieen und Handel vorbereitet. Der Kampf der Cultur in Germanien mit Cäſar beginnend, mit Carl dem Großen ſiegreich, iſt durch Rußland öſtlich bis an die Steppenländer Aſiens vorgedrungen. Hier kommt nun auch die dritte, den Süden mit dem Norden verbindende Oeffnung zwiſchen dem Kaukaſus und dem Paropamiſus über das kaſpiſche Meer als Culturweg in Betracht, auf dem, wie mit Gewißheit anzunehmen, ſchon vor Alters Manches, doch in umgekehrter Ordnung, aus dem Thalgebiete des Oxus, wo Zarathuſtro's mit der älteſten Religion der Hindu verwandte Lehre blühte, nach dem Norden und Nordweſten ſich Bahn zu brechen verſucht hat. Erſt im äußerſten Weſten ſollte das entſchiedene Vordringen der Cultur in den Norden gelingen, und Cäſars große Geſtalt ſchreitet an der Spitze dieſes mächtigen Werkes voraus. In unſerer Zeit bringt der Norden bereits überall ſtark auf den Süden zurück: die Franzoſen über's Mittelmeer nach Afrika, die Donauländer unter Oeſterreich und ſodann Rußland über das ſchwarze Meer nach dem Bosporus und Kleinaſien, Rußland über das kaſpiſche Meer auf das Oxusthal und Perſien. Leider iſt Deutſchland bei dieſer ganzen Thätigkeit, wie bei der Einwirkung des Abendlandes auf das Morgenland, zu wenig bedacht.

Auch rückte die Culturbewegung weſtlich über das Meer fort; das Volk auf der Südweſtgränze Europa's, wie durch ein allgemeines Naturgebot getrieben, ſich auf einer gewiſſen Höhe der innern Cultur nach außen auszubreiten, eröffnete

die Oceane — Amerika ſtieg aus der Atlantis empor. Kaum zwei Jahrhunderte ſpäter flammte das Licht auf allen Ecken der Erde, als habe die Cultur auf ihrem weſtlichen Laufe nur in Europa einen Centralpunkt geſucht, um von dieſem aus allumfaſſend zu werden. Deutſche Kraft und die Kirche retteten dabei die höhere Einheit menſchlicher Entwicklung und brachten ſie unter mannigfachem Wechſel der Form auf unſere Zeit. Zunächſt erfüllte der Stamm der Franken, nachdem er gegen die Allemannen Gallien in Beſitz genommen, jene großartige Miſſion. Carls des Großen Reich, das er vom Schloſſe Salz an der Saal im Grabfelde am liebſten regierte, war germaniſch, und es iſt eine franzöſiſche Abgeſchmacktheit, ihn „Roi de la France qui a vaincu l'Allemagne“ zu nennen. Er hielt den Gedanken der Einheit ſo feſt, daß nur der Tod Irenens die Vereinigung des germaniſch-römiſchen mit dem griechiſch-orientaliſchen Kaiſerthum zu einer Univerſalmonarchie verhinderte.

Auch Afrika hat Hochgebirge, welche als Culturgränzen erſcheinen. Wollte man die Weltgeſchichte einem Baume vergleichen, ſo müßte man deſſen Wurzeln im hintern und mittlern Aſien ſuchen; an ſeinem Grundſtamme ſchießen eine Menge unfruchtbarer Reiſer hervor, verlorne Aeſte, die, wenn der ächte Gärtner kömmt, abgehauen werden — es ſind die ſchlummernden, in ſich abgeſchloſſnen und von dem Lebensſchlage der Völker nicht berührten Reiche; im weſtlichen Aſien ſendet der Hauptſtamm, der weiter Kleinaſien und Europa durchzieht, einen langen Aſt durch Nordafrika bis zu den Säulen des Hercules; je weiter nach Weſten, deſto ſchöner und reicher entfalten ſich die Zweige und Blüthen; beſonders in den geſegneten Fluren zwiſchen den beiden gleichlaufenden Gebirgsäſten, wovon der nördliche die rauhen Nordſtürme, der ſüdliche die brennende Wüſtenluft abhält, iſt der Jugendſitz der Cultur und gedeihen die erſten ſchönen Früchte

edlerer Freiheit. — Die lange Gebirgskette Amerika's trennt keine Breite, keine gemäßigte Zone von der heißen oder kalten, scheidet mithin auch weniger Klima und Volkskarakter.

Den 6ten.

Gestern Abend hatten wir eine merkwürdige Naturerscheinung, die mit Sturm endete. Der volle Mond war eben glanzvoll aufgegangen, als dicke, schwarze Wolken vor ihm aufstiegen und rings den Horizont umzogen. Nur über uns blieb die Luft höher und funkelten Sterne. Ein mäßiger Westwind schwellte die Segel. Doch nur mühsam arbeitete sich das tief beladene Schiff durch die ungemein hoch gehenden Wellen, wie eine mit weißen Rossen bespannte Frachtfuhre über hügeliges Land. Wir hatten gesungen und gebetet und hielten noch ein Plauderstündchen auf dem Verdeck beim Steuer. Der Capitän schien besorglich. „Hm! sagte er endlich, viel Wasser bläst im Meere und es scheint heraus zu kommen. Jungens, zieht eure langen Wasserstiefeln und die Jacken an, es giebt Arbeit.“ Unterdessen hatten sich in den schwarzen Wolken am südöstlichen Himmel mehre Reihen vollkommen viereckiger und mit der Basis horizontal stehender Oeffnungen gebildet, durch die das Mondlicht fiel; leichtere Wolken in allerlei Gestalten zogen dahinter vorbei. Wie wenn Artemis mit ihrem Palaste aufgestiegen sei, sah man eine regelmäßige Wolkenburg mit festlich erleuchteten Fenstern und hinter diesen die Himmelsgäste schweben. Endlich erschien die Göttin selbst in vollem Silberglanze am Balkone, durch die mystische Nacht auf das magisch erleuchtete und wunderbar im eignen Lichte strahlende Meer herabschauend. In diesem Augenblicke spürten wir einen leichten Silberregen, sich wie erquickender Thau anfühlend, den der Mond ja auch der Erde spendet, — und auf der Stelle riefen Alle wie einstimmig: Ach, ein Regenbogen!

Denn ein ſolcher ſtund, in kühnem Bogen geſchwungen, auf dem dunkeln Wolkengrunde am nördlichen Himmel, hellleuchtend auf dem düſtern Fundament, ſtrahlend wie das Licht des Mondes auf der andern Hälfte und oft noch einen zweiten Regenbogen zur Seite abſpiegelnd. Es war ein wunderbarer Anblick, Allen fremd. Nur nicht von Dauer. Nach einigen Minuten erhob ſich ein heftiger Wind, die Wolken zerriſſen und ſammelten ſich wieder, der ganze Himmel bedeckte ſich mit Düſterniß, fort waren Mond und ſeine Wolkenburg und ſein Regenbogen. Die Matroſen, in den pfeifenden Maſten ſchwankend, arbeiteten an der Verkürzung der Segel, bald war das dröhnende Schiff nackt. Die langen Maſten krachten, bald lagen ſie mit dem einen, bald mit dem andern Borde auf dem Meere, haushoch brüllten die Wellen dran hinauf und brachen über das Verdeck fort, jeden Gegenſtand, den ſie ergriffen, ins Meer ſpülend. Ich hielt es oben, an einem Maſt mich haltend, nicht lange aus, in der Kajüte rollte ich hin und her. — — So kläglich endete, was ſo glanzvoll begonnen. Der Sturm währte beinahe durch die ganze Nacht und noch jetzt iſt der Wind ſtark. Man ſieht, die abgeſchmackteſte Theorie verhindert den Capitän nicht, ſein Element zu kennen.

Bei einem Sturme hat man Gelegenheit, die Tüchtigkeit und den Muth der Matroſen kennen zu lernen. Die Flußſchiffer ſtehen in dieſer wie in anderer Beziehung weit hinter ihnen zurück, ihren Muth nur zu oft gemächlich nach Vorurtheil und Erfahrung abwägend. Bei jeder Gefahr behält man auf dem Fluſſe das rettende Land vor Augen, auf das der irrende Blick gern ſich hinwendet, ſtatt dem Tode ins Antlitz zu ſchauen und mit ihm mannhaft zu ringen. Statt Land erblickt man auf der See nur ein unabſehbar weites, offenes, gähnendes Grab. Von aller menſchlichen Hülfe fern, heißt es: hilf dir ſelbſt, im Willen Gottes.

Der Seemann [illegible] erschrickt nicht mehr vor dem gräßlichen Rachen, den der Tod ihm entgegenhält. Mit der [illegible] nimmt seine Geistesgegenwart und Thätigkeit zu [illegible] wird ernster, stolzer, feuriger. Vom [illegible] den Wellen umdonnert, hängt er an den [illegible] sten — stumm und fest. „Ist mein [illegible] ich bin bereit!" das ist sein [illegible] so zwischen Himmel und Meer [illegible] An den englischen und holländischen [illegible] bei heftigen Stürmen [illegible] aber werden gewöhnlich [illegible] dem Tode zu trotzen [illegible] sie unmöglich [illegible] Cäsar seinen [illegible] Ueberfahrt zu [illegible] [illegible] Cäsar [illegible]

[illegible]

Zuſammenſtoß bringt mindeſtens einem Schiffe den Untergang. Auch wird ohne Sonne und Sterne das Beſtimmen der Längen und Breiten, alſo das Einhalten der rechten Straßen ſchwieriger, die Riffe, Felſen, Küſten gefährlicher. Darum hat der Seemann lieber Sturm als Miſt. Unſer Capitän iſt vorſichtig, er fährt langſam und benutzt nur ſpärlich den günſtigen Wind. Es iſt als wenn der ganze atlantiſche Seedunſt ſich zwiſchen England und Frankreich durcharbeiten müßte; ohne daß es regnet, wird man auf dem Verdeck naß und wir ſehen nur dann ein Schiff, wenn es dicht bei uns iſt. Kein Wunder, daß man in Amſterdam und London oft Tage lang einen Dunſt hat, der das Ausgehen gefährlich macht, daß man dort wohl einen Menſchen in einen Kanal plunſchen hört, ohne ihm beiſpringen zu können.

Wie köſtlich iſt der Kompaß in ſolchem Wetter. Bei dichtem Nebel weiß man auf dem Rhein nicht einmal, ob man auf- oder abwärts oder einem Ufer zufährt und die Schiffe müſſen vor Anker liegen. Aber an der Hand der Magnetnadel giebt es keine Wüſte und Stockfinſterniß, das Schiff behält unabwendbar die Richtung, die ſie ihm vorzeichnet. Die Chineſen ſollen als den Erfinder dieſes Inſtrumentes ihren Aſtronomen Chen-Kong verehren, deſſen Lebenszeit über Pythagoras hinaufreicht. Der Kompaß iſt aber offenbar eine deutſche Erfindung, das beweiſen ſeine Bezeichnungen in unſerer Sprache, die von allen Nazionen aufgenommen ſind. Und iſt der germaniſche Volksſtamm nicht auch der ſeerüſtigſte? Den Chineſen ergeht es wie allen Dummköpfen, die am liebſten mit Geiſteskräften prahlen, weil ſie ſelbſt keine als nur erborgte haben. Wie kann das himmliſche Reich bekennen, von unwürdigen Barbaren, deren bloße Berührung es beſchmutzt, etwas Nützliches gelernt zu haben? Keine Erfindung würde unter dem Namen einer

fremden Eingang finden können, und eine chineſiſche Diplomazie wäre nur als ein Inſtitut zur Belehrung der unwiſſenden Ausländer zu denken. Eher noch will ich ihnen den frühern Gebrauch von Pulver und Blei, dicken Böllern, Paterern auf den Schiffen, Kanonen auf ihren langen Mauern beimeſſen, da ſie feiger nach einer weitreichenden Waffe ſuchen mochten, die ſie ſelbſt ſicher ſtellte; auch will ich ihnen gern die Porzellanthürme mit den größten Glocken (Pecking ſoll deren 7 haben, jede zu 1200 Zentner, die Erfurter hat nur 254 Centner) belaſſen, die großen ſteinernen Brücken, 400 Ellen lang und 500 hoch, aus einem Bogen über Abgründen ſchwebend, die chineſiſche Mauer mit 3000 Thürmen, arteſiſche Brunnen, an welchen Vater und Enkel in mehren Geſchlechtern gearbeitet. Das alles iſt dem Karakter eines ſo abgeſchloſſenen, techniſch gebildeten Reiches gemäß. Nur keine Erfindung von welthiſtoriſcher Bedeutung, wie der Kompaß: ihre Silbenſprache und Silbenſchrift zeugen laut dagegen.

Es iſt eine Abgeſchmacktheit, Gepräge und Geiſt der Nazionen von der Stellung der Erdachſe oder von ſonſt bloß äußeren Naturverhältniſſen abhängig zu machen. Sonſt würde man China als Beiſpiel aufführen können, auch in den Ländern vom chineſiſchen Meere bis zum Nilthale finden wir den gemeinſamen, der Natur eingeprägten Karakterzug einer nicht Fremdes duldenden Abgeſchloſſenheit. Raſcher Wechſel und Untergang war der Ruhm der mehr weſtlichen Länder, größer als die Denkmale, die dort die Kunſt des Ungeheuern ſich errichtet. Seit Gott die Menſchen aus dem Paradieſe trieb und ſie ihrem großen Entwickelungsproceß von der Natürlichkeit zur Freiheit und zum wirklichen Gott, den großen Weg zur Befreiung ihres Bewußtſeins anzutreten hieß, ward Stagnation und Trennung von der Bewegung des Völkerlebens zu Irrthum, Sünde, Verfaulung, Tod.

Mag auch jetzt hier und da wilder Thiere Geheul herrſchen, wo einſt das Gewühl zahlreicher Handelsſtädte ertönte, nur ein kleines Dorf noch von dem hundertpförtigen Theben zeugen, von Memphis keine Spur, das ſyriſche Blumenthal ein ödes Grab, kein Ninive, Babylon, Balbek, Palmyra, Meroe und Ekbatana, keine 100 Städte mehr auf Creta, von Perſepolis nur noch himmelanſtrebende Säulentrümmer: beweinen wir nicht die Hinfälligkeit menſchlicher Werke! Für die Menſchheit geht Nichts verloren, was ihre Entwicklung fördert, der die Pyramiden aufthürmende Geiſt beſeelt in ſchönerer Harmonie die Formen der olympiſchen Götter, ſelbſt der Fall der Reiche ſchließt der Menſchheit Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft auf, Griechenland ging in Rom auf und Rom ward der Siegespreis der Tapferkeit unſerer Väter, um mit der Sonne der Cultur Germaniens Wälder zu befruchten. Im Siege des Chriſtenthums aber liegt der Zerſtörung Ziel.

Die Geſchlechter und Völker eilen nicht in der Geſchichte vorüber, wie die Bilder in der Zauberlaterne, die ohne Cauſalverhältniß, ohne wahre Folge ſind. Wer ſich unter Fortſchritt ein graduelles, qualitatives Aufſteigen der Völker denkt, hat die richtige, und wer darunter nur die Fortpflanzung der Cultur von Volk zu Volk denkt, eine irrige Vorſtellung. Die Menſchheit bleibt ſich nur in ihrer Natur, in ihrem Weſen gleich, nicht aber auch in ihrem Bewußtſein, das eben befreit werden will. Das Eine Ziel der Menſchheit wird nicht in jedem Menſchengeſchlechte erreicht. Mögen auch einzelne Menſchen, Vereine und Reiche unter der Form der Negation geſetzt ſein, das Leben der Menſchheit kann darin nicht beſtehen, daß jedes Volk nur nach Selbſtändigkeit ſtrebe, um dieſe wieder an ein anderes, zur Mündigkeit erwachſene zu verlieren. Die Menſchheit iſt in Völker zerſetzt worden, um darin zu dauern, ſich zu befreien; verſchieden

von dem Zerſetzen des Weltmeers in Gewäſſer, die ſich unverändert wieder vereinen. So iſt auch Action und Reaction in der Menſchheit etwas anders als Ebbe und Fluth des Meeres, wie gewöhnlich das Bild ſonſt; jenes iſt ein Prozeß im menſchlichen Bewußtſein, dieſes eine Wirkung äußerlicher Urſachen ohne Werden. Mit einem Worte: die Idee von dem unaufhaltſamen Fortſchritt der Menſchheit zu ihrer Befreiung (nicht vom Sein aus in ſeiner größten Nacktheit, ſondern von Gott aus in ſeinem Weſen) iſt eine Wahrheit, gefühlt und ergriffen, wie die Ideen von Gott und Unſterblichkeit. Nicht Leſſing ſtellt ſie zuerſt als Hypotheſe, nicht Kant als Poſtulat auf, ſie durchwebt von der Moſaiſchen Religion aus das ganze Chriſtenthum. Es iſt gleich unhaltbar, von einem freien vollkommnen wie von einem an Thierheit gränzenden Zuſtande der Menſchen auszugehen, in welchem ſie nur aus der Indolenz heraustreten, wie der Hurone aus ſeinem bemoosten Faulbette, wenn Nothdurft und Inſtinkt ſie treiben.

Den 8ten.

Geſtern Abend mit dem Aufgange des Mondes und dem Beginnen der Fluth erhob ſich plötzlich ein ſtarker Oſtwind, der den Miſt zurücktrieb in die Atlantis, den Himmel rein und heiter machte, aber uns auch wieder zum Kreuzen zwingt, da er uns gerade entgegenbläst. Der trockne Wind iſt immer anhaltender als der naſſe und unſere Fahrt kann wieder ſich daher um einige Tage verzögern. Die ruhige See brauste auf, die Wellen ſpritzten über Bord; aber ſchnell und freudig auch eilen die Schiffe aus den öſtlichen Häfen an uns vorüber, während wir langſam nach Oſten kriechen.

Heute früh, bei klarem Himmel, wehte der Wind ſchräg von der franzöſiſchen Küſte her und wir näherten uns daher der engliſchen. Ein herrlicher Morgen! Des Meeres

ſpiegelhelle Oberfläche (für uns ein ganz neuer Anblick) bewegte ſich nur in ſanften, glatten Wellen. Um uns herum belebten Schiffe zu Dutzenden mit vollen Segeln hinausfahrend, das einförmig große Bild. Endlich verkündete uns ein ſchöner violetter Streifen Englands Geſtade — das erſte Land ſeit drei Wochen! Mit jedem Augenblick wurden die Umriſſe ſchärfer, das Licht immer farbiger, jetzt ſah man die weißen Kreidefelſen aus der blauen See auftauchen, die grüne Hügeldecke ſich reizend darüber erheben, jetzt auch Thürme, Häuſer, Hafen, Menſchen und Leben — — — Aber in dieſem Moment giebt der Capitän das Kommando zum Wenden des Schiffs und wir entfernen uns von der engliſchen Küſte, um uns der franzöſiſchen bis auf eine gewiſſe Entfernung zu nähern ohne auch ſie zu betreten.

Von meiner Seekrankheit bin ich völlig geneſen. Ich fühle mich wohler denn je. Die Matroſenkoſt, Erbſen, Bohnen, Pudding munden und bekommen mir vortrefflich. Heute, wo ich das weißgrüne mächtige England geſehen, war mein vergnügteſter Tag auf der See. Ich bin näher der Heimath. Das Land verkündet ſich aus der Ferne unvergleichlich lieblich in der Farbe der Hoffnung. Auge und Herz laben ſich daran und auch die Matroſen jubeln heute, wie Kinder vergnügt.

Engliſche Fiſcher haben uns gegen holländiſchen Rum und Jenever (alſo im Schmuggel) mit friſchen Fiſchen verſorgt, zu einem Schmauſe. Hais und andere große Thranfiſche, die uns auf dem Ozean oft zu Dutzenden Meilen weit nachfolgten, ſpielend mit dem Schiff, darunter wegfahrend und auf der andern Seite wieder auftauchend, und die ſich ſelbſt durch meine Flintenſchüſſe wenig ſtören ließen, ſehen wir nicht mehr. Auch giebt es hier keine ſpielenden Delphine, keine fliegenden Fiſche, die ſich oft zu Hunderten, ſilbern und golden im Sonnenlicht funkelnd, aus den mexicaniſchen und

andern wärmeren Gewäſſern erheben. Uebrigens iſt die engliſche Küſte fiſchreich. Unſer Schiff umflattern eine Menge Seevögel, beſonders die ſchönen weißglänzenden Möwen.

Die Matroſen erzählen mir viel von ihren Fahrten auf Fiſcherei. Vor dem 24ſten Juni darf auf Eidſchwur kein holländiſcher Schiffer einen Hering fangen. Der glücklichſte bringt die erſten friſchen Häringe, die mit Gold aufgewogen werden. Wer viele fängt, geht zweimal, die meiſten nur einmal. Bis zum November währt der Häringsfang. Er geſchieht mit großen Netzen, nur Nachts, da Tags die Häringe auf dem Meeresgrunde liegen. Indem ſie nämlich mit dem Kopf in die Netzöffnungen hineingehen und nie rückwärts ſchwimmen, können ſie mit dem Bauche nicht durch und fangen ſich. Ehe der Tag graut, werden die Netze, die in einer Länge von mehren 100 Fuß am Kabeltau aneinander befeſtigt ſind, aufgezogen und die Häringe ſofort eingepackt und verſalzen. — Die Kabeljaufiſcher reiſen ſchon früher ab, meiſt in den erſten drei Monaten des Jahres. Die Kabeljaus werden an (meiſt engliſchen) Angeln mit kleinen Fiſchen gefangen. Jeder Fiſcher hat eine lange Schnur mit Angel, die nur einige Fuß über dem Grunde ſtehen darf, da ſich dieſe Fiſche, die alſo einzeln gefangen werden, immer in der Tiefe aufhalten. Die Kabeljaufänger gehen nördlicher als die Häringsfiſcher, bis nach Island. Noch nördlicher, zumal nach Grönland, gehen die Thranfiſchfänger, die oftmals zwei Jahre ausbleiben. Dieſe haben das ſchwierigſte und gefährlichſte Geſchäft. Sie verlaſſen das große Schiff und gehen in einem ſpitzigen, zum ſchnellen Durchſchneiden der Wellen geſchickten Boote auf die Wallfiſchſpur. Vorne in der Spitze ſitzt der Harpunenwerfer, bereit, die Harpune dem Meerbewohner in das Thranfleiſch zu bohren; hinten ſitzt ein Mann am Steuer; mehre Ruderer zu beiden Borden am Riemen. Sie haben große Acht, dem

Schlage des Wallfiſches auszuweichen, der das Boot zerſchmettern kann. Doch müſſen ſie ihm ſo zu Leibe gehen, daß die Harpune ihm in das Fleiſch geworfen, darin hakt. Mit unglaublicher Schnelligkeit eilt das verwundete Meergethüm nun davon, eine lange Schnur abrollend, die in der Spitze des ſchmalen Bootes befeſtigt iſt. Dieß geſchieht darum, damit der aus aller Macht ſchwimmende Fiſch das Boot nicht in den Abgrund ziehe; denn obwohl die Schnur ſich raſch abwickelt und der Wallfiſch ſich Meilen weit vom Boot entfernt, ſchießt dieſes dennoch pfeilſchnell durch die Wellen. Der Wallfiſch, verwundet, matter und matter, zieht den Nachen hinter ſich her, endlich kommt er wieder auf den Waſſerſpiegel, todesmüde auf dem Rücken liegend. Ohne Unterlaß haben ſich die Fiſcher ihm genaht, und jetzt geben ſie ihm mit einer Art Lanze hinter den Kiefern den Todesſtich. Das Spritzen ſeines rothen Blutes hoch in die Luft iſt ſein Todeshauch. Iſt ſolcher Wallfiſchkampf nicht ritterlicher als ein Stiergefecht?

Einer der Matroſen meinte, auf dem Wallfiſchfange ſchien ein Fluch zu ruhen. Es gebe zwar der Wallfiſche im äußerſten Norden noch genug, aber ſie ſeien zu wild geworden und liegen nicht mehr ruhig zum Harpuniren. Die wenigen holländiſchen Wallfiſchfänger gingen nach der Südſee, wo es beſſer damit wäre, als in Grönland. Die Norweger beſonders und auch die ruſſiſchen Frieſen (worunter er wahrſcheinlich die Finnen verſtand) fingen noch Thranfiſche, Wallraben und dergleichen. Vom Nordkap holten die Holländer ſehr vielen Thran, doch machten ſie auch nicht wenig aus den mittleren Theilen des Kabeljaus, die nicht gegeſſen werden.

Bemerkt zu werden verdient, daß der ſchnell ſchwimmende Fiſch das von der Natur gegebene Modell für die beßte Form und der Bau des Schiffes iſt. Nach Unten

ſcharf zulaufend, nach Vorne im Rumpf am breiteſten, nach Hinten langſpitz wie der Fiſchſchwanz, dann durchſchneidet das Schiff leicht die Gewäſſer und läßt ſich behende wenden nach allen Richtungen. Die Portugieſen bauen ihre kleinen Boote vortrefflich zum ſchnellen Segeln. Die Dreimaſter, Schooners, Brigs und alle Schiffe, die ſcharf gebaut ſind gehen weit ſchneller als die Koofer, auf deren einem ich mich befinde.

Den 9ten.

Schon vor Sonnenaufgange ſaß ich heute hoch oben in den ſchaukelnden Maſten — jetzt mein liebſter Aufenthalt — dem Augenblick entgegenharrend, der die Küſte mir zeigen ſollte. Prachtvoll tauchte die rothglühende Sonne aus dem Meere auf, das den Blick rings begränzte. Bald ward es lebhaft um uns her; nah und fern zogen mächtige Seeroſſe mit ihren weitausgebreiteten weißen Flügeln durch die blaue See, mit bunten Flaggen uns begrüßend, die nähern auch durch Sprachrohre mit uns plaudernd, uns Neuigkeiten gebend und abfordernd; unter ihnen mitweilen auch große Dämpfer, behenden Laufes, lange Dampfwolken, wie kühn geſchwungene Schweife, hinter ſich herziehend. Bis Mittag zählten wir ſo an 150 Schiffe, die aus engliſchen, belgiſchen, holländiſchen, auch ſchon aus den nächſten deutſchen Häfen, den friſchen Oſtwind benutzend, durch den Kanal an uns vorüber in den atlantiſchen Ocean zogen, um ſich dort verſchiedenen Ländern zuzuwenden. Ein ſolcher Anblick kann eine Idee von der heutigen Ausdehnung der Schifffahrt geben.

Wir aber laviren, im Wetteifer mit leichten Fiſcherſchiffen, die auf dem Wege nach öſtlichen Häfen uns den Vorſprung abgewinnen. So iſt oftmals dem einen nützlich, was dem andern ſchädlich. Die wahre Lebenskunſt beſteht darin, auch aus den Widerwärtigkeiten Nutzen zu ziehen.

Sich davon niederdrücken zu laſſen vermehrt ſie. Wer nie den Muth verliert, erreicht am ſicherſten das Ziel. Im Kriege iſt der wirkliche Verluſt ſelbſt in der größten Schlacht gering gegen den eingebildeten der Entmuthigung, indem dieſe uns der Kräfte beraubt, die das Glück uns gelaſſen hatte. Rom gab große Muſter von Muth im Unglück, der die Republik rettete. Als Hannibal kein Heer mehr von der Stadt trennte, ging der Senat dem Konſul Terentius Varron, obgleich dieſer ſein Feind, von niederer Geburt, geſchlagen und geflohen war, entgegen und dankte ihm, daß er nicht an der Republik verzweifelt habe. Friedrich der Große erſchien wie die Römer oft nach einer verlornen Schlacht am ſtärkſten, wegen ſeiner Standhaftigkeit im Unglück, aus dem er ſelbſt Vortheile zu ziehen verſtand. Von ihm gilt mit größerem Recht was Montesquieu von Ludwig XIV. ſagt: „Ich kenne nichts Großſinnigeres als den Entſchluß eines Monarchen, ſich eher unter die Trümmer des Thrones zu begraben, als Vorſchläge anzunehmen, die ein König nicht anhören darf: er hatte eine zu ſtolze Seele, um ſich unter die Lage herabzuſtellen, in die ihn das Unglück geſetzt hatte, und er wußte wohl, daß der Muth eine Krone wieder zu befeſtigen und das Unglück wieder herzuſtellen vermag, niemals aber die Schande.“ Möchte ſo jeder ſeiner Nachfolger denken! Nur mit ſolchem Entſchluß kann der Staat Ehre und Selbſtändigkeit gegen jeden auch noch ſo mächtigen Nachbar behaupten, der ihn zu drücken beabſichtigt. —

Die Geſchichte einzelner Männer wie der Völker zeigt, daß häufig aus Niederlagen Siege erwachſen. Der Muth iſt wie die Sonne, die aus gedüngtem Boden die ſchönſten Früchte zieht. Er vertritt im Leben des Einzelnen den großen Säemann, der im ganzen Haushalte der Menſchheit über die abgeblühten Felder friſchen Saamen ſtreut, auf daß ſelbſt

der Fäulniß neue Keime des Lebens entsprießen. Nur verzagen ist verlieren. Aber nicht blind, frei soll der Muth sein, nicht zögernd aber überlegend. Es ist im Leben wie im Kriege. Viele wissen eine Schlacht zu liefern oder in ihr heldengleich zu sterben; Wenige, den Krieg zu führen, die gleich fähig sind, sich des Glücks zu bedienen als es zu erwarten, und die, mißtrauisch nur vor dem Unternehmen, nichts mehr fürchten, nachdem sie es begonnen haben. Der ferie, nie wankende Muth führt stets zu einem großen Ziele, wie den Einzelnen noch mehr die Völker, die ein langes Leben haben.

— Mittags tauchte die schöne Insel Wight, vor der Mündung des Tees, wie ein violetter Streifen aus der See auf, und wir kamen ihr ziemlich nahe. Sie ist bergig, fruchtbar, hat zwei Häfen auf der englischen Seite, verschiedene Ortschaften, etwa 33,000 Einwohner und steht bei den holländischen Einwohnern noch in gutem Angedenken, zumal sich während der französischen Herrschaft in den Niederlanden der Prinz von Oranien dort aufhielt. Uebrigens ist sie die einzige Insel, die sich an der ganzen englischen Seeküste vom Kap Landsend (dessen westliche Fortsetzung die Seillyinseln bilden) bis in die Nordsee hinein vorfindet; die französische Küste hat die normännischen Inseln, die jedoch auch nicht westlich über Cherbourg reichen. Von hier herab beginnen die gefährlichen Sandbänke an beiden Küsten, welche immer größer werden und zumal das Meer zwischen England und Holland zu dem unsichersten machen. Auf der englischen Seite hat jede gefährliche Sandbank im Kanal ein Leuchtschiff, eingerichtet wie die Leuchtthürme auf den Landspitzen; auch Tags zeichnen sie sich in der Ferne schon durch eine Riesenflagge aus.

Den 10ten.

Wir kreuzen an der weißstreifigen englischen Küste hin und kommen mit jedem Tage nur wenige Meilen weiter.

Am Buſen von Portsmouth und an der Halbinſel Selſea ſind wir glücklich vorüber. Das Wetter iſt heiter und ſchön, der Oſtwind ſtark und kalt. Das gehört zuſammen. —

Der verſtändige Schiffbaumeiſter läßt weislich in den Fluthplanken (oder Waſſerſchützen auf beiden Borden) gehörige Oeffnungen, damit ein Theil der gegen das Schiff ſchlagenden Wellen hindurchdringen könne und durch ſolches Nachgeben ihr Stoß gemildert werde. Mag ſo immerhin einiges Waſſer pruſtend über das Schiff fahren, die Fahrt bleibt ſicher, das Gebäude feſt. Alſo ſoll auch der Staatsmann und Geſetzgeber mehr bedacht darauf haben, die Volksleidenſchaften abzuleiten, als ſie gänzlich zu verdämmen oder ihre Beute zu werden. Denn wie Mißbräuche der Gewalt, ſo kommen auch Ausbrüche der Volksleidenſchaften bei jeder Verfaſſung vor, dem Staatsgebäude gefährlich wie der Sturm dem Fahrzeuge. Nicht ſie zu unterdrücken iſt die höhere Aufgabe, denn dabei kann das ganze Gebäude umgeſtürzt werden, ſondern ſie zu deſſen größern Befeſtigung und geſchicktern Lenkung beitragen zu laſſen. Stürme ſind auch in der Natur nicht angenehm und doch bedarf ſie derſelben zu ihrer Reinigung und Friſche.

Wie ein Strom mit Zuflüſſen ein Syſtem bildet, das in ſteter Bewegung doch friedlich neben dem andern beſteht, ſo Staaten neben Staaten. Verbindungen zwiſchen ihnen ſind vorhanden, die Begebenheiten fließen in eine allgemeine Strömung, aus der ſie zu ihrer eigenen Bewegung wieder Nahrung ſchöpfen. Aber verſiegen die einzelnen Quellen oder ſtürzt der Ocean darüber hin, ſo iſt das Leben zu Ende. Mit andern Worten, die beiden größten Uebel der Völker ſind: einmal Iſolirung und Stillſtand, ſodann Ueberfluthung aller Schranken und Eroberung. Alſo dauernde Bewegung im Selbſtleben, im intenſiven Volkleben iſt das Prinzip, das dauernde Staaten ſchafft. Roms Verfaſſung,

die Harmonie der Kräfte und Gewalten war für das Alterthum und zur Erreichung des geſetzten Zieles vollkommen, noch jetzt das lehrreichſte Muſter. Aber als die Aufgabe erfüllt, ging das Reich zu Grunde. Die Eroberung kommt zu Ende wie der Stillſtand. Leben gedeiht ebenſowenig im ſteten Orkan als in den ſtinkenden Sümpfen, welchem die ſtillſtehenden Geſchichten der chineſiſchen und indiſchen Völker zu vergleichen.

Jener Gegenſatz ſcheidet im Allgemeinen (ohne jedoch einen Sprung ſetzen zu wollen) die Völker des Alterthums in zwei Reihen; auf keiner Seite mithin war das Prinzip der Dauer. Die ältere Reihe ſcheidet ſich ab; die jüngere, voll Leben und Bewegung, ſtrebt Alles gewaltſam zu vereinen. In beiden Richtungen liegt Irrthum und Zwang, dort im Abſtoßen, hier im Niederwerfen des Gleichberechtigten. Die ſich Abſchließenden, indem ſie ſich für ſich verewigen wollten, vernichteten ſich; indem ſie ſich vor vollbrachter Befreiung in der geſtockten Bewegung, alſo im Irrthum, erhalten wollten, wurden ihre eigenen Säfte tödtend. Tithone von erſchöpfter Mannskraft war ihre größte Sorge im Leben, rieſenhafte Gräber zu bauen. Die ſich bewegenden jüngern Völker ſchöpften hingegen aus der Götterſchaale der Hebe ſtets neue Lebensfriſche und laſſen dem Grabe nur die Aſche. Der ägyptiſche Prieſter bezeichnet den Unterſchied ſehr genau, da er ausruft: „Solon, Solon, Ihr Hellenen ſeid doch immer Jünglinge, nirgends iſt in Hellas ein Greis!“ Sie ahnten auch das Ziel. Als die Menſchheit ſich zu Völker zerſetzte, damit ſie frei werde, ſoll von dieſen zwar die menſchliche Einheit wieder errungen werden, aber nicht auf dem Wege des Zwanges und der Knechtſchaft, ſondern auf dem Wege geiſtiger Befreiung. Jene erſte Action nach Einheit erſcheint jedoch zugleich als nothwendig, als die erſte welthiſtoriſche Reaction gegen die

Isolirung. Sie ist gewaltsam, aber nur so überwindet sie das naturunaufhaltsame Versinken in der Trennung, die versumpfende Staatenkolosse. Und selbst zu diesem Zweck war das gespaltene Volk der Hellenen auf die Dauer nicht stark genug, unter der Herrschaft von Musen und Grazien; Jahrhunderte hindurch mußten dafür in Rom ein besonders durch Gesetz und Schwert starkes Haupt gebildet werden, das die eine, nach Freiheit strebende Welt gegen das Andringen wilder Horden und gegen das Verpesten durch die versunkenen Staaten sichern konnte, bis der Tag der Verheißung erschienen war von dem Reiche Gottes auf Erden. In ihrer Verwirklichung, einer Idee übrigens, die von den Propheten in den eleusinischen Mysterien, in den meisten alten Religionen geahnt wird, ist auch die freie Einheit wieder erreicht; und darum ist die Weltgeschichte mit Recht ein zur Realisirung des Reiches Gottes auf Erden fortschreitendes Epos genannt worden.

Die Völker des Alterthums gingen also nicht deshalb unter, weil etwa alle Völker hinsterben mußten, wie der einzelne Mensch, was eine unsinnige Behauptung ist; sondern weil sie eben nicht die Bestimmung und nicht das Prinzip der Dauer hatten, weil ihr Fortbestehen hinderlich, tödtend, ein Fürsichbestehen gewesen wäre, weil sie ferner die Einheit zwar auf einem begreiflichen und relativ wahren, aber nicht auf dem überhaupt wahren Wege zu erreichen suchten, mit einem Worte, weil das Alterthum eine Erfüllung in sich hatte. In dem naturgewaltigen, von asiatischem Feuer blind beseelten Islam zeigt sich noch einmal, wenn auch in ganz anderer, ja in gewissem Sinne entgegengesetzter Weise, der die Völker stürmende Drang, die Einheit der Menschheit gewaltsam wieder herzustellen. Er bildete somit die Feuerprobe für die innere ewige Wahrheit des Christenthums. Hätte das alte römische Reich seinem Andrange aber zu

widerſtehen vermocht? So wenig das byzantiniſche Kaiſerthum widerſtand! Wer ſieht hier nicht den tiefen Zuſammenhang des Untergangs des Alterthums, herbeigeführt durch die große Völkerbewegung und das Hereinbrechen der germaniſchen Stämme mit dem Siege des Chriſtenthums über das Islam, d. h. der Freiheit über die Unfreiheit? Aber wie das Alterthum in ſeiner Gewaltſamkeit untergegangen iſt, ſo iſt auch der islamitiſche Theil der Menſchheit dem unvermeidlichen Untergange, der allmäligen Verrottung geweiht, von der ſich bereits alle Spuren ankünden. Stinkt nicht ſchon der Qualm der Auflöſung von Stambul durch ganz Europa? Wer erhält, wer rettet den ſiechen Körper der Osmanli, an dem der Wurm des Todes nagt? Dem Leben muß der Tod weichen, dem Lichte die Finſterniß, der Freiheit die Gewalt. Sterben aber mag, was ſich dem Tode vermählt hat, und wo der Engel des Herrn einherſchreitet, da jammern die Gefallenen. Warum aber iſt überhaupt der Islam erſchienen? — Hat denn der große Kampf mit demſelben nicht das Chriſtenthum, das Reich Gottes auf Erden gefördert? Zu bekannt iſt der Einfluß des religiös-ritterlichen Sinnes, der frommen Schwärmerei, der romantiſchen Liebe und Geſänge, der Kreuzzüge, in deren Folge die neue Welt in den Kreis der Bewegung gezogen wurde, auf die Geſittung und Entwicklung des chriſtlichen Europa, um davon zu ſprechen. Nirgend kann man ſich lebhafter davon überzeugen, als in dem weſtlichſten Lande der alten Welt, in Spanien, wo die arabiſch-islamitiſche Cultur ihre Blüthe fand, wie die des Alterthums in Griechenland und wo zuerſt durch vielhundertjährige erſtaunenswerthe Kämpfe die Naturgewalt des arabiſchen Mahomedanismus gebrochen ward.

Das Mittelalter iſt eine große Zeit, die des ſteten Kampfes des Chriſtenthums mit Barbarei, Naturkraft, Islam, Fanatismus und Wildheit — vor deren Kraft die

Jetztzeit zurückſchrickt; zugleich auch eine Zeit des Werdens und Bildens, wie keine andere. Am Ende deſſelben hat Europa eine ungeahnte Geſtalt gewonnen. Chriſtliche Gedanken haben ſich in Leben und Verfaſſung, Wiſſenſchaft und Kunſt durchgearbeitet, und chriſtliche Völkerſtaaten zu freier Ordnung neben einander gebildet. Als unhaltbar und verworfen hatte ſich die Abgeſchloſſenheit der Völker, hatte ſich ihre äußerlich civile, innerlich zwängende und tödtende Einheit erwieſen. Das manneskräftige Mittelalter (deſſen Schwäche ſelbſt einem Uebermaaß an Kraft entſpringt) hat die Aufgabe gelöst, ein Staatenſyſtem zu bilden, in welchem das Volkthum, unbeſchadet des allgemeinen Zuſammenhangs und der Einheit, frei beſteht und ſich entwickelt; womit der chriſtliche Völkerſtaat die Gewähr der Dauer gewonnen hat. Das freie Verhältniß der Menſchen und Völker neben einander, in der Idee des Chriſtenthums gegeben, konnte in der alten Welt, die auf dem abhängigen Verhältniſſe der Völker untereinander, auf Nivellirung von Volkthum und Volkfreiheit beruhte, ſich nicht realiſiren, dazu bedurfte es einer neuen Welt und tauſendjährigen Ringens. Harmonie und nicht Zwang, wie ſie in der Kunſt, wie ſie in der geſetzlichen Freiheit erſcheint, iſt auch das Band im chriſtlichen Staatenſyſtem; und wo davon abgewichen und einzelne Völker gezwängt ſind, wie Polen, da iſt gegen das Lebensprincip der Neuzeit, gegen den Geiſt des Chriſtenthums geſündigt, und kein Heil, keinen Frieden zu erwarten, bis die Sünde gegen den heiligen Geiſt aufhört. Wie die Planeten in dem von ihren Sonnen angedeuteten Rhythmus um dieſe, die Kometen mit eigenen Melodien dazwiſchen ſchweifen, die Sonnenſyſteme ſich aber wieder verbunden bewegen, die Sphärenmuſik des Univerſums bildend (Pythagoras betrachtete die Harmonie als die Baſis der Welt, ihre Ordnung als muſikaliſchen Accord); ſo

harmoniſch mögen ſich auch die freien Völker der Erde bewegen, ein Bild der göttlichen Weltordnung.

Den 11ten.

Mein Kreuzen zu Schiffe in der „la Manche“ ſcheint noch länger dauern zu ſollen als meine Landreiſe in der Galera durch die ſpaniſche Provinz „la Mancha“ — ein ominöſer Name. Wir ſind glücklich bei Shoreham, ſodann bei dem langgedehnten Bad und Hafen Brighton und Newhaven vorüber gekommen und haben ſo eben zwiſchen Newhaven und dem ſchönen Vorgebirge, der das Geſtadehaupt von Beveſier (Beachy head of Bevesier) heißt, gegenüber Cuckmere Haven und Seafort in der ruhigen See Anker geworfen, dicht im Angeſichte der freundlichen Küſte. Ein baumſtarker engliſcher Schiffer verſichert, ich könnte nach dem (nur 11 deutſche Meilen entfernten) London, jede Stunde Gelegenheit zu Wagen finden, und von London nach Amſterdam bringt das Dampfſchiff in einem Tage.

Die Küſte iſt an dieſem Punkte beſonders maleriſch. Die Kreidefelſen, faſt ſenkrecht aus dem Meere tauchend, ziehen ſich in lieblichen Windungen und Bögen bald mehr, bald minder tief längs der Küſte hin, die offene, flaggenbelebte Bai wie mit hoher Guirlande einfaſſend. Südöſtlich am weiteſten ins Meer hinein ragt jenes Vorgebirge, das impoſante, hohe Haupt in ſenkrechter Linie aus der Fluth aufrichtend. Auf dem Gipfel deſſelben ſteht ein prächtiger Leuchtthurm, deſſen ſich drehender Spiegel von blankem Silber uns das Strahlenlicht vieler Lampen über vier Meilen weit deutlich durch die Nacht entgegenwarf. Ueber der ſenkrechten Felsguirlande ſteigt das Land, faſt lauter Felder und wohlbebaut, allmälig zu milden Anhöhen an. Noch immer iſt England das ſaftiggrüne milde Eiland.* Die

* Schon Tacitus ſchildert England ſo: „Solum, praeter oleam vitemque et cetera, calidioribus terris oriri sueta, patiens frugum foecundum;

grünen Flächen, nach ihrem Abhange verſchieden gefärbt und beleuchtet, ſtechen gar freundlich gegen die Weiße der Felſen und die dunkle Bläue des Meeres ab. Auf einigen Anhöhen wie in ſanften Thalwindungen ſieht man dunkles Laubgehölz; hier und am Geſtade hingezogen liegen zierliche Ortſchaften mit dickthürmigen Pfarrkirchen, zerſtreut auf den Höhen einzelne weiße Häuſer, Pachthöfe. Wie auf der See erblicken wir auch das Leben auf dem Lande, Wäſche auf den Zäunen, hier und da eine Heerde, einen Hirt, der von einem beneidenswerthen Punkte auf die See herabblickt, Kinder, die harmlos ſpielen, Männer und Frauen. Das langentbehrte Bild von einem Lande, zu dem ich mich faſt heimiſch hingezogen fühle. Möchte gar gern dort oben auf dem Berge ſtehen und die Sonne ins Meer ſinken ſehen!

Ueber Britanien entfalten die Commentarien Cäſars, meine Reiſebegleiter, neben vielem Genauem wenig Fabelhaftes. Die dreieckige Beſchaffenheit der Inſel, die auch ebenſovielen Hauptbeziehungen entſpricht, war ihm wohlbekannt. Das eine Geſicht iſt gegen Gallien, das andere gegen Germanien und Norden, das dritte gegen Spanien und dem Sonnenuntergang gerichtet, den großen Meeren zu. Vor der letztern Seite liegt Hibernien, um die Hälfte kleiner, wie man ſchätzt, als Britanien und ſoweit ab als dieſes von Gallien. Auch ſollen ſich noch viele kleinere Inſeln um Britanien vorfinden, von welchen einige um die Zeit des kürzeſten Tages einen Monat lang Nacht haben ſollen, worüber aber auf geſchehene Nachfrage nichts Gewiſſes zu erfahren war. Die öſtliche Ecke iſt Cantium (Kent), wo die civilſten Bewohner leben und woſelbſt insgemein die Schiffe aus Gallien anlanden. In der Gegend, wo wir uns befinden, war es, daß Cäſar zum erſtenmale das merkwürdige

tarde mitescunt, cito proveniunt, eademque utriusque rei causa, multus humor terrarum coelique."

Eiland erblickte, und es hat etwas Anziehendes, ſich im Angeſichte der Geſtade in die Lage der römiſchen Legionen zu verſetzen, als ſie hier auf den Angriff der mit Weid blaulich gefärbten, langhaarigen und wohlbewaffneten Briten ſannen. Auch der Eroberer Wilhelm landete mit ſeinen normänniſchen Rittern an dieſem verhängnißvollen Geſtade und entſchied bald darauf in der Schlacht bei Hartings (14. Oct. 1066) gegen den tapfern Harald über Englands Schickſal. Wilhelm der Oranier betrat nicht weit von hier den engliſchen Boden und beendete und befeſtigte deſſen größte Revolution. Dieſem Geſtade gegenüber betrieb ein zweiter Cäſar ungeheure Rüſtungen, deren Mittelpunkt Cherbourg und Boulogne, um ſeinen hartnäckigſten Gegner im eigenen Lande zu bekriegen, und noch ſieht man an deſſen Küſte ſich Thürme und Bollwerke erheben, zu Abwehre der feindlichen Landung.

Den 12ten.

Es war ein herrlicher Abend geſtern. Leiſe fächelte die Luft, da uns, wo wir vor Anker lagen, die engliſche Küſte vor dem Nordoſtwind ſchützte. Wir fühlten uns durch Luft und Wärme des Landes angenehm angehaucht. Das freundliche Grün verlief ſich allmälig mit den weißen Felſen in's Violette, und ein hoher Sternenhimmel ſtrahlte auf wie der vom ſchönſten Abendroth glühende erblich. Schmucklos ohne Glutſtreifen, einfach groß ſinkt die Sonne am ganz klaren Himmel ins Meer hinab, doch dafür leuchtet der Glanz ihres Lichtes auch nach dem Untergange noch lange durch die Nacht. Pomphafter ſcheidet ſie hinter zerriſſenem Gewölke, deſſen goldgeränderte Spitzen umflammend; aber ihr folgt dann keine erhabene ſtille Feier und in dem nachdunkelnden Gewölk erliſcht bald aller Glanz. So wie jene ſtirbt ein Weiſer, wie dieſe ein Eroberer.

Bis tief in die Nacht ging ich ſingend auf dem

Verdeck auf und ab. Die zahlreichen hellbrennenden Gaslichter der Küstenorte, die Leuchten der See und des Himmels, das Diamantengefunkel des Meerwaſſers bildeten eine großartige Beleuchtung. Auch bemerkten wir weſtwärts entlang dem Geſtade einen langen hellen Lichtſtreifen wie eine glänzende Illumination. Nach Ausſage eines Lootſen hatte die Stadt Brighton ſo den Beſuch ihrer jungen Königin Victoria gefeiert, die mächtigſte unter drei Königinnen, die heute europäiſche Throne ſchmücken.

Niemals habe ich eine Prinzeſſin mit größerer Freude den Thron beſteigen ſehen als die ſchöne Victoria. Hannover iſt wieder ganz deutſch und wird fortan hoffentlich nie wieder einer fremden Regierung hinfallen. Eine gefährliche Lücke bleibt ſo lange im öffentlichen deutſchen Recht, als nicht der Anfall deutſcher Staaten an nichtdeutſche Mächte verhindert wird. Mit Betrübniß leſe ich im „Sun“, daß der neue König bedenklich erkrankt ſei. Er ſoll ſich das Uebel ſchon aus England oder vielmehr aus den orangiſtiſchen Logen herſchreiben und in Holland noch verſtärkt haben. Hoffentlich werden ihn aber die biedern, ehrenfeſten Völker der hannöverſchen Lande, von denen der kräftige Geiſt ihrer Väter noch nicht gewichen, im Mißgeſchick zu tröſten wiſſen.

Als mir allerlei Geſichte aufſtiegen von Hannover über das funkelnde Meer her, legte ich mich nieder. Kaum eingeſchlafen, träumte mir, ich befände mich in einem hitzigen Treffen und die Kugeln pfiffen mir um die Ohren. Da erſchallte der tiefe Baßruf des Capitäns: „die Anker gelichtet!“ Nicht Kugeln, aber der Wind pfiff über das ſchaukelnde Schiff hin, das durch Sturm leicht auf die Küſte getrieben werden konnte. Alſo gings wieder in See, der normänniſchen Küſte zu, etwa gegen Morgens 4 Uhr. Wir hatten bis Mittag ſtürmiſches Wetter.

Den 14ten.

Wenn man ſagt, der Menſch ſei Einer, doch fünffach ausgeprägt, und der Europäer vereinige die Eigenſchaften aller fünf in ſich, ſei daher für alle Klimate und Bildungen geeignet: ſo iſt auch wieder unter den europäiſchen Völkern das deutſche dasjenige, das der andern Fähigkeiten am meiſten in ſich vereinigt. Deshalb leben die Deutſchen mit den andern Nazionen auf gutem Fuße, uneinig aber unter ſich. Deshalb hielten ſich die größten Stämme von Anfang an, Franken, Allemannen, Sachſen, gegenſeitig in Schach, und im Laufe der Zeit wurden die beiden Markgrafſchaften im Nordoſten und Südoſten, errichtet gegen ſarmatiſche Völker, ſtärker als irgend einer unſerer eigentlichen Volksſtämme und wuchſen zu Großmächten heran, die ſich ſelbſt wohl bekriegend, vereint noch nie beſiegt worden. Möchte die Eiferſucht erlöſchen! Möchten wir die Zeiten vom erſten Schleſiſchen Kriege bis zum Baſeler Frieden, die traurigen Zeiten der Eiferſucht zwiſchen Preußen und Oeſterreich, niemals wiederſehen! —

Die ſchwatzhaften Griechen (ach, ihre Sprache war ja die lieblichſte, ſtrömte in leichter Modulation hervor und zerfloß in muſikaliſchen Erguß!) hatten mit uns ein Erbübel, Uneinigkeit. Auch wir rühmen uns theologiſcher Siege, zumal daß wir die Kosmohierarchie der Päpſte geſtürzt haben. Vortrefflich! Bei größerer Einigkeit jedoch würde die römiſche Herrſchaft zweimal früher und angemeſſener von unſern Gränzen zurückgeworfen ſein. Während der große Hermann das römiſche Joch mit den römiſchen Würden abwirft, verräth ihn ſein Schwiegervater Segaſt und ſchwelgt Fürſt Flavius in Rom! Ueber dem Gegenſatz der katholiſchen und proteſtantiſchen Reichsſtände ſtürzte das altdeutſche Gebäude ein, und der furchtbare dreißigjährige Bürgerkrieg warf das ſchöne Vaterland um mehr als ein Jahrhundert in der Zeit zurück!

Nachdem nun einmal die natürlichen Einheitsbande gelöst sind, giebt es für Deutschland kein anderes Heil, als auf dem Wege der freien Entwicklung und der durch sie, nicht durch Zwang, Umsturz, Gewaltsamkeit, Mediatisirungen und Revolutionirungen, zu gewinnenden Befreiung des deutschen Nazionalbewußtseins von dem Besondern, insofern dieses dem Gesammten entgegenstrebt, die verlorne Einheit als frei im Volksbewußtsein lebend wieder zu erringen. Mit ihrer Errungenschaft beginnt für das deutsche Volk eine größere Zeit. Drei große Schritte zu ihr sind bereits geschehen: die Erringung einer reichen Nazionalliteratur, der gemeinsame Kampf gegen die Napoleonische Herrschaft, endlich der große deutsche Zollverband — drei Ereignisse von unberechenbarer Wichtigkeit für unsere Zukunft.

Den 14ten.

Es scheint, wir sollen nicht nach Holland kommen. Ostwind und schlechtes Wetter, oder, nach der Seemannssprache, hohes Meer. Bläst der Wind aus 90 Grad oder 8 Striche um meine Richtung, ich will sagen bis auf 4 Striche ab von meiner Richtung nach beiden Seiten, so muß man kreuzen; nur bei gutem Wetter kann man schon auf 4 Striche vom Winde segeln. Mittlerer Wind heißt der, so um 45° oder 4 Striche weiter kömmt; günstiger aber jeder andere. Wir sind nun wieder bis Rottingdam, d. h. Fauldamm zurückgekommen, statt nach Rotterdam vorwärts.

Die Matrosen haben auch ihre Launen wie andere Leute. Die Belgier hassen sie zwar, doch fand sogar die hohe van Speyk'sche That heute einigen Widerspruch. Van Speyk, aus armer Familie, Waise, Lieutenant eines Kanonenboots, das beim Sturme wie noch ein anderes Schiff die Anker verlor und auf das brabantische Scheldeufer getrieben wurde, im Begriff von den Belgiern genommen zu werden, zündete mit seiner Cigarre die Pulverfässer an und sprengte sich mit

der ganzen Mannschaft in die Luft. Nur ein Schwarzer rettete sich, wiewohl mehre Matrosen ins Boot sprangen. Auf die Frage an meine Gefährten, was sie gethan haben würden, entschieden sich die meisten für die Rettung, da der Tod ohne Nutzen gewesen, van Speyk aber im ungeheuren Haß gegen die Brabanter früher die ersten Kugeln auf Antwerpen geschossen habe. Die andern faßten den Ehrenpunkt würdiger auf. — Zu ihren jetzigen höhern Seeofficieren scheinen sie kein besonderes Vertrauen zu haben. Der vielgereiste sagte: „Die großen Zeiten Hollands sind vorüber, die Admirale thun nicht mehr ihre Schuldigkeit, auf Gewinnst sinnen auch die Officiere, Jeder will reich werden und das Vaterland wird dabei an Thaten ärmer.“ Das Vaterland lieben sie. „Kein schöneres Land giebt es von Japan bis nach Island und wieder nach Japan, nicht nach dem Aussehen der niedern, unscheinlichen Küsten muß man es beurtheilen, aber an Wohlstand und Reinlichkeit — England selbst ist im Vergleich damit schmutzig — an guten Schulen, worin arme Kinder so viel lernen als reiche, an Anstalten der Wohlthätigkeit und Nützlichkeit übertrifft es alle andern Länder.“ Die Inseln sollen wie Sandbänke aus der getrübten See hervorragen, die Sandbänke sich vermehren. Schon hat man gesagt, daß die Themse- und die Schelde-, Maas- und Rheinmündungen zuletzt einen Sanddamm bilden würden, was jedoch im nächsten Jahrtausend, schon wegen der mächtigen Strömung zwischen dem atlantischen Ocean und dem deutschen Meere, noch keine Noth hat.

Unser vorsichtiger Capitän scheint sich, so lange der ungünstige Wind dauert, nicht in die Straße von Calais wagen zu wollen, wegen der gefährlichen Bank God Win, auf der ungeachtet der drei Leuchtschiffe, an den beiden Enden und in der Mitte, alljährlich viele Schiffe verunglücken und früher schon manche Flotte, wie z. B. die von Frankreich

gegen Heinrich IV. nach England gesandte, zu Grunde gegangen ist. Auch mag das Kreuzen in der engen Straße unsicher sein. Die Entstehung jener Bank übrigens scheint der obigen Behauptung, daß Themse und Rhein noch einmal zusammenkommen würden, zu widersprechen. Eine Meeresfluth überschwemmte nämlich 1100 die Ländereien des Grafen Godwin von Kent und diese heißen nach ihm noch Godwinssand.

Den 15ten.

Heute befanden wir uns wieder am Vorgebirge Beveſier, das wie ein hohes, herrliches Bollwerk ins Meer ragt. Etwa fünf Meilen öſtlicher ſehen wir das Kap dunge Ness, dem franzöſiſchen Kap Gris-nez gegenüber, wie eine zweite Spitze oder Baſtei heraustreten Das Ganze bildet eine faſt regelmäßige Angriffsfront, die Flanken, ſelbſt die zurückgezogenen, fehlen nicht, in der Mitte zwiſchen den beiden Baſtions die lange niedrigere Curtine, wie geſchaffen zum Landungsplatz, auf der die Städte Bourne, Haſtings, Winchelſea, Riſe gelegen ſind, und noch eine Reihe Beobachtungsthürme als Ueberbleibſel gegen die von Napoleon projectirte Landung ſtehen. Denn dieß war die Front, welche Napoleon ſich zum Angriff auserſehen hatte. Die franzöſiſchen Geſtade gleichen hier den engliſchen, den Grund bilden weiße Kreidefelſen und grüne, bebaute Hügel ziehen ſich darüber hin.

Am Abend hatten wir Regen und heftigen Wind, ich hoffte auf Veränderung der Luft, aber die Theorie reicht für das Wetter nicht aus. Sonſt iſt Weſtwind um dieſe Jahrszeit hier häufig.

Den 17ten.

Geſtern in der Kajüte ſchreibend, hörte ich auf dem Verdeck ein lautes Geſpräch hervorbrechen und den fluchenden Capitän wiederholt meinen Namen nennen. Ich eilte hinauf. Kaum hatte ich einen Schritt von der letzten Treppenſtufe

gemacht, als der Capitän mit zornflammendem Gesichte mir entgegenlief, schreiend: „Wie könnt Ihr sagen, ich sei benaut?* Bin ich benaut? Bei Gott, ich werfe Euch ins Meer“ — — Als er mich hierauf anpacken wollte, versetzte ich ihm einen so derben Stoß, daß er weit zurückprallte. Von neuem rann er auf mich los und von neuem warf ich ihn zurück. „Wagt es, rief ich nun, wagt es mich noch einmal anzugreifen, und Ihr geht vor mir ins Meer hinab! — — Seid Ihr von Sinnen gekommen? Wann habe ich Euch feige genannt?“ — — — „Ihr habt im Beisein des Kochs gesagt, ich sei ein benauter Kerl, und ein holländischer Schiffscapitän läßt einen solchen Schimpf nicht auf sich sitzen.“ — „Ein Elender nur läßt sich so nennen, Capitän. Aber ein gesitteter Mann gebährdet sich nicht gleich wie ein Wilder, wenn ihm Jemand einen Floh ins Ohr gesetzt hat. Der Koch scheint einen Ueberfluß an Flöhen zu haben, daß er so gern davon absetzt — meidet darum seine Nähe, wollt Ihr verschont bleiben. Aber der Flohsetzer hätte sich vorher seine eigenen Ohren spitzen sollen, ehe er seinem Capitän eine Nase dreht. Ich habe Euch immer für einen vorsichtigen und tüchtigen Seemann gehalten, aber Ihr nöthigt mich jetzt, an Euren guten Sitten zu zweifeln. Was, weil der Koch mich vielleicht mißverstanden, da ich Eure Sprache nicht gut spreche, wollt Ihr mich auf das leichtsinnige Wort eines solchen Burschen hin, ohne mich zu fragen und mich zu hören, ins Meer werfen? Warum betet Ihr denn alle Tage und singet Psalmen, wenn Ihr so gottvergessen seid? Ihr wollt religiös sein und doch die Hand an einen Menschen legen, der Euch nichts gethan hat? Ruft den Teufel an, das ist der Gott der Mörder! Pfui, schämt Euch! Glaubt Ihr denn, ich stände in Eurer Macht — Ihr Blödsinnigen, Ihr Alle könntet mir kein Haar krümmen, so Gott

* Benaut bedeutet feige.

nicht will! Ihr aber, Capitän, seid nicht an Eurem Posten und Eure Landesbehörden werden zu verhindern wissen, daß Ihr ferner in eine Lage kommet, wo Ihr Euch an dem Leben Eurer Mitmenschen vergreifen könntet." Ich vermochte nicht weiter zu sprechen, denn der vorhin wüthende Capitän stand jetzt vor mir wehrlos und gesenkten Hauptes und in seinen Augen bemerkte ich etwas, das wie Wasser aussah. Ich ging langsam nach dem Vordertheile des Schiffs und bekümmerte mich nicht weiter um die ganze Gesellschaft.

Eben war ich heute früh von der Matraze aufgestanden, als der Capitän zu mir trat und mich bat, einen Augenblick mit ihm in die Kajüte zu gehen. „Ich bitte Euch, Herr," sagte er hier, „vergebt mir mein Benehmen von gestern, ich hatte ein Glas Jenever zu viel getrunken, und es soll niemals wieder geschehen." — „Lieber Capitän," antwortete ich, ihm herzlich die Hand schüttelnd: „es sollte mir wirklich sehr leid thun, wenn Sie oder wenn der dämonische Jenever durch Sie mich zwänge, in Selbstvertheidigung Sie in's Meer hinabzustürzen, denn ich halte Sie für einen braven Mann und wünsche Ihnen noch hundert glückliche Seefahrten." Der Friedensschluß ward mit einer Flasche Portwein ratificirt. Der Capitän weiß nicht, was er mir thun soll. Mit eigener Hand hat er mir so eben in der Kajüte ein gemächliches Lager bereitet und um ihn nicht zu kränken, muß ich mich darein fügen, obwohl ich mit jedem Tage hoffe, den Hafen zu erreichen. Kaum konnte ich ihn verhindern, daß er mir seinen eigenen Platz räumte.

— Welch eine große Handels- und Seemacht könnten Holland und der deutsche Handelsbund in innigster Verbindung ausmachen! Vereinzelt, halten sie sich beide auf, bleiben beide schwach zur See. Daß wir Deutsche doch das aufgaben, was die übrigen mächtigen Völker stets als erstes Gesetz im Auge behielten, Einheit und Untheilbarkeit,

weshalb ſie Ausländer vom Throne ausſchloſſen oder ihren Königen verboten, außer Landes zu regieren! Heute haben wir nur noch den freien Weg der Conföderation, wovon ſchon zur Zeit der Reformation Beiſpiele vorkommen. Das Bedürfniß dazu hat ſich ſeit ſechzig Jahren in verſchiedenen Richtungen geltend gemacht, wiſſenſchaftlich wie politiſch und commerziell. Es ſteht zu hoffen, daß eben dieſes Bedürfniß auch Holland dem deutſchen Körper wieder zuführe.

Den 18ten.

Immer kreuzen wir in der Manche vor dem großen Waſſerthore zwiſchen Calais und Dover und können nicht durch, dem Pfeil des Windes entgegen — wir ſind wahre Kreuzfahrer. Dahingegen ſehen wir noch immer oft im ſelbigen Augenblick zwölf Schiffe mit vollen Segeln an uns vergnügt vorbeieilen, die zum Theil aus den fernern deutſchen Häfen kommen. Mußte uns dieſes, bei weniger Selbſtſucht, nicht über unſre eigne Lage tröſten? Aber das liebe Ich bleibt doch der Mittelpunkt der Welt, und trotz Nikolaus Kopernikus meinen wir, Sonne, Geſtirne und Firmament drehen ſich um den Punkt, den ſeine Bewohner Erde nennen.

Der Einfluß der wiſſenſchaftlichen Entdeckungen im Gebiete der Natur auf die Vorſtellungen und Religionen der Völker iſt groß, meiſt verneinend und ſichtend. Die Vorſtellung der Tibetaner des Hochgebirges, die Erde habe die Geſtalt eines Zuckerhutes, deſſen Spitze ſie bewohnen, müßte mit allen zuſammenhangenden religiöſen Ideen zerfallen bei beſſerer Kenntniß der Welt. Die abſtrakte Regelmäßigkeit in der Bewegung der Himmelskörper hätte Niemand mehr als Gottheit verehren können, dem unſere Aſtronomen oder auch Mechaniker im Modelle den natürlichen Zuſammenhang davon erklärt hätten. Eine tiefere

Einſicht in die Natur mußte den Olymp verrücken; Zeus Blitze entlockt jetzt im Kleinen der Knabe ſpielend mit der Glasſcheibe. Wie mußte das Kopernikaniſche Geſetz den Maaßſtab für den Raum und das Weltgebäude vergrößern! Es liegt in einmal errungenen Wahrheiten wie in unläugbaren Thatſachen eine Kraft, die am Ende jeden Widerſpruch überwindet und ſich abſolute Geltung verſchafft. Das Widerſtreben der Kleriſei gegen jenes Geſetz war natürlich; lächerlich iſt nur, anzunehmen, ſie habe es aus bibliſcher Orthodoxie als Ketzerei verdammt, etwa bis ſie entdeckt, daß es in der Bibel heiße: „Sonne ſtehe ſtill!“ Als man ſich noch Sonnen und Weltall um die Erde kreiſend dachte, da war nur für dieſe die Schöpfung geſchehen, nur um des Menſchen willen, ihres Meiſterſtücks, und kein Traum daher zu groß für ſeine Größe. Der Stellvertreter des Herrn auf Erden, dem die Macht zuſtand, zu binden und zu löſen, mußte ſeine vermittelnde Stellung zwiſchen Himmel und Erde nothwendig aus einem noch als wirklich gedachten in ein ſymboliſches Verhältniß umwandeln ſehen, als Kopernikus jenen Traum zerriß und den Himmel ſo unermeßlich hoch und weit baute, die Erde ſo klein machte. Die unzählbaren Sterne ſind eben ſo viele Sonnen, von ähnlichen Erden umkreist, die im unermeßlichen Weltraum dunkel verſchwinden — der längſte Durchmeſſer der Erdbahn iſt nur im Vergleich der Entfernung des nächſten Fixſternes Null, denn wir haben kein Inſtrument, fein genug, um den Winkel zu meſſen, deſſen Sinus unſer fernſter Abſtand von der Sonne, deſſen Coſinus die Entfernung des Sirios iſt. Bei dieſer Unermeßlichkeit der Weltgröße reicht keines Sterblichen Hand unmittelbar mehr an den Himmel.

Doch haben die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften in dem durch ſie bewirkten Umſchwunge auch viel Gutes unter dem Falſchen mit fortgeriſſen und manche Lebenskeime mit

Schlamm übergoſſen. Sie haben ſich aufgebläht, als hätten ſie nun ihrerſeits alles Wiſſen, alle Wahrheit und alle Gewalt, und ſo haben ſie aus ihren aufgedunſenen Leibern hineingeſtunken in Gebiete, die ihnen fremd ſind. Es giebt Menſchen, die zu kleinmüthig, um an ſich ſelbſt, an die Immanenz ihres Geiſtes in Gott zu glauben, wieder andrerſeits ſo hochmüthig ſind, daß ſie nicht zögern, die frevelnde Hand an das Heiligſte zu legen und ſich über Offenbarung und Glauben, Geſchichte und Wirklichkeit, Gott und ewiges Leben hinweg zu dünkeln. Was den Starken läutert und erhebt, wie der reine Born der Wiſſenſchaft, das ſtürzt den Schwachen oft in Irrthum und Verzweiflung.

Im ganzen Alterthume ſieht man den Fortſchritt der Wiſſenſchaften die alten Volksreligionen erſchüttern, weil dieſe an ſich unwahr und in ihrer Einſeitigkeit und Trennung, innerer Entwicklung unfähig, nothwendig der tiefern Erkenntniß und den zur Anerkennung zwingenden Thatſachen erliegen mußten. Je mehr aber die Menſchen ſich von der Natur, dieſe immer tiefer erkennend, befreiten, und zu dem wahrhaftigen und wirklichen Gott emporhoben, deſto mehr mußten ſie dieſen nicht bloß in der Natur, ſondern auch im Geiſte und in der Wahrheit ſuchen und verehren. In Chriſto, dem Herrn, erſcheint die Befreiung von der Natur vollbracht. Und weil eben das Chriſtenthum die Befreiung des menſchlichen Bewußtſeins, d. i. die Erlöſung, will, darum hat es das Prinzip des ewigen Lebens in ſich, ewige Dauer.

Alle Erweiterungen der Philoſophie wie der Naturwiſſenſchaften, können am Ende das Chriſtenthum nur beſtätigen, feſter begründen, fördern. Die ſchärfeſten Denker waren ſtets Stützen des lebendigen Glaubens. In Griechenland aber blühte die Philoſophie, als ſeine Volksreligion verſunken war, und als der Römer Aberglaube ſank, war der Stoizismus am verbreitetſten. Wie die erhellte Vernunft bei

dem Einzelnen, wirkt die Philoſophie in der Geſchichte. Sie erhebt uns über den Zwieſpalt unſerer Natur, indem ſie ihn vermittelt; aber ſie ſpringt nicht leichtſinnig hinüber und wankt nicht hin und her — ſie läßt nicht ab vom innern Kampfe bis ſie den Sieg errungen. Je größer der Zwieſpalt, je tiefer der Abgrund, den der Fortgang der Dinge aufgeworfen, deſto größer auch ihre Anſtrengung, ihn wieder auszufüllen und den Standpunkt der Verſöhnung zu erringen. Die Wiſſenſchaft läßt keine Wahrheit fahren, ſie behauptet ſie gegen alle äußere Gewalt — iſt ſie doch das Eigenthum der Menſchheit geworden, die ſich nicht ſelbſt berauben kann. Die chriſtliche Lehre würde ihr unterliegen, wäre in dieſer nicht die einzige Wahrheit. Denn Rückgang von der Wahrheit wird mit jedem Schritt unmöglicher. An der Philoſophie läutert ſich die chriſtliche Lehre im menſchlichen Bewußtſein, ſie ſchützt das göttliche Feuer in uns durch alle Zeitſtürme, durch Erſchütterung und Hinfall. Voran in der Welthiſtorie bewegt ſich das Reich der Ideen, ſtets ſtrebend, alle Zerwürfniſſe im Bewußtſein der Einzelnen, der Völker und der Menſchheit auszugleichen und aus ihnen wie aus dem ganzen kämpfenden und ſterbenden Leben immer ſchönere Sproſſe und Blüthen an die Sonne zu ziehen.

Den 19ten.

Je länger man auf der offnen See, deſto lieber wird einem der geſtirnte Himmel. Der Tag bietet geringe Abwechſelung — Himmel, Waſſer, die Sonne und ihr Lichtreflex im ſilbernen Strahlenbüſchel. Die Uhr läuft einförmig ab, bis die Sonne den Meeresſpiegel mit flammender Gluth küßt und ob der feurigen Umarmung Meer und Himmel wiederſtrahlen. Jetzt verkündet die blinkende Venus ein neues Schauſpiel. Ein Himmelslicht nach dem andern wird ſichtbar, nach dem Nordſtern beobachtet man des Schiffes

Lauf, um ihn herum tanzen die Bären, ſchwingt ſich die Welt, ein Sternbild nach dem andern geht auf und unter und das Mondlicht ſchaukelt ſich auf den dunkeln Wellen. Wie über uns funkelt's auch unter und um uns. Um das Schiff, beſonders am Rande bis auf mehre Fuß ins Meer und in dem an den Planken aufſchlagenden Waſſer, wo die Reibung am ſtärkſten, leuchtet und karfunkelt die See und mit den Wellen tanzt der Phosphorſtrom rings auf und abwärts und fernhin bewegen ſich der Schaum und die gekräuſelten Spitzen auf den Wellen, wie Geſpenſter über Grabhügel. Iſt der Himmel trübe, ſo ſpäht man Abends ängſtlich, ob nicht irgend ein lichter Punkt aus einem Stern ſich zeige, und wo die Wolken ſich zertheilen und Sterne zum Vorſchein kommen, begrüßt man ſie herzlich wie alte Bekannte und treue Gefährten. In recht ſchwarzer Nacht aber leuchtet der Meeresſchaum wie weißes Licht, funkenſprühend fährt das Seeroß durch die Wogen, wie über flammende Feuerſchirme und läßt hinter ſich her im Geleiſe der Fahrt einen langen leuchtenden Schweif.

Wenn der Mythologie nicht Wirklichkeit zu Grunde läge, ſo könnte man ſich wundern, daß die Alten auf dem Polarſtern keinen Sitz der Götter errichtet haben, von wo aus die Welt gelenkt würde. Der Nordſtern iſt am Himmel, was der Fürſt auf der Erde. Um ihn ſcheint ſich das Univerſum zu bewegen, in ſeiner Nähe in kleinerem Kreiſe die Großen des Reichs, nach dem Zweikammerſyſtem breit im großen und dichter nebander im kleinen Wagen, in entferntern größern Kreiſen das Volk, in zwölf Provinzen oder Sternbilder vertheilt, durch die aber die Licht ſpendende Sonne geht, jedes Sonnenſyſtem iſt eine Gemeinde, der dunkle Planet iſt der einzelne obſkure Menſch; der Kaiſer ſelbſt lenkt das Ganze. Das Bild könnte ein Chineſe erfunden haben. Und doch iſt jene große allgemeine Bewegung

um den Nordstern nur Täuschung, Täuschung wegen der besondern Stellung des bäurischen Planeten Erde!

Gegen Abend.

Die Freude ist schon vorüber, es weht wieder Ostwind. Wir werfen eben Anker im Angesicht der französischen Küste von der Sonnenmündung bis an das Kap Gris-Nez, unfern Boulogne, und hoffen diese Nacht auf Südwind. Herrliches Wetter sonst! — Dort oben auf einer Anhöhe der Küste über Boulogne steht eine hohe Säule, die Schiffer nennen sie den Napoleonsthurm, von dessen Spitze man die, sieben deutsche Meilen entfernte, englische Küste erblickt, erinnernd an die vielfressenden Pläne Napoleons. Er steht da wie ein langer Windbeutel, lüstern nach der schönen Britannia hinüber lorgnettirend, die ihm unerreichbar ist.

Den 20sten.

Endlich, o Glück! ist das Thor von Calais passirt und wir befinden uns im Deutschen Meere. — Bei schönem Wetter und wenig Wind kann man sich von der Strömung, zumal in östlicher Richtung, im Kanal forttreiben lassen, sobald der Gegenstrom eintritt, Anker werfen und wieder mit der folgenden weiter gehen. Bei gutem Wetter dauert die Strömung östlich im Kanale acht, die westlich nur vier Stunden, weil das offene Meer weit mehr durch die breite Mancha, als durch das Thor von Calais drücken mag; ferner weil die Fluth wegen der Fortrückung des Mondes mit jedem Tage 48 Minuten später eintritt und nach Osten fortrückt, in dieser Richtung also gewinnt. Auch ist bei den meisten Flußmündungen die Ebbe viel kürzer als die Fluth. — Wir benutzten nun gestern Abend die Windstille und lichteten gegen 9 Uhr die Anker, als der östliche Strom begann; gegen dessen Ende aber trat Regen und günstiger Wind ein, so daß wir mit Gott nun bald in Holland sein werden.

Die Küste ist von der Calaisbank an, dem Godwinsand gegenüber, bei Dünkirchen, Nienport, Ostende, allen Inseln an den Mündungen von Schelde, Maas, Rhein vorüber bis an die Südwestspitze des festen Landes von Holland (het hock van Holland) mit Sandbänken besetzt. Die gerade Dünenstrecke von diesem Huck bis nach Helder und dem Texel, wo die Einfahrt in den Zuidersee und der große Kanal nach Amsterdam beginnt, ist zwar sicherer, hat aber keinen großen Hafen; kein Stromarm (Revier) mündet auf ihr ins Meer, als nur mit Hülfe von Schleusen bei Catwik op Zee der alte Rhyn, der der unbedeutendste unter den Rheinarmen, die dem Meere zuwallen, oft zu dem Bilde hinsterbender Größe, des Untergangs von Rom, mißbraucht worden ist. In der That, der Rhein erlebt das Schicksal mancher großen Völker, deren ursprünglicher Name sich nur in einem kleinen Theil erhält, während die größern im Zusammenfluß mit andern Völkern ihre Namen umtauschen. Vom Texel an entlang der friesischen Küste und in der Südsee giebt es wieder viele Sandbuntiefen. Alle diese, zu Zeiten Hollands Schutz, bringen der Schifffahrt große Nachtheile. Jährlich, besonders während der Nordweststürme, gehen in diesen Gewässern viele Schiffe unter. Dazu kommt Winters der dicke Nebel und die niedere nicht weit sichtbare Meeresküste. Die Holländer sind hier noch am sichersten; fremde Schiffe treiben sich oft monatelang in der Nordsee herum, weil sie bei den steten Nordwinden sich der Küste nicht zu nähern wagen. Fährt ein Schiff auf eine Sandbank, so bricht es augenblicklich in Trümmer und Mann und Maus darauf ist verloren. Beim Scheitern eines Ostindienfahrers auf dem Godwinssand kürzlich haben sich zwei Matrosen wunderbar genug, jeder auf einer Art hölzerner Verschläge, die die innern Schiffsräume oben zuschließen, gerettet; der Wind hatte sie merkwürdiger Weise vier Meilen auseinander

getrieben, als eine englische Brigg die auf einem Stück Holz Schwimmenden auffischte.

Den 21. October.

O, glückliche Nacht, wenig hohes Meer, herrlicher Wind! Schnell ging es zwischen den furchtbaren Sandbänken hin. Ich beobachtete unsern jungen Steuermann, der fort und fort auf das emsigste mit dem Senkblei die Tiefe des Grundes maß. Als aber die Fäden immer weniger zu werden schienen, hielt er plötzlich damit inne und in seinem erblassenden Gesichte drückten sich Unruhe und Angst aus. „Warum legt Ihr das Senkblei bei Seite, Steuermann, frug ich ihn, und ängstigt Euch ohne Noth?“ — Er warf einen Blick, der fast Verzweiflung ausdrückte, auf mich und antwortete dann leise: „Es hat viele Ursachen, wir sind einer Untiefe nahe, ohne es zu wissen — ich mag nicht mehr messen, mag nun kommen was will. — — Glaubt nicht, ich sei um mein Leben besorgt — aber wenige Wochen vor meiner letzten Abfahrt aus Holland vermählte sich mir am Altare des Herrn ein junges Weib, ach, ihr Schmerz wenn wir uns nicht wieder sähen — sie würde ihr Leben lang untröstlich sein.“ — Er stand da wie eine Säule und ich störte ihn nicht mehr in seinem Sinnen.

— Alle Besorgniß zu Ende, Niederlands Küste liegt vor uns, die Inseln Ofer Flacque und Voorn. Freilich den schönen Felsgestaden Spaniens, Portugals und Englands nicht zu vergleichen, taucht sie nur wie ein niederer grüner Wall aus dem Meere auf. Willkommen, willkommen, deutsche Erde, der See entrungen! — Eben kömmt ein Lootse an Bord, uns sicher nach Hellvoetsluis zu geleiten, wo der die Insel Voorn durchschneidende Kanal beginnt. —

Rotterdam, 23. October.

Mit einem harten Krach ſtieß die wohlbeladene Seemeuve an das Land, oder eigentlich an den künſtlichen Krippendamm, und lief ſofort in den Kanal ein. Zwei Minuten währte das Blombiren der Ladung und das Nachſehen der Geſundheitsatteſte. Kein Polizeibeamter begehrte Paß oder Sicherheit, Niemand und der Staat am wenigſten Trinkgelder. Holland iſt noch ein freies Land und den Fremden beläſtigt es in keiner Weiſe.

Noch hin und her ſchwankend von der fünfwöchentlichen Fahrt auf offener See ſtund ich auf dem Walle des Hafens und der Feſtung Hellvoetsluis und genoß des wunderhaften Anblicks über das grüne Eiland, das niedriger gelegen iſt als das rings umher brauſende Meer. Alle Straßen laufen auf Dämmen, die zugleich Schutz bieten, bricht das Meer an einer Stelle durch. Ganz was Neues waren mir die modern gekleideten Damen, die am Arme von Officieren auf den Feſtungswällen promenirten. Viele Schiffe lagen im Kanal umher. — Drei Pferde zogen uns eiligen Laufes, durch Segel unterſtützt, bis an die andere Mündung des Kanals in den mächtigen Rheinarm, der bei Rotterdam vorüberfluthet. Dort blieben wir die Nacht, andern Morgens die Fluth erwartend. Der Capitän führte mich der Unterhaltung wegen zu einer in der Nähe wohnenden, ihm befreundeten Familie, wo man uns mit Kaffee, langen irdenen Pfeifen und allerlei Backwerk aufwartete und wo ich ſofort Gelegenheit fand, die holländiſche Reinlichkeit und Nettigkeit, auch die durchſichtige Haut, den ſchönen ſchlanken Wuchs und das innere Feuer der holländiſchen Frauen zu bewundern.

Reizend iſt die Fahrt auf dem ſeebreiten Gewäſſer zwiſchen dem feſten Lande und der Inſel Yſſelmonde (ſogenannt, weil ſie vor der Mündung des Fluſſes Yſſel liegt)

an Vlardingen, Schiedam, Delfshaven vorbei nach Rotterdam. In Schiedam, jetzt dem größten Stapelplatz für die holländiſche Häringsfiſcherei, wo herum auch der beſte Jenever gebrannt wird, wohnen die Frauen des Capitäns und des Steuermanns. Wir fuhren dort mit unſerm Schiffsboot an. Die Familien beider Seeleute, von unſerer Ankunft längſt benachrichtigt, waren zur Begrüßung verſammelt. Faſt alle Augen wurden naß. Rührend beſonders war es zu ſehen, wie die junge hübſche Frau des Steuermanns in der koſtbaren ſittig verhüllenden goldgebrämten Landestracht, in Thränen zerfließend, kein Wort hervorbringen konnte, wie ſie da ſtund, unfähig ſich zu bewegen im Uebermaaß der Empfindung, und wie der Mann vor ihr, die Hoffnung ſeiner Vaterſchaft ſchauend, ſie mit jenem Entzücken betrachtete, das keinen Ausdruck kennt. Endlich flüſterte er ihr Ein Wort zu — es mußte ein angenehmes Wort ſein, denn wie die Sonne durch den Regen lachte ihr Antlitz durch ihre Thränen auf, und ſie drückte ihm heimlich die Hand. Bald fuhren wir nach unſerm Schiffe zurück in Begleitung der Frau des Capitäns, einer kräftigen, lebensheitern Matrone, die jetzt ihrem Manne die Küche beſorgt. „Capitän, ſagte der Steuermann unterwegs, ich habe meiner Frau verſprochen, dieſe Nacht von Rotterdam nach Schiedam hinüber zu ſpringen, Ihr habt doch nichts dagegen?“ Die Antwort lautete nach Wunſch. Drei Stunden ſpäter liefen wir inmitten eines Waldes von Maſten in den belebten Hafen Rotterdams ein.

Bei dem Beſitzer unſeres ſowie vieler andern Schiffe fand ich einen Brief von meinem älteſten Bruder vor nebſt einer Summe, doppelt ſo ſtark als ich gewünſcht hatte. Nachdem die Rechnung abgemacht, auch die gute Laune meiner braven Reiſegefährten bedacht worden, eilte ich in ein Gaſthaus. Die Begrüßung des Kellners Jan: „Myn

Herr, een Pype!“ erwiederte ich mit der: „Jan, eine Flaſche beſten Rheinwein!“ Und ich erhob den erſten Becher voll des lang entbehrten perlenden Traubenſaftes, des edelſten, den Gottesſonne reift, und trank ihn mit pochendem Herzen aus auf Dein Wohl, mein Vaterland!

Amſterdam, 26. October.

Ich nahm meinen Weg von Rotterdam über Haag und durch ein ſaftig grünes, waide- und gartenreiches, monumentales Land, das von Deutſcher Kraft und Beharrlichkeit ruhmwürdiges Zeugniß ablegt. Im reichen Haager Muſeum feſſelte mich eine Madonna von Murillo. Ich konnte mich von dem ſchönen Bilde nicht losreißen, das mir tauſend Erinnerungen, tauſend Geſtalten aus Spanien zurückrief, bis meine Phantaſie bei der holdeſten, liebſten von allen verweilte — bei der ſchönen Marqueſe. Waren das nicht ihre keuſchen Lippen, ihre edle, erhabene Stirn, ihre gottvollen Augen? Und dieſe Wärme, dieſes Athmen, dieſe Hingebung, dieſe innige Sprache des Herzens, dieſe Anmuth in jedem Zuge, dieſe Liebe in jeder Bewegung — alles erinnerte mich an ſie! — — — — So in dem Bilde verloren, weckten mich plötzlich die Stimmen einiger hinter mir Eintretenden aus dem Traume. „Ach, ach, das iſt himmliſch!“ rief die eine. „O, ſehen Sie doch, dieſe Tulpe iſt unvergleichlich gemalt!“ die andere. „Nein das iſt gottvoll, dieſe Aurikel da und dieſe Roſe da, man ſieht ſie blühen und duften!“ die dritte. Und alle acheten nun im einigen unaufhaltſamen Chor: „Himmliſch, unvergleichlich, unausſprechlich, unnachahmlich, gottvoll, gottvoll!“ — — Ich räuſperte mich und ſah mich um. Vor Blumenſtücken von ſehr mäßigem Werthe ſtunden bewundernd deutſche Frauen, ihrer Ausſprache nach aus Berlin. Ja, nun biſt du wieder im guten Deutſchland! dachte ich, denn nie hatte

ich in den Madrider Sälen ſolche laute Ausbrüche des Erſtaunens und Bewunderns vernommen. Ich ſtürzte zum Muſeum hinaus, eilte in einen Wagen und flog ohne fernern Aufenthalt über Leyden und Harlem nach Amſterdam in die Arme meiner Verwandten. „Wahrhaftig,“ rief mein Bruder nach der erſten Freude der Begrüßung: „wahrhaftig, Du ſiehſt aus wie das ewige Leben, nie ſah ich Dich ſo wohl, ſo blühend als jetzt nach Deiner abenteuerlichen Fahrt, auf der wir Dich ſchon zweimal für todt beweint haben — ich meine, die geſchwätzige Fama hätte keinen Menſchen je angenehmer hintergangen. Nun ſetze Dich hier auf den Großvaterſtuhl, ſo iſt es Recht, zuerſt klingen wir die Gläſer an auf das freudige Wiederſehen und dann erzählſt Du uns recht viel von Deinen Erlebniſſen.“

In der Verlagsbuchhandlung von Karl Göpel in Stuttgart ist erschienen:

Hellas und Rom.

Vorhalle des klassischen Alterthums

in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literär-geschichtlichen Erläuterungen begleitet von Prof. Dr. K. Fr. Borberg.

Mit einem Vorwort von Joh. Kasp. von Orelli in Zürich.

(In vier Abtheilungen zu vier Lieferungen à 48 kr. oder 15 Sgr. preuß.)

Erste Abtheilung.

Die Dichter des hellenischen Alterthums.

Höchst elegante Ausstattung, Octav, 64 Bogen. Preis: 3 fl. 12 kr. rh. oder 2 Thlr. preuß.

Das hier dem Publikum gebotene Werk ist nach einem ganz neuen und eigenthümlichen Plane bearbeitet; es ist besonders bestimmt, als eine geordnete Beispielsammlung bei Vorträgen über alte Literatur-Geschichte auf Gymnasien und Universitäten zu dienen, als welche es sich bereits der Anerkennung competenter Stimmen in vollem Maaße zu erfreuen hat. Zugleich aber macht dies Werk, wie zuvor kein anderes, auch dem größern gebildeten Publikum, eine Uebersicht und den Genuß der gesammten klassischen Literatur möglich, und führt in die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthume selbst ein. Es ist etwas ganz anderes, und viel mehr, als eine bloße Blumenlese, am wenigsten eine regellose, dergleichen ein Verleger als von gleicher Tendenz und Ausführung wie unser Werk anzupreisen sich angemaßt hat, um dadurch derselben, die ihm liegen geblieben, Absatz zu verschaffen. In dieser Beziehung bitten wir jeden Literaturfreund, zu prüfen, zu vergleichen, ehe er kauft, und besondere Aufmerksamkeit dem Vorwort des Herrn Prof. von Orelli, und der vortrefflichen, den umfassenden Plan des Werkes ausführlicher darlegenden Einleitung des Herausgebers zu widmen. Eigene Ansicht des Werkes wird von der gediegenen und geschmackvollen Bearbeitung, der umfassenden Reichhaltigkeit und dem inneren unvergänglichen Werthe desselben am Besten überzeugen, so wie, daß man ein so belehrendes, Geist und Geschmack bildendes und veredlendes Werk zu einem wohlfeileren Preise, als dafür festgestellt ist, nicht wird erwerben können. Es wird einen würdigen Platz in der gewähltesten Bibliothek einnehmen, und sich zu Geschenken, nicht sowohl für Studirende auf Universitäten und Gymnasien, als auch für Freunde und Freundinnen einer geistvollen Lektüre vorzugsweise eignen.

Zu eigener Ansicht und Prüfung wird das Werk von allen Buchhandlungen bereitwilligst vorgelegt, und Subscription darauf angenommen.